Pantheon.

Deutsche Dichter- und Wissensfürsten.

Otto Spamer's

Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek, X. Serie.

Pantheon.

Große Menschen und denkwürdige Ereignisse

aus der Geschichte

aller Zeiten und Völker.

Deutsche Dichter- und Wissensfürsten.

im

XVIII. & XIX. Jahrhundert.

In Lebensbildern für die deutsche Jugend und das Volk

von

Franz Otto.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern 2c.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1873.



Schiller, das Lied von der Glocke dichtend.


Deutsche Dichter- und Wissensfürsten. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.


KARL
RITTER
HERDER
VERLAG VON
OTTO SPAMER



Schiller, das Lied von der Glocke dichtend.

[illegible] Leipzig: Verlag von Otto Spamer.


Dichter und Wissensfürsten
KARL RITTER
LEOPOLD von BUCH
HERDER
KLOPSTOCK
VERLAG VON
OTTO SPAMER.
LEIPZIG.
DUNKER u. PEISER X A.

Deutsche
Dichter- und Wissensfürsten
im
XVIII. und XIX. Jahrhundert.

In Lebensbildern für die deutsche Jugend und das Volk.

In Verbindung

mit

Dr. Otto Banck, Dr. H. Birnbaum, M. O. Mohl, H. Steinhard,
W. Wagner, Aug. Werner

herausgegeben

von

Franz Otto.

Inhalt:

Mit sechzig Text-Illustrationen, einem Frontispice, einem Buntbild und fünf Tonbildern.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1873.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.



Zur Einführung.

Am Schlusse des zweiten Jahrzehnts seit Begründung der „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek" müssen wir uns sagen, daß wol die geschichtliche und vornehmlich geographische Richtung gebührende Pflege gefunden; für umfänglichere Lebensbeschreibungen, beziehentlich zu Vorführung solcher bedeutsamen Persönlichkeiten, welche ihrer Zeit den Stempel ihres Genies aufgedrückt haben, ließ sich jedoch bisher innerhalb des Rahmens jener Sammlungen der erforderliche Raum nicht, oder richtiger, nicht ausreichend gewinnen. Und doch ist im Allgemeinen der Mensch dem Menschen das Interessanteste! Oder giebt es in der Völkergeschichte und in der Geschichte des Menschengeistes etwas Anziehenderes und Lehrreicheres, als das Leben Derjenigen, welche entweder die Fäden der Geschichte in der Hand hielten, oder welchen in Rücksicht auf Kultur- und Geistespflege ein hohes Verdienst zuzusprechen ist, erhabene Geister, die an dem unausgesetzten und unaufhaltsamen, nur bald langsameren, bald rascheren, jedoch nie stille stehenden geistigen und sittlichen Fortschritte des großen Ganzen ihr Leben lang rüstig und erfolgreich mitarbeiteten! Wie viel Stoff zu fruchtbringenden Betrachtungen liegt in der Vergleichung solchen würdigen Lebens und Thuns!

Ziehen wir allerdings ein Facit am Schlusse von dergleichen Betrachtungen, da müssen wir uns nicht selten sagen, daß das friedliche Streben der Wohlthäter der Menschheit nur zu oft an bleibendem Glanz von dem kriegerischen Schein, der die Häupter der Heroen des Schlachtfeldes umgiebt, übertroffen wird. Aber während meist aus der Blutsaat neue Bluternten hervorgehen, mehret sich der von Helden des Friedens ausgestreute Segen von Geschlecht zu Geschlecht.

Von solchen Gedanken ausgehend, haben wir es, um die oben erwähnte Lücke im Gefüge unserer „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek" auszufüllen, unternommen, eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten, Helden des Friedens und des Krieges,*) unseren Lesern vorzuführen, deren Leben besonders für Jugend und Volk von Interesse ist.

Vor Allem der Stoff und Inhalt dieses Bandes, der unseren jugendlichen Freunden das Thun erhabener Geister unseres Volkes vorführt, preiswürdige Leistungen, die nicht nur dem Volke, dem jene Heroen entstammen, die vielmehr der ganzen Menschheit zu Gute gekommen sind: wir meinen die jener Geistes- und Wissensfürsten aus dem goldenen Zeitalter des deutschen Schriftthums.

Als in den Jahrhunderten nach Luther, seit den Tagen des mörderischen Dreißigjährigen Krieges, die deutsche Sprache immer tiefer von ihrer Höhe herabgesunken war, betraf auch Poesie und Prosa das Schicksal des Verfalls. Die Poesie glich seit Silesius, durch das Gebaren von Hoffmannswaldau, Lohenstein und ihren Nachfolgern einem Hexentanzplatz, wo ungesunde Verrenkungen und Verwirrungen, wo Geschmacklosigkeiten aller Art ihr Wesen treiben durften, während die Prosa durch einen Wust von Plumpheiten kläglich erdrückt ward. Widerwärtige Schnörkeleien, eine Menge eingestreuter fremder Wörter und Ausdrücke hatten den kühnkräftigen Sprachgeist, welcher Dr. Martin Luther's Bibelübersetzung durchdrang, aus der Redeweise des Volkes verdrängt und die Schriftsprache bis zum Unverständniß entstaltet. Ausländische Muster bildeten schier hundert Jahre lang die Vorbilder für Diejenigen, in welchen die geistige Schaffenslust nicht völlig untergegangen war. Ein Leibnitz schrieb seine epochemachenden philo-

---

*) Gleichzeitig mit diesem sind erschienen:

Auf hohen Thronen. Große Herrscher und Kriegsfürsten im XVIII. und XIX. Jahrhundert. In Lebens- und Geschichtsbildern der Jugend und dem Volke vorgeführt von Franz Otto. Mit 100 Text-Illustrationen, Bunt- und Tonbildern 2c. Geheftet $1\frac{1}{6}$ Thlr. = 2 Fl. 6 Kr. rh. Elegant gebunden $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh.

Inhalt: Friedrich der Große. — Kaiser Josef II., der Menschenfreund auf dem Throne. — Der neue Cäsar.

Tugendhafte und große Bürger der Alten und Neuen Welt. In Lebens- und Geschichtsbildern der Jugend und dem Volke vorgeführt von Franz Otto. Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Bunt- und Tonbildern 2c. Elegant geheftet, $\frac{5}{6}$ Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. rh. In elegantem englischen Einbande 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh.

Inhalt des vorliegenden ersten Bandes: Vier große Bürger der Neuen Welt, die Helden und Wohlthäter ihres Volks. George Washington und Benjamin Franklin, die Gründer der Nordamerikanischen Union. — Baron Friedrich Wilhelm von Steuben, ein Vorkämpfer für die Selbständigkeit der Neuengland-Staaten. — Abraham Lincoln, Wiederhersteller der großen transatlantischen Republik.

sophischen, naturhistorischen und mathematischen Werke lateinisch oder französisch, gleich dem großen König von Preußen, der zugleich größter Feldherr seiner Zeit und sich selbst Biograph gewesen ist. — Die Bestrebungen eines Gottsched, den verdorbenen Zeitgeschmack zu reinigen, brachten allerdings wieder die klassischen Vorbilder der Alten in Erinnerung und den Hanswurst, der sich überlebt hatte, zum Fall. Indessen von solcher Stelle aus konnte kein Messias für unser Schriftthum ausgehen. Die Vorliebe des Leipziger steifen Professors zu den für ihn mustergiltigen französischen Literatoren war kaum geringer, als seine Pedanterie und seine eigne übergroße Werthschätzung.

Aber lebendig und immer regsamer war es doch auch bei uns im Reiche der Geister gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts geworden. Just zu derselben Zeit, als Friedrich der Zweite durch seine Kriegsthaten und Regentenweisheit alle Welt mit seinem Ruhme erfüllte und den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte: damals begann auch neues Leben das Düster der Novembertage zu durchbrechen, welche, gleich einem Alp, so lange schon auf der Fortentwickelung der deutschen Literatur, vornehmlich der Dichtkunst, lastete. Ein wonnig-geistiger Frühling zog heran; er machte die eisigen Rinden aufthauen und verscheuchte rasch die Nebel, die den deutschen Geist verhüllten. Die deutsche Dichtkunst erhob sich von Neuem und ihre duftigen Blüten entzückten die Herzen aller gebildeten Deutschen. So schließt sich denn der glänzenden Epoche der Regierung des großen Königs das goldene Zeitalter unserer Literatur an, und der Frühling und der Sommer derselben fällt wiederum zusammen mit der Blütezeit der deutschen Tonkunst. Seitdem liegt ein großer duftiger Garten vor uns im Lichte der Sonne, in welchem wir uns erfrischen und dessen unvergängliche Blüten Herz und Sinn erfreuen, dessen gereifte Früchte wir genießen.

Wie sehr nun auch der Mann, welcher dem vorigen Jahrhundert seinen Namen verlieh, wie sehr auch Friedrich II. der edlen Tonkunst zugethan war: mit der deutschen Dichtkunst hat er sich niemals recht befreunden können. Und so kannte dieser erhabene Geist unsern großen Lessing, der seine schönsten Werke in der Zeit zwischen 1750 und 1780 schrieb, so gut wie gar nicht. Hätte er die deutschen Schriftsteller nicht gar zu geringschätzig betrachtet, so würde ihm auch nicht die Wandlung haben verborgen bleiben können, welche durch Lessing auf dem Gebiete der deutschen Literatur vor sich gegangen. War es doch nach dem Vorgange jenes edlen Geistes mittlerweile gelungen, unsere Ausdrucksweise im Reden, Dichten und Schreiben und auch unsere Art des Denkens gänzlich umzugestalten und zu veredeln. Und daß dies so gekommen, das ist eben Lessing's größtes Verdienst. Unter welchen Verhältnissen er diese außerordentliche Wandlung zu Stande gebracht, werden die nachfolgenden Blätter uns zeigen. Weil dieser erhabene Denker dasjenige, was er lehrte und wollte, so musterhaft darzustellen verstanden hat, deswegen hat man Gotthold Ephraim Lessing den Reformator der deutschen Literatur genannt.

Die Kunst soll das Leben verschönern und die Deutschen haben redlich an der Lösung dieser preiswürdigen Aufgabe gearbeitet. Doch auch sie war bei uns während der schlimmen Periode nach dem Dreißigjährigen Kriege in kläglichen Verfall gerathen; während der Herrschaft des Rococo und der Zopfzeit hatte die Formenschönheit einer geistesöden Dürftigkeit und trostlosen Leere

Platz gemacht. Man erwartete und empfing bei uns, wie in der Literatur, seine Kunst-Vorbilder vom Auslande. Die Malerei fing im vorigen Jahrhundert allerdings wieder an, sich aus ihrer Versunkenheit zu erheben; Bildhauerkunst und Architektur dagegen harrten noch des Messias, der sie zu neuem Leben wach rufen sollte. In dieser Zeit trat ein anderer deutscher Mann, Johann Joachim Winckelmann, lehrend und ermunternd auf. Er wies auf die Nothwendigkeit hin, die klassischen Vorbilder des Alterthums, vornehmlich Griechenlands, zu studiren und sie nachzuahmen. So gebührt auch hier der deutschen Wissenschaft die Ehre, die Vorarbeiten übernommen zu haben, durch deren Weiterverfolgung die Kunst wieder zu hoher Ausbildung gelangen sollte.

Literatur und Kunst gehen stets Hand in Hand. Gedeiht die eine dieser holden Schwestern, so durchdringt auch die andere neues Leben. Auch für die Kunst erschien eine neue, eine herrliche Blüte und Reife. Heute stehen Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Musik überall in hohen Ehren, eine große Anzahl bevorzugter Geister schaffen jahraus jahrein preiswürdige Werke. Viele sahen sich hierbei von Freunden des Schönen, von Fürsten und Herren, von reichen Bürgern, von edlen Männern und Frauen unterstützt; Andere dagegen, auf sich selbst angewiesen, mußten sich mühselig durcharbeiten und manchen Schweißtropfen dahingeben, bevor sie auf der sonnigen Höhe der wahren Kunst anlangten. Diesen eifrigen Gönnern und Förderern des Schönen, unterstützt von dem wieder aufkeimenden Wohlstand, dessen sich auch unser Volk erfreute, gelang es, auf allen Gebieten der schönen Künste einen edlen Wettstreit hervorzurufen. Die deutsche Maler- und Bildhauerkunst steht gegenwärtig ebenbürtig neben ihren französischen, italienischen und nordländischen Schwestern. Während einer langen Friedenszeit gediehen gar wundersam, immer allseitiger gefördert, die schönen Künste, gleich der Dichtkunst und den Wissenschaften. Es entstanden Museen und Theater, sowie Prachtbauten aller Art, und unsere öffentlichen Plätze schmückten sich mit den Statuen unserer großen Männer, die Märkte mit wasserspendenden Brunnen, und in den Umgebungen der Städte oder auch innerhalb derselben entstanden Parks und herrlich prangende Anlagen.

Haben die Anregungen eines Lessing, eines Winckelmann keinen geringen Antheil an der noch immer sich steigernden Liebe, an dem zunehmenden Verständniß für die das Leben verschönernden Künste, so bebauten gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Anzahl bedeutender Schriftsteller auch die anderen Gebiete des deutschen Schriftthums. Vorher schon hatte der treffliche Klopstock durch seine Oden und sein begeistertes Epos „Messias“ den Auferstehungstag der deutschen Dichtkunst verkündet. Ihm folgten Nicolai, sowie die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes, dann Lessing's intimster Freund, der Philosoph Moses Mendelssohn, Großvater des Komponisten, dessen herrliche Kompositionen die meisten unserer Leser kennen. Doch in jeder Nische unseres Dichtergartens steht das Denkmal eines großen deutschen Geistes. Der eine predigte von Gott als dem höchsten Schöpfer und Erhalter, ein anderer pries die Natur und ihre Mannichfaltigkeit, ein dritter die Eigenthümlichkeit unseres eigenen geistigen Wesens, welches die Gottheit uns verliehen, auf daß wir uns veredeln sollen; ein vierter besang Freiheit und Recht, wieder ein anderer den Segen der allgemeinen Bildung durch Schule und Erkenntniß.

Jener drang auf Befreiung von alten bösen Vorurtheilen; dieser ließ den Menschen tiefe Blicke in die Vergangenheit zurückwerfen und zeigte, welche Lehren sich für die Lebenden daran knüpfen ließen, und dazwischen sang und klang es allseitig von lieblichen Nachtigallenliedern in unserem mit einem Male herrlich erblühten Dichterhain. Alle diese Schriftsteller, die genannten, wie die Fabeldichter Gleim, Gellert und Pfeffel, der feurige Schubart, der Balladendichter Bürger, die beiden Voß, Hölty, Matthisson, Geßner, endlich die Klassiker Herder und Wieland, der Märchenerzähler Musäus, der große Philosoph Immanuel Kant und noch viele andere berühmte Deutsche: sie lebten, dichteten und lehrten schon zu Lebzeiten Friedrich's des Einzigen oder im Jahrzehnt seines Todes, und sie alle sind heute der Stolz des Vaterlandes. Jetzt erscheint ein schöner Bücherschrank mit den Schätzen unserer deutschen Literatur wie ein herrlich gefülltes Schmuckkästlein, dessen Pracht die Augen blendet, darin kein edles Gestein fehlt. Unter allem diesem glänzenden und kostbaren Gestein sind es jedoch zwei unschätzbare Brillanten, welche durch unvergleichliche Farbenpracht und wunderbaren Glanz alle übrigen Edelsteine überstrahlen. Jedermann denkt hierbei gewiß sogleich an die Werke unserer beiden Dichterfürsten Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller. Diese großen Dichter und Denker verbreiteten sich in ihren Schriften über fast alle Zweige unserer Literatur; sie kannten das menschliche Leben mit allen seinen Leiden und Freuden. Die Erhebung unseres Geschlechtes zu höherer Bildung und Erkenntniß ging ihnen über Alles, und weil der ganze Schatz eines reichen Wissens klar in ihnen lag, so konnten sie, was sie dachten und erstrebten, auch Anderen wiederum so nahe bringen, es ihnen klar machen, sie das Gedachte mitempfinden lassen. So wurden sie des deutschen Volkes Lieblingsdichter. Jeder von beiden Heroen erkannte gern die Verdienste des andern an, und da große Menschen gleichgesinnte, edle Gemüther anziehen, so versammelte sich zu Weimar, wo Schiller und Goethe zuletzt lebten, eine größere Anzahl von Dichtern und Schriftstellern, welche der geistvolle Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar in seiner Residenz zu einem Dichterhof zu vereinigen und festzuhalten wußte. Sein ganzes Leben lang blieb der hohe Herr der Beschützer der deutschen Dichtkunst und der Wissenschaft. Also trieb das Leben an seinem Hofe immer herrlichere Geistesblüten; seitdem durchzog, vielfach gepflegt und begünstigt, zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfrischender Geistesodem die deutsche Literatur und damit das geistige Leben unserer Nation.

Eine gleich stattliche Reihe von wahrhaft bedeutenden Männern tritt uns während derselben Periode und lange nachher aus dem ewig frischen Blütengarten der Tonkunst entgegen! Dagegen erscheinen nach dem Hingange der beiden großen Dichterfürsten die Leistungen auf dem Gebiete der schönen Literatur weniger bedeutungsvoll, nachdem mit der klassischen Periode Lessing's, Schiller's und Goethe's ein nur schwer noch zu übersteigender Höhepunkt erreicht war. Doch haben in den folgenden Jahrzehnten bis auf unsere Zeit immerhin bedeutende Geister genug die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen zu fesseln vermocht. Unter diesen werden auch von den lebenden Geschlechtern noch hoch verehrt vor allen Andern: der große Humorist Jean Paul Friedrich Richter, sowie der treffliche Dramatiker Grillparzer; weiterhin der gefühlvolle

Clemens Brentano, der dramatische Dichter Heinrich von Kleist (der zerbrochene Krug, die Hermannsschlacht u. s. w.), Eichendorff, de la Motte Fouqué, E. T. A. Hoffmann u. A. Doch konnten die Werke dieser Dichter, die man wol auch Romantiker nennen hört, weil sie hinsichtlich ihrer Schöpfungen meist romantische Stoffe bearbeiteten, auf die Dauer in der Volksgunst sich nicht erhalten. Man sehnte sich aus der schwülen, mattherzigen Zeit hinaus, welche nach den Freiheitskriegen während der langen Friedensjahre eingetreten war. Noch klangen Arndt's, Körner's, Schenkendorff's herrliche Freiheits- und Vaterlandslieder im Volke fort, das sich an Ludwig Uhland's kernigen Gedichten, an Friedr. Rückert's Weisheitssprüchen, an Nikolaus Lenau's schwermüthigen Gesängen, an den Poesien von Justinus Kerner, Pfizer, Möricke und vielen andern neuen Dichtern erbauen durfte. Auch waren durch die Gebrüder Schlegel und durch L. Tieck Shakespeare's Dramen auf deutschen Boden verpflanzt worden, Immermann hatte seinen „Münchhausen" geschrieben, der Viele ansprach, und August von Platen handhabte die deutsche Sprache in seinen Gedichten und Lustspielen mit solcher Gewandtheit, wie neben ihm nur noch Rückert. Als anmuthige Erzähler entzückten manches Jahr hindurch die deutsche Leserwelt: Wilhelm Hauff, Heinrich Zschokke, Berthold Auerbach, der Dorfgeschichtenerzähler, Karl Spindler, Ludwig Storch, Gustav Freitag, W. Alexis (Häring) u. A. Eine vereinsamte Stellung in der deutschen Literatur nahm Heinrich Heine ein, der zum Theil Lieder von wunderbarer Innigkeit, zum Theil voll beißenden Spottes veröffentlichte. Mit dem „jungen Deutschland", wie man die Schriftsteller Gutzkow, Laube, Prutz, Wienbarg, Kühne und einige Andere bezeichnete, traten im Gebiete des Drama's und Romans neue Kräfte auf, denen sich dann frühzeitig oder später Dichter, wie Anastasius Grün (Graf Auersperg), Ferdinand Freiligrath, Friedrich Halm (Graf Münch-Bellinghausen), Emanuel Geibel, Graf Strachwitz, von Redwitz u. a. angeschlossen, deren Leistungen die Theilnahme der gebildeten Welt bis zur Stunde unserer Nation noch erhalten ist.

Daß die Gegenwart ein erfrischender Geist durchdringt, hat das lebende Geschlecht jenen Heroen zu verdanken, welchen vor hundert Jahren immerhin erst ein kleiner Theil von Gebildeten ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Heute spricht ihr Geist aus allen Hainen des Blütengartens der deutschen Literatur und Dichtkunst. In seine schattigen und duftigen Gänge laßt uns eintreten und lustwandelnd aus der Reihe der Fürsten des Dichterhains einigen der hervorragendsten näher treten.

Leipzig, am 16. September 1872.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Deutsche Wissensfürsten im 18. und 19. Jahrhundert.

Alexander von Humboldt. — Leopold von Buch. Karl Ritter.

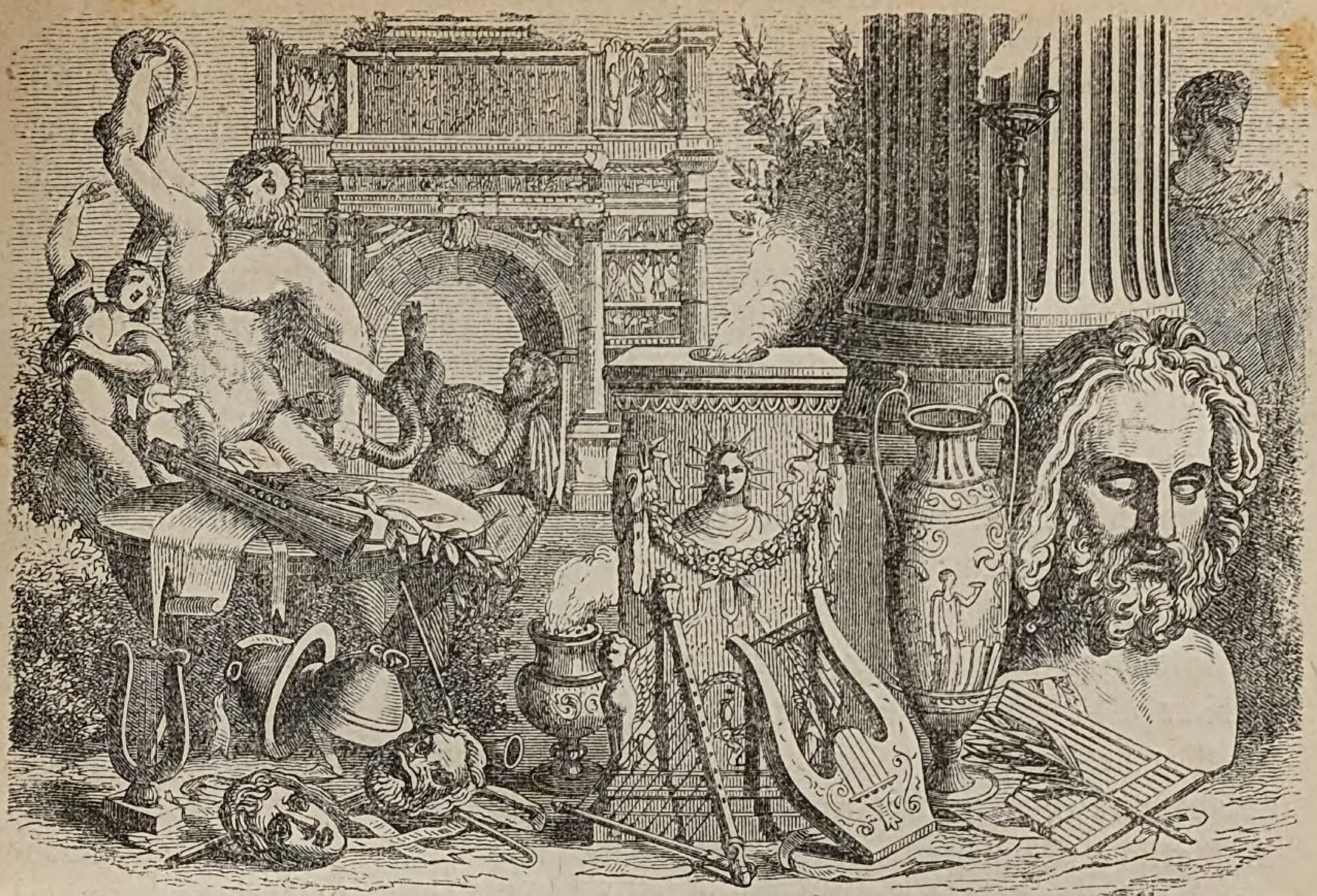
Tonbilder hierzu,

welche an nachstehenden Orten eingeheftet sind.

Erste Abtheilung.

Heroen des deutschen Schriftthums.

Winckelmann und Lessing. Klopstock und Herder.
Goethe und Schiller.



Johann Joachim Winckelmann,

der Erforscher und beredte Verkünder der Kunst,

geboren zu Stendal am 9. Dezember 1717, gestorben zu Triest am 8. Juni 1768.

„Winckelmann stand in erhabener Einsamkeit wie ein Gebirg; kein antwortender Laut, kein Pulsschlag im weiten Reiche der Wissenschaft, der seinem Streben entgegenkam. Durch ihn erhielt der herrschende Zopfstil den Todesstoß; es kam neue Weihe und reges Stilgefühl in das verwilderte Kunstleben. Die urewige Schönheit der griechischen Kunst stand lebenerweckend wieder vor dem erkennenden, wie aus dumpfem Traum erwachten Auge der Menschen.“

1. Im deutschen Vaterlande.

Die Griechen rühmten von besonders alten und ehrwürdigen Götterbildern, daß sie vom Himmel gefallen seien; sie wollten damit sagen, diese Bildwerke seien durchaus einzig in ihrer Art und unerklärlich in ihrem Ursprung. Fast möchte man mit dem Literarhistoriker Hermann Hettner sich versucht fühlen, diese Beziehung auf Johann Joachim Winckelmann anzuwenden. Wenn ein Lessing, Klopstock und Herder, ja ein Schiller und Goethe, mit einer gewissen Naturnothwendigkeit aus dem herrschenden Bildungsstande ihrer Zeit herauswuchsen, so erscheint Winckelmann in seiner genialen Ursprünglichkeit wie ganz aus sich selbst herausgewachsen. Ihm wird das Tiefste und Eigenste seiner Richtung nicht durch die anregende Gegenwart verliehen, sondern den großen

Seehelden vergangener Jahrhunderte vergleichbar, entdeckt er von Neuem Länder und Welten, die dem Auge der Menschen völlig entschwunden waren. Er erschaute und verkündete das Wesen der urewigen Schönheit der griechischen Kunst in einer Zeit, da die französische Geschmacksverwilderung noch völlig obherrschte, und er brachte mit der in ihm neu auflebenden Kunstbetrachtung in die gesammte Wissenschaft wie in die ausübende Kunst selbst einen Umschwung, der sich immer mächtiger und mächtiger ausbreitete und noch bis auf den heutigen Tag unermeßlich und segensreich fortwirkt.

Um aber so großartige Leistungen besser zu verstehen, wollen wir zuvor einen orientirenden Blick auf das Gebiet, um das es sich hier handelt, werfen. Es wird euch, meine freundlichen Leser, nicht unbekannt sein, daß die zwei ältesten bildenden Künste, die Baukunst und Bildhauerei (Architektur und Skulptur), es nur mit plastischen Formen zu thun haben, insofern sich ihre Gebilde als körperlich greifbare Gegenstände in den drei Hauptrichtungen des Raumes, der Länge, Breite und Höhe, bewegen. Die Zeichenkunst jedoch hat es nur insoweit mit Formen zu thun, als sich diese durch optische und künstlerische Täuschung (durch Perspektive und durch zweckmäßige Anordnung) auf einer Fläche wiedergeben lassen. Es handelt sich bei den Erzeugnissen der letzteren Art also lediglich um die zwei Dimensionen der Fläche, die Länge und Breite, indem bei der mangelnden Tiefe oder Höhe jeder körperliche Gehalt wegfällt. Erhebt sich die zeichnende Kunst bis zur Höhe naturwahren Ausdruckes, so ruft sie die Farben zur Hülfe und wir sprechen dann von der eigentlichen Kunst der Malerei.

Es ist nun allerdings eine Thatsache, daß die Schönheitsgesetze nicht von Philosophen und ästhetischen Köpfen der Welt zuerst verkündigt, sondern von den schaffenden Genien durch die Kunstwerke ausgesprochen wurden, indessen ist hiermit für die allgemeine Erkenntniß und Erläuterung jener Schönheitsgesetze noch wenig gewonnen. Denn je höher ein Kunstwerk steht, desto häufiger erscheint es der großen Menge wie ein Buch mit sieben Siegeln, dessen Aufschrift dieselbe oft nicht einmal zu entziffern versteht, besonders wenn das Werk einer ferneren Zeit entstammt. Hier gerade sind jene bevorzugten und mit reicher Bildung ausgerüsteten Geister nöthig, welche die lebendige Bilderschrift der plastischen Formen oder Farben zu lesen und die Schönheitsregeln der Kunstschöpfung in faßliche Worte zu übersetzen verstehen. Eine so erhabene Aufgabe fällt dem kunstverständigen Aesthetiker zu, der den Sinn der Menschheit für die Offenbarungen des Genius wachruft, die neuen Erkenntnisse durch bekanntere oder verständlichere Zwischenglieder in ein System bringt und sie durch Auffindung ihrer Gründe bewahrheitet und erweist. Diesen Beruf zu erfüllen bietet aber um so größere Schwierigkeiten, wenn durch einseitigen Bildungsgang schon Jahrhunderte hindurch die Reinheit des Geschmackes getrübt ist und die Welt zum segensreichen Eindringen in frühere Größe den Zauberschlüssel der Erkenntniß verloren hat.

Daher müssen die Männer, welche ihrer Gegenwart diesen Schatz wieder eröffnen helfen, für alle Zukunft gebenedeit sein. Stellen sie doch die volle Vermittelung zwischen den verschiedenen Epochen in der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit wieder her, eine Nothwendigkeit für die stetige Fortbildung unseres Geschlechtes, welches bei seinem mühsamen Ringen auf den lückenlosen Fortschritt von Erbschaft und Vermächtniß in ewiger Verkettung angewiesen scheint.

Zu solchen auserwählten Männern gehörte zu seiner Zeit Johann Joachim Winckelmann, welcher uns die eleusinischen Geheimnisse in der antiken Kunstwelt der Aegypter, Griechen und Römer mit unerschöpflicher Begeisterung erschloß. Er war vor Allen dazu von der Natur ausgestattet, zunächst mit geistiger Hoheit und Größe und mit der empfindlichsten Feinfühligkeit für alle Reize der Grazien und Musen, sodann mit einem scharfblickenden Künstlerauge, welches die Formen des Schönen auch in der lebendigen Welt zu entdecken vermochte, weiterhin mit einer objektiven Phantasie, die sich auch in die entferntesten Zeiten und Anschauungen poetisch hineinversetzte, endlich mit dem Rüstzeug gründlicher Kenntnisse, welche ihm seine täglich erneute Riesenarbeit erleichterten. So wuchs von Schritt zu Schritt, den er vorwärts that, seine Freude am Schaffen, und seine Kraft mit der Masse seiner Entdeckungen und noch zu bewältigenden Arbeiten.

Es wäre keinem einzelnen Menschen vergönnt gewesen, so bedeutende Aufgaben zu vollenden, denn wie die Kunst selbst, so ist auch ihr Erkennen endlos und unerschöpflich. Aber Winckelmann eroberte ein weit ausgedehntes Gebiet und legte sichere Bahnen, geordnete Wege mit weitem Fernblick darin an. Noch heute wandeln wir, so fern uns jetzt das Leben jenes würdigen Kämpfers liegt, jene Wege und heute sind seine Gesichtskreise die unsrigen; ja, indem wir nicht über Kunst reden können, ohne uns seinen Grundansichten anzuschließen und seinen Ideen zu folgen, bekennen wir uns unstreitbar ebenso sehr zu seinen Erben wie zu seinen Schuldnern.

Eine Pflicht für jedes heranwachsende Geschlecht ist es, daß der Schuldner nicht zugleich den Tribut der Dankbarkeit vergesse. Wenn aber der letztere am natürlichsten in der lebendigen Erinnerung an den Spender so vieles Trefflichen besteht, so verknüpft sich die Abtragung einer Schuld durch das Gedächtnißopfer am Grabe eines großen Todten stets mit dem Gewinn neuen geistigen Kapitales.

Es ist ein eigenthümlicher vorwaltender Zug in der Lebensgeschichte berühmter Personen bemerkbar. Wir sehen nämlich, daß die meisten bahnbrechenden, sowol entdeckenden wie reformirenden Persönlichkeiten nicht aus den höheren Ständen oder Klassen der menschlichen Gesellschaft hervorgehen, selten aus der wohlgestellten mittleren, dagegen meistens nur aus den untersten Schichten des Volkes.

Das Ringen von unten herauf scheint große Vorsätze und eine unter=

nehmende Schwungkraft zu befördern, wenn es sich mit wirklichem Talent und körperlicher Gesundheit verbindet. Dazu kommt, daß die Personen aus dem Volke an große Energie und Zähigkeit im Verfolgen ihrer Zwecke gewöhnt sind, — bedarf es doch für ihr trauriges Loos überhaupt schon Zähigkeit und Thatkraft genug, den täglich sich wiederholenden Kampf um das Dasein immer wieder aufzunehmen und siegreich durchzuführen. Ein Mann aus dem Volke, der zu etwas Außerordentlichem gelangt, hat schon durch die Ueberwindung der Hindernisse, die ihm vom Schicksal wie ein besonderer Hemmschuh, gleichsam als ein erheblicher Fluch seiner Stellung und seiner Lebensverhältnisse, auferlegt werden, ein verhältnißmäßig eben so großes Sonderverdienst vor dem Begüterten voraus, wenn dieser ein gleiches Ziel erreicht. Dies gilt noch heute, denn Vorurtheile, Standesvorzüge, Empfehlungen einflußreicher Personen, endlich Geldmittel, alle diese unverdienten Segnungen befürworten beim Glück den Sohn vornehmer oder glücklich gestellter Eltern und kehren dem Armen mitleidslos den Rücken.

Im vorigen Jahrhundert war diese Ungleichheit, diese Hülflosigkeit der untersten Stände noch betrübender. Es fehlte ihnen die allernöthigste ausgleichende Kraft, das Selbstgefühl, während die Bevorzugten ein Uebermaß von dem stolzen Bewußtsein hatten, aus besserem Holze geschnitzt zu sein. Man hatte die für Alle gleichen Menschenrechte noch nicht wie heute allgemein anerkannt. Wurde damals ein armer, aber befähigter Knabe von dem Triebe und Kraftgefühl begeistert, Anderes und Größeres leisten zu wollen, als man von seinem armseligen Stande erwartete, so durfte er sich beglückwünschen, wenn er außer der Mißgunst der Verhältnisse nicht auch noch gewisse Vorurtheile seiner Vorgesetzten zu bekämpfen hatte. Das kühne Emporstreben ward damals gewiß als frevelhafte Vermessenheit, ja wol als eine Versuchung Gottes angesehen und so eifrig mit Bibelsprüchen und Volkssprüchwörtern, „Das Kätzchen soll nicht höher klettern wollen, als die Katze", „Bleibe im Lande und nähre dich redlich", „Schuster bleib' bei deinem Leisten", nachdrücklich bekämpft.

In einer solchen schweren Zeit, wo nur dem schon Glücklichen neues Glück zu lächeln pflegte, wurde Johann Joachim Winckelmann am 9. Dezember 1717 geboren; indessen so drückend ihn auch die Ungunst jener Tage hemmte, so hatte ihn doch in Bezug auf seine Eltern noch ein gutes Loos getroffen. Sein Vater, der aus Brieg in Schlesien nach der Altmark eingewandert, sich zu Stendal als armer Schuhmacher niedergelassen hatte, trat wenigstens dem Aufwärtsstreben des Sohnes nicht entgegen. Er nahm vielmehr die Unterstützung wohlthätiger Menschenfreunde gern in Anspruch, um es zu ermöglichen, daß sein Sohn die lateinische Schule der Vaterstadt besuchen konnte. Es herrschte die größte Dürftigkeit in dieser Familie. Die strohgedeckte Hütte enthielt eigentlich nur einen nennenswerthen Raum, der Wohnung, Schlafkammer und Schusterwerkstätte zugleich bildete, und durch dessen in Blei gefaßte Fensterscheiben man in die grasbewachsene Straße des nur 3000 Ein=

wohner damals zählenden Städtchens blickte. Ein Tisch, zwei Bänke, ein alter Schrank und ein Ofen machten das häusliche Inventar aus.

Trotz alledem faßte in dieser dürftigen Behausung der kühne Knabe den Vorsatz, ein Mann der Gelehrtenwelt zu werden! Der damalige Schuldirektor Tappert förderte ihn in seinem Vorhaben und nahm ihn als Amanuensis in sein Haus, um sich von ihm, da er blind geworden, vorlesen zu lassen. Bald wußte er sich durch Unterrichten anderer Schulkinder Freitische zu verschaffen und trat in die Currende ein, in diesen Chor armer Schulkinder, welche in Wind und Wetter bei Begräbnissen und anderen feierlichen Gelegenheiten vor den Hausthüren sangen und dafür mit der Armenbüchse Spenden einsammelten. Schon jetzt fing der Knabe an, seine armen Eltern zu unterstützen, ein Liebeswerk schöner Pflichterfüllung, das er während ihrer ganzen ferneren Lebenszeit mit rührender Opferfreudigkeit fortsetzte.

Winckelmann neigte sich auf der Schule vorzüglich den hebräischen, griechischen und lateinischen Sprachstudien und alten Klassikern zu. Auch für Geschichte und Erdbeschreibung war sein Sinn rege, nicht aber für die Theologie, die er später erwählen sollte. Da er Tappert's kleinen Bibliotheksschatz geordnet und unter seiner Verwaltung hatte, so wuchsen seine Kenntnisse bei seinem ungeheuren Fleiße sehr rasch. Wies er doch alle Knabenspiele zurück oder steckte, wenn dies nicht thunlich war, ein belehrendes Buch in die Tasche. Rasch schritt er bis in die erste Klasse der Schule vor, und die Stendaler Schulweisheit vermochte ihm bald nichts mehr zu bieten.

So wandte er sich 1735 mit einer Empfehlung seines blinden Lehrers an den Rector Bake nach Berlin und widmete sich dort am königlichen Gymnasium noch den alten Sprachen. Winckelmann war bei Bake Pädagog seiner Kinder für freie Kost und Wohnung, eine damals billige Methode der Eltern, etwas für den Geist ihrer Kinder zu thun. Zugleich wurde Winckelmann vom Rektor Frisch am Grauen Kloster (welcher den König zur Einführung des Seidenbaues in die Mark Brandenburg veranlaßte) und vom Pastor Kühz freundlich aufgenommen.

Wenn auch damals der Kronprinz Friedrich an Voltaire mit Recht klagend schrieb: „daß die Künste untergehen und die Wissenschaften aus Preußen auswandern, während Ignoranz und Rohheit an ihrer Stelle Platz nimmt", so übte doch Berlin als große Stadt mit ihren Bauten und öffentlichen Einrichtungen auf den jungen Winckelmann einen sehr anregenden Eindruck aus. Er verschaffte sich Zutritt zur Königlichen Bibliothek, die freilich kaum den zehnten Theil ihres jetzigen Umfanges (nämlich erst 50,000 Bände) enthielt.

Um bei einer Bücherauktion, welche in Hamburg stattfand, einige alte Klassiker kaufen zu können, die er auch wirklich erwarb, machte Winckelmann von Berlin aus eine Fußreise nach jener entfernten Stadt. Freilich mußte er unterwegs, da es ihm zum Kaufen und Logiren an Geld fehlte, sich dasselbe bei Pfarrern und intelligenten vornehmen Leuten zusammenbetteln.

Er erreichte jedoch seinen Zweck, trug seine kleinen Schätze nach Berlin zurück, verweilte dann eine kurze Zeit in Salzwedel und bezog 1738 die Universität zu Halle, wo er mit Hülfe eines kleinen Stipendiums wenigstens die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten konnte.

Die Theologie behagte ihm hier als Universitätsstudium noch weniger als früher der theologische Unterricht. Wenn Winckelmann nämlich Ansprüche auf eine Staatsstellung als Theolog machen wollte, so mußte er einem königlichen Edikt zufolge in Halle zwei Jahre studiren. Damals war das Universitätsleben noch so billig, daß 200 Thaler jährlich schon zum höheren Etat gehörten und einigen Luxus erlaubten. Allerdings war aber auch die Einfachheit groß und von einem Lebensbehagen bei einem damaligen Studenten nicht die Rede. Winckelmann hatte es gelernt, sich wochenlang mit kalter Küche und der schlechtesten Kost zu behelfen. Dabei benützte er die Universität auf seine Weise, das heißt, er suchte sich die Collegia aus, ohne sich an ein Fachstudium zu binden. Sein Hauptbildungsmittel blieb die Privatlektüre. Bei einem Besuche Dresdens lernte Winckelmann die dortige Bibliothek kennen, jedoch schloß er hier nur flüchtige Bekanntschaften. Um so wärmere Freunde hatte er in Halle, u. A. den später berühmten Musikkenner Wilhelm Marpurg und Gottlieb Guischardt, welcher unter Friedrich dem Großen sich in den weltbekannten Obersten Quintus-Icilius verwandelte. Zu seinen angenehmsten Arbeiten in Halle gehörte die Ordnung der Bibliothek des Kanzlers von Ludwig.

Nachdem Winckelmann an der Universität zwei Jahre studirt hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle beim Rittmeister von Grollmann in Osterburg an. Es scheint diese Familie eine sehr feine gewesen zu sein, besonders die Frau, welche uns als ein Muster von Güte und weiblichem Takt geschildert wird. Sie war in den neueren Sprachen vollkommen zu Hause, so daß sich in dieser Rücksicht Winckelmann ihr gegenüber wie ein steifgelehrter Barbar erschien, wenn man auch seiner heiteren gesellschaftlich gewandten Natur die Führung des Gespräches bei Tafel mit Galanterie überließ. Aber nur ein Jahr verweilte er in diesem Kreise. Dann zog er 1741 auf die Universität zu Jena. Leider fehlte es ihm hier wieder an ausreichenden Geldmitteln, weshalb er sich mit Privatstunden übernehmen mußte, so daß seine eigene Studienzeit darunter sehr litt. Andererseits erhielt er zu Jena den Eindruck des eigentlichen, noch etwas mittelalterlichen, Burschenthums.

„Das Studentenleben in Jena hatte noch manchen Zug von dem wilden Wesen des entsetzlichen Jahrhunderts des Pennalismus beibehalten, obwol man auch hier seit einiger Zeit das Schlimmste abzustellen begonnen hatte. Noch sah man jene Raufbolde durch die Straße ziehen, an der Seite die Stoßdegen mit dem tellergroßen Stichblatt, welche bei der leisesten Berührung ihres (gegen Faulheit und Laster leider abgehärteten) Ehrgefühls aus der Scheide flogen. Sie bankettirten auf öffentlichem Markte, sie duellirten sich am hellen Tage vor den Häusern der Geistlichkeit (so erzählt Edelmann), sie hielten wäh-

rend des sonntäglichen Gottesdienstes ihre Aufzüge zu Fuß und Roß; sie spielten und tumultirten Tag und Nacht; Kollegien besuchten sie meist nur, um Gelegenheit zur Anknüpfung ihrer Raufereien zu finden oder um unbeliebte Lehrer zu quälen, deren Stimme durch lautes Sprechen, Lachen und Scharren der Zuhöhrer oft übertönt wurde."

Ausgezeichnete Gelegenheit gab es für die Erlernung der neueren Sprachen, das Englische hatte eine Zeit lang durch den Einfluß der Herzogin von Yarmouth das Französische an einigen Höfen fast verdrängt; bis Friedrich II. wieder das alte Verhältniß herstellte. Zwei „ungemeine" Männer, erzählt Püttner, lehrten in den beiden romanischen Sprachen; Francois Roux und Pietro Francesco de Corsini. Dieser hielt sonntäglich eine bei den Mitgliedern abwechselnde italienische Gesellschaft (adunanza italiana), in welcher eine Abhandlung in italienischer Sprache gelesen und dann besprochen wurde.

Wie wenig aber Winckelmann in dieser und in anderen Rücksichten zu Jena seinen Zweck erreichte, geht daraus hervor, daß man ihn im Jahre nachher (1747) mit mühevoller Erlernung der englischen Aussprache und mit den Anfängen des Italienischen sich herumschlagen sieht, zu derselben Zeit ist er, statt mit höherer Mathematik, noch mit den Elementen des Euklid beschäftigt.

Winckelmann machte nicht sein Doktor=Examen, aber er scheint statt dessen alle seine Kraft auf eine akademische Reise nach Paris gewendet zu haben. Solche Reisen waren ein altes Herkommen, womit Mancher seine Studienzeit beschloß. Die Söhne der Vornehmen suchten die Höfe und die Sammelplätze der Diplomatie; Andere suchten die Bibliotheken und den Umgang mit den großen Gelehrten des Auslandes. Vor der Zeit der Journalistik bildete die persönliche Konversation die Hauptbefruchtung der Geister.

Winckelmann scheint diese Reise von Jena aus angetreten zu haben. Er verkaufte seine Bücher und übrigen Sachen und schaffte sich ein paar Reisestiefeln, Wäsche und einen kapuzinerbraunen Rock an. Aber in keinem Kloster wollte man ihn, seiner guten Kleidung wegen, gratis beherbergen. Außerdem traten auch die Kriegsunruhen ein, eine französische Armee war nach Bayern im Anmarsch. Hauptsächlich war es aber der Mangel an Geld, der ihn schon bald zur Umkehr zwang, und zwar bei dem hessischen Städtchen Gelnhausen, von dort ging er nach Fulda zurück, und eine Anekdote erzählt: Auf der Fuldabrücke außerhalb des Thores wollte der Fußreisende erst seinen Anzug ordnen und seinen Bart scheren. Eben im Begriff, das Messer nach dem Gesicht zu führen, hörte er hinter sich einen Schrei. Er sieht eine Dame in einem Wagen entsetzt anhalten, weil sie ihn bei einem Selbstmordversuch zu belauschen glaubte. Er erzählt ihr sein Vorhaben und dessen Unausführbarkeit infolge seiner geringen Mittel. Hierdurch gerührt, nöthigt ihm die Dame ein Geldgeschenk auf. Diese Begebenheit, gleichviel ob sie wahr oder nicht, charakterisirt wenigstens die Zeit und des armen Touristen Lage in traurigster Weise.

Winckelmann sah sich nun wieder genöthigt, vorübergehend eine Haus=

lehrerstelle anzunehmen. Er fand eine solche bei dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben (Hadmersleben.)

Nach anderthalb Jahren sehen wir ihn als Konrektor an der Schule zu Seehausen in der Altmark. Das klingt nach etwas, aber wie war es mit dem Gehalt solcher Schulamtsstellen bestellt? Winckelmann mußte sich Freitische bei wohlhabenden Bürgern erbitten. Wie wenig paßten derartige traurige Amtspflichten für das geistige Streben dieses Mannes, für seinen idealen Aufschwung zur freien Bildung der Griechen! Ursprünglich sollte Winckelmann den für ihn passenden höheren Unterricht übernehmen, aber es kam zwischen ihm und dem stolzen fanatischen Kirchen-Inspektor (Superintendent) Schnackenburg zu Zerwürfnissen. Winckelmann erschien diesem Manne zu freisinnig, zu sehr dem Griechenthum zugeneigt; er konnte es dem strenggläubigen Geistlichen nicht bequem genug machen, nicht für ihn predigen. Infolge dessen erhielt Winckelmann den Elementarunterricht übertragen. Das waren für den Armen schreckliche Jahre. „Ich habe," so schreibt er später, „den Schulmeister mit großer Treue gemacht, und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das A-B-C lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete." Und weiter: „Ich habe Vieles gekostet; aber über die Knechtschaft in Seehausen ist Nichts gegangen. Wenn ich zuweilen an den Schulstand zurückgedenke, so wundert mich, daß ich meinen Nacken unter dieser Last so lange habe beugen können. Ich hole jetzt nach, was ich versäumt habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fordern. Meine Jugend ist gar zu kümmerlich gewesen, und meinen Schulstand vergesse ich nimmermehr."

Bei Alledem ergab sich Winckelmann den ernstesten Studien. Sogar im Winter kam er mit keinem Fuß ins Bett. In einen Pelz gehüllt, arbeitete er im Lehnstuhl sitzend bis Mitternacht. Dann schlief er in demselben Stuhle bis 4 Uhr Morgens und arbeitete nun bis sechs Uhr von Neuem, indem er sich mit der alten Literatur und Geschichte, auch mit den neueren Werken der Franzosen, Engländer und Italiener beschäftigte. — Dieses aufreibende Leben dauerte fünf Jahre; da endlich winckte dem Strebenden das Glück. Er ging 1748 den chursächsischen Minister Graf von Bünau an, ihm die Stelle an der Bibliothek in dessen Schlosse, das nahe dem Dorfe Nöthnitz bei Dresden liegt, zu überlassen. Infolge dieses Gesuches erhielt er wenigstens eine Sekretärstellung, da der eigentliche Bibliothekarposten durch anderweitige Zusage bereits vergeben und inzwischen besetzt war. Doch hatte Winckelmann jetzt Gelegenheit, sich zeitweise in Dresden aufzuhalten, wo er mit vollen Zügen eine neue, seine eigentliche Lebensluft einathmen konnte. Mit vollem Behagen versenkte er sich in die reichen Kunstsammlungen der sächsischen Hauptstadt. Hier schwelgend, lernte er Gelehrte und Künstler kennen, u. A. von Hagedorn, Lippert und den Maler Oeser. Es ging ihm eine neue Welt, zugleich aber auch die Erkenntniß auf, daß nur Italien das Land seiner wahren Bestimmung sein könne.



Winckelmann und Kardinal Albani in Rom.

 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



2. Auf altklassischem Boden.

Die Uebersiedlung unseres jungen Gelehrten nach demjenigen Lande, wo ihn jede Stätte, ja jeder Stein an den ehemaligen Glanz klassischer Kunst erinnern mußte, war mit einem entscheidenden Wendepunkte in seinem Leben verknüpft. Er nahm im Sinne einer besseren Förderung seiner Absichten und Studien in dem streng katholischen Lande, wohin ihn seine Sehnsucht zog, Abschied von dem Glauben seiner Väter und trat zur katholischen Kirche über. In Dresden lernte er den dortigen päpstlichen Gesandten, den Nuntius Archinto, kennen, welcher ihm Hoffnung auf eine Stelle an der Vatikanischen Bibliothek machte. Winckelmann's Herz gerieth bei solcher Aussicht in fieberhafte Erregung, seine höchsten Pläne traten ihm als ausführbar vor die Seele, ein schwerer Kampf begann in seinem Innern, denn der Nuntius, welcher in dem jungen, aufstrebenden, wissenschaftlichen Geist eine brauchbare Kraft erblickte, bezeichnete eine Aenderung des Glaubens als unerläßliche Bedingung. Winckelmann hatte bisher mit Armuth und solcher Arbeit, die seiner unwürdig war, einen aufreibenden Kampf gekämpft; er hatte sich seiner

mühsam gesammelten Bibliothek entäußern müssen, um seinen armen Vater zu unterstützen; er hatte in Deutschland keine Stellung gefunden, in der er werden konnte, was er werden wollte und mußte: ein Forscher und Verkündiger für das Reich der antiken Schönheit und idealen Bildung. Jetzt sollte er von der Sklavenfessel des kleinlichen Ringens frei werden, sollte eine würdige Stellung finden, in dem lang ersehnten Italien leben, sollte dessen noch unerkannten Schätze aufdecken dürfen. In der That, diese Aussicht hatte etwas Ueberwältigendes!

Die Verhandlungen wegen seines Uebertritts, die der Pastor Rauch leitete, zogen sich in die Länge; eben so langsam erfolgten endlich direkte, ihn einigermaßen deckende Zusicherungen von Rom. Genau betrachtet, erschien Winckelmann der Konfessionswechsel nur wenig anders, als eine Aenderung der Form, da er mehr ein Mann allgemeiner religiöser Moral und rein menschlicher Demuth vor der Erhabenheit des Höchsten war.

Dieser Standpunkt, diese Thatsache machten ihm den Entschluß leichter, als er manchem anderen Gemüth werden würde, und sie sollten billig auch dazu beitragen, dem gethanen Schritt eine rücksichtsvollere Beurtheilung zu sichern.

Nach zwei Jahren 1754 trat Winckelmann über. Er gab seine Stellung in Nöthnitz auf und zog einstweilen nach Dresden. Hier machte er mit einer kleinen Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke, der Malerei und Bildhauerkunst" 1755 gerechtes Aufsehen.

Er erhielt vom König von Polen eine Pension von 200 Reichsthalern auf zwei Jahre und reiste in einer achtwöchentlichen Tour nach Rom. Viele Empfehlungsbriefe unterstützten ihn. Die Audienz bei dem gelehrten Papst Benedikt XIV. (Lambertini) fiel befriedigend und hoffnungsreich für ihn aus, ebenso die bei den Kardinälen Passionei und Albani, zwei vorzüglichen Männern der Wissenschaft und voll warmer Kunstliebe. Vorläufig nahm er bei Archinto die Aufsicht über dessen Bibliothek an, doch nur gegen freie Wohnung. Vorzüglich fördernd wurde aber seine Freundschaft für den berühmten und und ebenso persönlich schönen sächsischen Hofmaler Rafael Mengs, der damals in Rom blühte. Mengs war nicht nur ein gefeierter Künstler, sondern auch ein begüterter Mann und Kunstfreund. So kaufte er einst eine geschnittene Kamee mit Perseus und Andromeda für tausend Zechinen und schenkte sie seiner Frau in ein Armband gefaßt. Dem König von Spanien war dieses Kleinod zu theuer und Winckelmann nennt es das schönste der Welt. An einen solchen warmen Verehrer der Kunst schloß sich Winckelmann auf das engste an, wie denn überhaupt für seinen antiken Schönheitssinn liebenswürdige jugendliche Personen eigenthümlich bezaubernd wirkten. Mengs machte Winckelmann auf viele Schätze Roms aufmerksam und förderte seine Orientirung. Wie mag da dem begeisterten Freunde der Kunst, dessen ganze Seele in den ewig schönen Bildungen und Bauwerken des Alterthums aufging, der Anblick so vieler klassischen Stätten, an die sich so manche geschichtliche Erinnerung

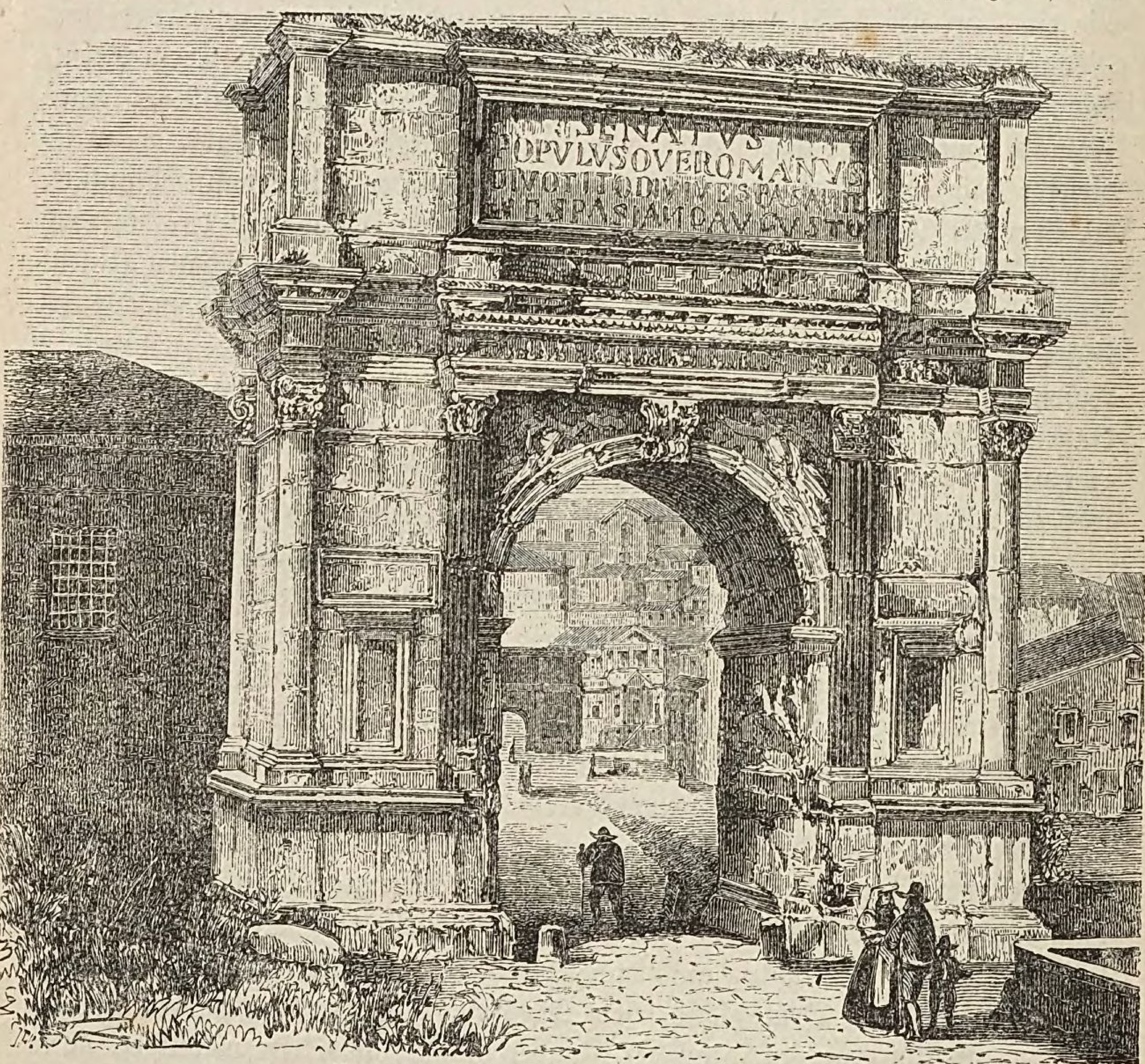
knüpfte, das Herz erwärmt und zu den großartigen stets mustergültigen Leistungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte angeregt haben! Wenn er auf den sieben Hügeln der alten Welthauptstadt, auf dem Mittelpunkte ihres ehemaligen Glanzes, dem römischen Forum, lustwandelte oder unter dem Triumphbogen des Kaisers Titus eines längst verschollenen Glanzes gedachte, wenn er Säule für Säule, Bogen für Bogen, ja Stein für Stein die alte Pracht und Herrlichkeit in den noch immer stolzen und großartigen Trümmern musterte, da fühlte er wohl ein neues Leben in seiner Brust sich regen, und nicht müde wird er, in seinen Briefen aus jener Zeit den deutschen Freunden zu erzählen, wie ein ganz neues Sein über ihn gekommen und wie er jetzt an Freude und Genuß nachhole, was er in seiner kümmerlichen Jugend und in seinem Schulstande versäumt habe. „Du verlangst", schreibt er Ende 1762 an einen Freund, „meine Lebensgeschichte zu wissen, und diese ist sehr kurz, wenn ich dieselbe nach dem empfundenen Genuß abmesse. Der alte Konsul Plautius, der über die Illyrier triumphirt hatte, ließ an sein Grabmal, das ich noch unweit Tivoli erhalten gesehen habe, unter den Bericht seiner Thaten setzten: vixit annos IX., d. h. lebte neun Jahre. In ähnlichem Sinne möchte ich von mir sagen, ich habe bis in das achte gelebt, denn dieses ist die Zeit meines Aufenthaltes in Rom und in andern Städten Italiens. Hier habe ich meine Jugend, theils in der Wildheit, theils in Armuth und Kummer verloren, zurückzurufen gesucht, und ich kann nun zufriedener sterben, denn ich habe Alles, was ich wünschte, erlangt, ja mehr als ich denken, hoffen und verdienen konnte."

Im Frühjahr 1758 zog es Winckelmann nach Neapel, wo er die dortigen Alterthümer in Augenschein nahm. Ebenso ging er in demselben Jahre nach Florenz, um die berühmte Sammlung von geschnittenen Steinen und anderen Kunstschätzen zu ordnen, die der Baron von Stosch hinterlassen und Winckelmann für das Arrangement derselben dringend empfohlen hatte. Dies dauerte neun Monate. Inzwischen waren der Papst und der Kardinal Passionei gestorben. Jener wurde durch Clemens XIII. und der letztere auf seinem Posten als Oberbibliothekar der Vaticana durch Kardinal Albani ersetzt. Dieser ausgezeichnete Mann ernannte Winckelmann zu seinem Privatbibliothekar, da auch Kardinal Archinto starb. Winckelmann erhielt 120 Scudi Gehalt und freie Wohnung. Er schlug auch deshalb mehrere Anerbietungen aus, welche um diese Zeit aus Deutschland, von Dresden, vom Landgrafen von Hessen u. s. w., an ihn ergingen, denn der Zauberbann Roms wirkte mächtiger. Die Akademien zu Rom und Cortona, die Sozietät der Wissenschaften zu London schickten ihm Ehrendiplome. Er hatte als Vorarbeiten seiner Kunstgeschichte einzelne Aufsätze erscheinen lassen, die überall aufmerksam gelesen wurden.

In Gesellschaft des Grafen Brühl reiste er abermals nach Neapel und schrieb über die Entdeckungen in Herculanum. Gern wollte ihn der Nuntius Kardinal Migazzi nach Wien ziehen, aber Rom hielt ihn wieder fest, und wir müssen bedauern, daß es ihn nicht für seine ganze Lebenszeit festgehalten hat.

Er bekam jetzt die Oberaufseherstelle über die römischen Alterthümer, und seine Besoldung betrug nach unserem Gelde ungefähr 315 Thaler.

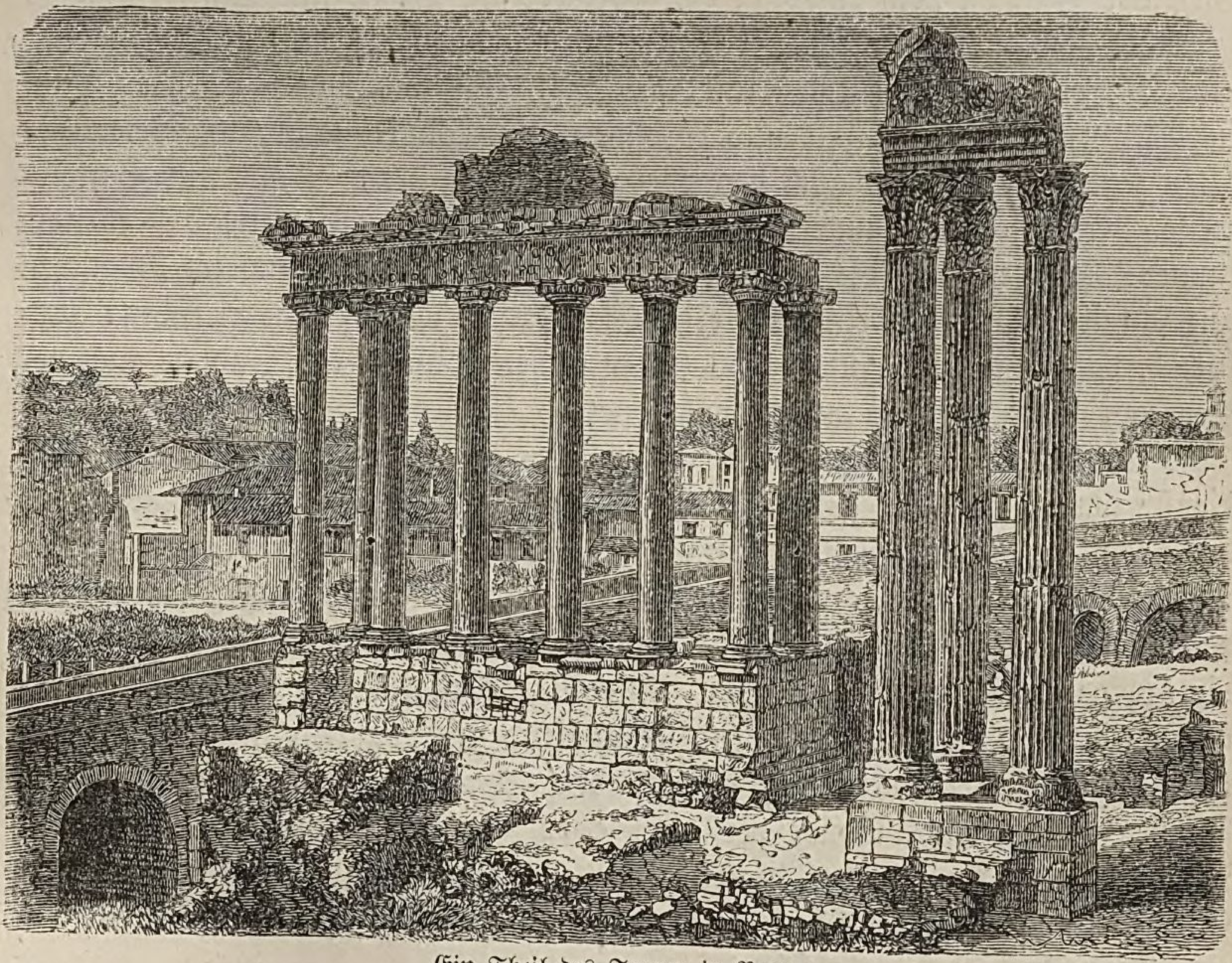
Jetzt trat im Jahre 1764 Winckelmann in seinem vollen literarischen Glanze hervor, indem er seine Geschichte der Kunst veröffentlichte. „Winckelmann's Kunstgeschichte" ist eine der urgewaltigsten Thaten des menschlichen Geistes. Das Alterthum und die Glanzzeit des sechszehnten Jahrhunderts kannte zwar Lebensbeschreibungen der einzelnen Künstler, aber nicht eine Geschichte der Kunst als eines in sich selbstständigen Lebens. Am allerwenigsten hatten die Kunstschriftsteller der Verfallszeit sich zu dieser Auffassung erhoben.



Unter dem Triumphbogen des Titus in Rom.

„Es war endlich einmal", schreibt Winckelmann am 25. April 1761 an Geßner, „nach fast dreihundert Jahren Zeit, daß Jemand sich an ein Systema der alten Kunst wagte, nicht die unsrige dadurch zu verbessern, die es in Wenigen, welche dieselbe treiben, fähig ist, sondern jene betrachten und bewundern zu lernen." Und wenn Winckelmann in jenem Brief bescheiden hinzufügt, daß er an dieses Unternehmen vor dem dreißigsten Jahre hätte

gehen sollen, da er merke, wie ein gewisser feiner Geist, mit welchem er sich auf mächtigen Schwingen zur Betrachtung des Schönen erheben, jetzt anfange, in ihm zu verrauchen, so hat die bewundernde Nachwelt sogleich ergänzend hinzuzusetzen, daß die Kunstgeschichte Winckelmann's, nichts desto weniger an Weite und Feinheit des Blickes, wie an tief innerer Begeisterung noch immer unübertroffen ist. Winckelmann erfaßte und behandelte seine Aufgabe im großartigsten Sinne. Nicht eine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen der Kunst sollte, um die Worte seiner Vorrede zu gebrauchen, seine Kunstgeschichte sein, sondern der Versuch eines vollständigen Lehrgebäudes. Seine Kunstgeschichte ist, wenn wir die heut gebräuchlichen Ausdrücke anwenden wollen, Aesthetik und Geschichte der bildenden Kunst zugleich.



Ein Theil des Forum in Rom.

Sie stellt Begriff und Wesen der künstlerischen Schönheit und deren Verhältniß zur Natur dar, die Schönheit der Zeichnung in der Gestalt sowol wie im Ausdruck; sie behandelt das Material, in welchem die einzelnen Künste arbeiten, und deren Technik; sie entwirft die Grundlinien der Kunstmythologie als Schilderung der in den alten Denkmalen vorgeführten Götter und Heroen; sie verfolgt Ursprung, Wachsthum und Verfall der Kunst bei Aegyptern, Etruskern, Griechen und Römern und weiß die Ursache dieses Steigens und Sinkens mit bewunderungswürdigem kulturgeschichtlichem Scharfblick auf die Einwirkung des Klimas, der Religion und Nationalität, der Verfassung

und Sitte als die am mächtigsten eingreifenden Entwicklungsbedingungen zurückzuführen.

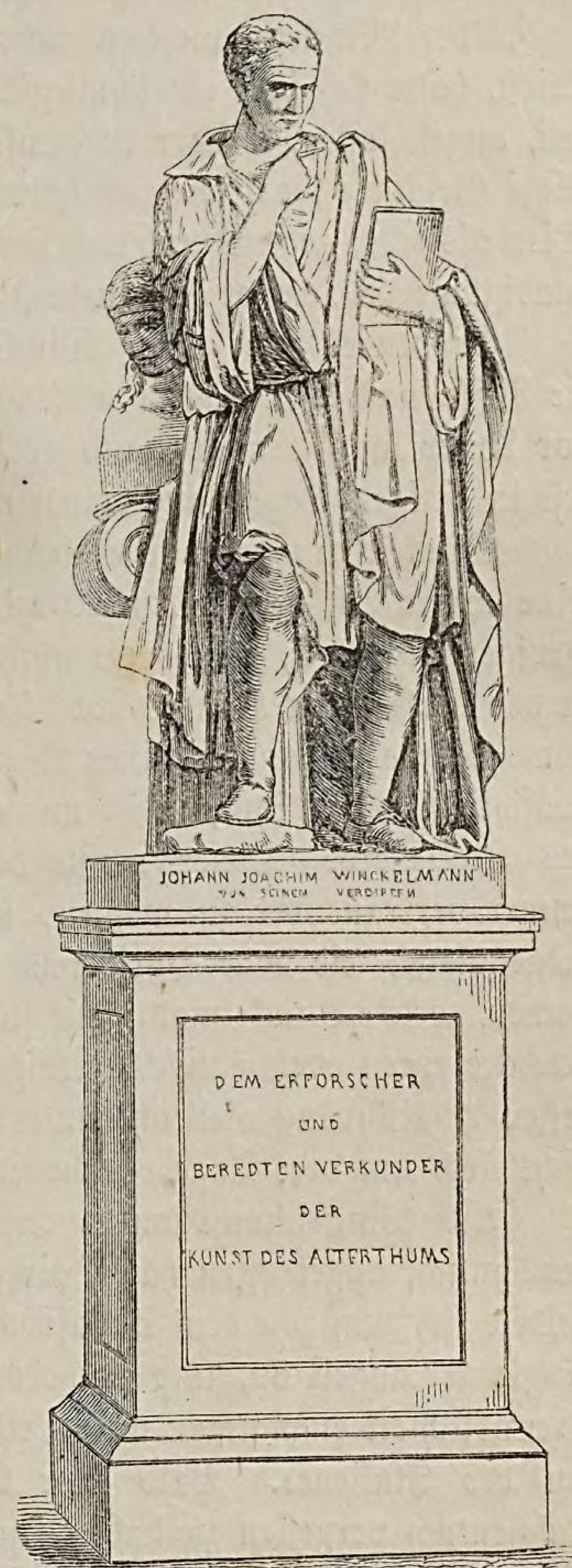
Der Reiz und die Bedeutung des unsterblichen Werkes wird erhöht durch die einfache Würde und Schönheit der Darstellung. Winckelmann's Streben ging offenbar dahin, über das Schöne schön zu schreiben; er wußte, daß der Stil eines Schriftstellers nicht Anderes ist, als sein inneres Formgefühl. In scherzhaftem Sinn hat er sich durch einen Vergleich hierüber ausgesprochen. Wie einst der schöne Belli, als er in Rom zum ersten Mal auf dem Theater erschien, gesagt habe, er wolle den Römern zeigen, was Schönheit sei und Schönheit könne, so wünschte auch Winckelmann, daß man aus seiner Schrift lerne, wie man schreiben und seiner und der Nachwelt würdig denken solle. In einer Zeit, da noch ringsum die Gottsched'sche Breite und Schwerfälligkeit herrschte, schuf sich Winckelmann seinerseits eine durchaus neue und eigenartige Sprache, voll Schwung und Kraft, gedrängt, klar und von schlagender Bildlichkeit. Jene stille Einfalt und Großheit, die Winckelmann als Wesen der alten Kunst erkannte, ist auch das Wesen seiner eigenenen Denk- und Schreibweise. Es erweckte Winckelmann's tiefsten patriotischen Unmuth, daß es noch immer Menschen gab, die nicht begriffen, wie man deutsch und im Deutschen gut schreiben könne. Sein Herz erhob sich stolzer, wenn er die Hoffnung aussprach, daß seine Werke nicht blos der deutschen Wissenschaft, sondern auch der deutschen Sprache Ehre machen möchten."

Und wie groß waren schon in früheren Schriften Winckelmann's Verdienste um die Malerei gewesen! Er erschloß den Deutschen die ideale Seite derselben, die anmuthigen Geheimnisse der wahren Schönheit, er lernte sie erst Rafael und die Italiener richtig erkennen; er zunächst und zumeist warnte vor den Abwegen des französischen Geschmacks, vor der gedankenlosen Hingabe an die üppige Muse des Rococcostils. Alle seine Auffassungen der Kunst waren hochpoetischer Natur und insofern gleichlaufend mit der rein menschlichen Betrachtungsweise des deutschen Volkes, das zwar in weitesten Kreisen seine Worte zunächst nicht immer verstand, aber sehr bald Dolmetscher gefunden hat, welche die Aussprüche Winckelmann's ihm zugänglich machten und den im Grunde tiefsinnigen deutschen Volksgenius in Einklang setzten mit den erhabenen Ideen des großen Forschers.

In jener Periode machte man wieder einen Versuch, ihn nach Deutschland, und zwar nach Berlin für das Münz- und Antikenkabinet und für die königliche Bibliothek, zu ziehen. Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch, und Winckelmann reiste, um von Neuem an den Schätzen Neapels zu studiren, 1767 abermals dorthin. Der schöne Herbst, die Ausgrabungen in Herculanum und dabei das Schauspiel, welches der Ausbruch des Vesuvs gab, verlieh diesem Aufenthalt einen hohen Reiz, denn Winckelmann hatte nicht nur für die Anmuth der lebendigen Menschennatur, er hatte auch für die Lieblichkeit der Landschaft und der Vegetation ein offenes Auge. Gehört er doch in seinen

Briefen über die Reise nach Italien zu den ersten nahmhaften Stimmen, welche sich mit urtheilsvoller Begeisterung über die Eindrücke der damals weniger gekannten Alpenwelt, über die Wunder der fremden Lande hingebend, wenn auch kurz ausgesprochen.

Gewiß paßte Italien, schon seiner Kunstschätze und seines freien poetischen Lebens wegen, mehr als Deutschland für Winckelmann und sein Wirken. Aber das Vaterland läßt Keinen ganz los; es hängt sich mit der unsichtbaren Klammer des Heimwehs an die Ferse jedes Wandernden. Recht nachdrücklich mischte sich in dieses wiederholt zurückgedrängte Heimwehgefühl das Bedürfniß, alte liebe Freunde wieder zu sehen.



Denkmal Winckelmann's in Stendal.

So wurde denn endlich am 10. April 1768 in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi die Besuchsreise nach Deutschland angetreten. Sie sollte unter Anderen, Dresden, Göttingen, Cassel, Berlin berühren. Doch merkwürdig, wie eine schlimme Vorahnung fiel der Schleier einer trüben Stimmung auf den sonst heiteren Winckelmann, als die Reisenden über Bologna, Venedig und Verona nach Tirol gelangt waren. Die Schwermuth bemächtigte sich seiner in so hohem Grade, daß sie ihn wie ein Alp bedrückte; er verlangte nach baldiger Rückkehr. Der Reisegefährte schrieb diese nervöse Verstimmung dem Drucke der nordischen trüben Luft zu; er bot seine Beredsamkeit auf; man erreichte München, endlich Regensburg. Immer bestimmter erklärte Winckelmann seine Absicht; er wollte jetzt allein zurückkehren. Als befände sich ein feindlicher Dämon ihm gegenüber, schrieb er schon hastig in der Stille nach Rom und meldete sein Eintreffen an; leider siegte noch einmal das Zureden. Man erreichte am 12. Mai Wien. Dort erkrankte er ziemlich heftig und sein Freund Cavaceppi mußte allein weiter reisen, ehe der Patient sein Lager wieder verlassen konnte. Doch er genaß und fand in der Betrachtung der Wiener Sammlungen und Kunstschätze der dortigen Künstler und Gelehrten einige Zerstreuung. Er fand

sogar bei Hof eine glänzende Aufnahme. Die Kaiserin Marie Theresia übertraf sich selbst an Huld und der Staatskanzler Kaunitz suchte Winckelmann die Rückreise auszureden.

Zu Ende Mai reiste Winckelmann nun von Wien ab, wieder dem schönen Italien zu; er wollte sich später nach Ancona einschiffen und fuhr zu diesem Zweck nach Triest, wo er am ersten Juni Vormittags halb elf Uhr anlangte und in dem Gasthofe am Petersplatz sich einquartierte.

Aber Winckelmann kam nicht allein an, denn unterwegs, nicht weit von Triest, hatte sich ihm ein schmiegsamer, gewandter Italiener, Francesco Arcangeli, angeschlossen, welcher in demselben Gasthofe Quartier nahm. Dieser unselige Gefährte war, wie sich später ergeben hat, aus Pistoja, hatte früher in Wien als Koch gedient und war verschiedener Verbrechen wegen endlich dahin begnadigt worden, daß er vor einem Jahre aus deutschen Landen ausgewiesen wurde.

Er bewies sich gegen Winckelmann überaus gefällig und übernahm es, die Reise nach Ancona zu akkordiren, obgleich leider noch kein Schiff dahin vor Anker lag. Endlich fand er eine Gelegenheit, mit der aber die Seereise erst in einigen Tagen angetreten werden konnte.

Winckelmann war eine durchaus harmlose und unbefangene Natur, und seine Offenheit, sein Mangel an Argwohn hatten seine Menschenkenntniß weniger entwickelt, als es oft nöthig gewesen wäre. Er fühlte keine Neigung, in der kunstarmen Handelsstadt Triest sich umzusehen, und so kam der einschmeichelnde Arcangeli seiner Bequemlichkeit entgegen. Winckelmann verkehrte ausschließlich mit ihm, nicht nur an der Wirthstafel, auch auf dem Zimmer des Italieners. Dieser wußte den harmlosen Mann immer gesprächlicher, immer vertrauender zu machen, und so lernte der Bösewicht die gute Vermögenslage, die volle Börse und die kostbare Sammlung von Schaumünzen kennen, welche Winckelmann mit sich führte. Die Habsucht nach solchen Schätzen erweckte einen ebenso nichtswürdigen als furchtbaren Vorsatz, und doch würde dessen Ausführung vielleicht unterblieben sein, hätte das Schiff seine Abfahrt nicht noch um drei Tage verschoben.

Als Winckelmann am 8. Juni den Arcangeli im Kaffeehause nicht, wie gewöhnlich, angetroffen hatte, ging er in den Gasthof, in sein eigenes Zimmer, kleidete sich um, zog den Schlafrock an und setzte sich zur Arbeit nieder. Bald langte Arcangeli an, und nachdem ihn Winckelmann mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit empfangen und Beide mit einander geplaudert hatten, verließ ihn der Italiener. Bald aber kehrte derselbe, unter dem Vorwande, sein Taschentuch vergessen zu haben, zurück und fragte Winckelmann, ob er heute unten bei der Wirthstafel seine Schaumünzen zeigen werde? Nach Winckelmann's Verneinung fragte er weiter, weshalb Winckelmann es verheimliche, wer er eigentlich sei? Dieser beantwortete diese Zudringlichkeit einfach mit seiner Unlust, sich zu nennen, und nahm wieder an seinem Schreibtische Platz. Kaum hatte er sich gesetzt, als ihm der lauernde Arcangeli von rückwärts

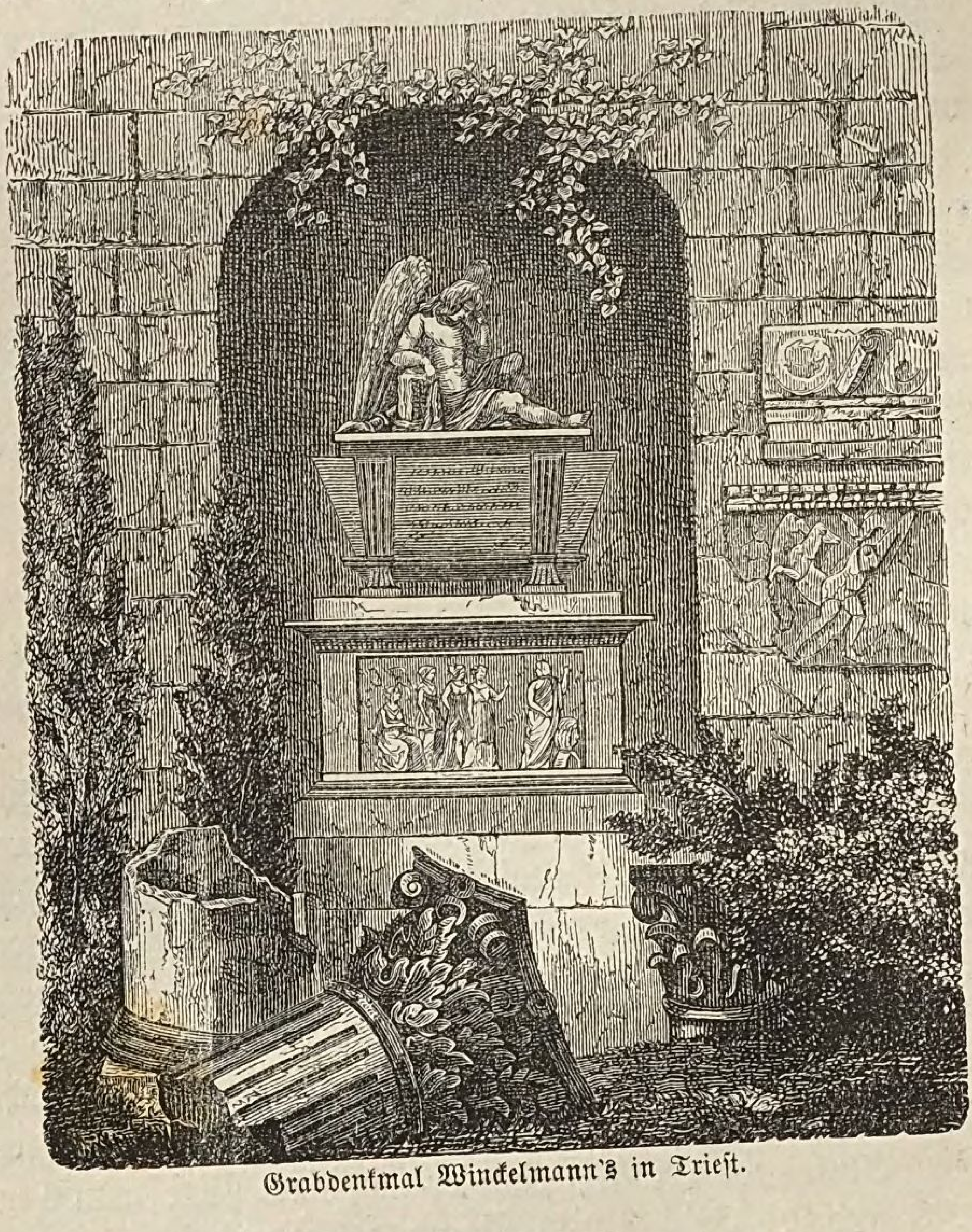
eine lassoartige Strickschlinge um den Hals warf und damit eine Erdrosselung versuchte. Schnell jedoch sprang Winckelmann auf und stieß den Meuchelmörder mit großer Kraft von sich hinweg. Da brachte Arcangeli ein scharf geschliffenes Messer zum Vorschein, und es begann nun ein grauenhafter Kampf, der vielleicht für den viel stärkeren Winckelmann, welcher die Klinge des Messers ergriff, günstig ausgefallen wäre, hätte er nicht an der Dämpfung des Halses gelitten und hätte es nicht der Zufall so traurig gefügt, daß bei dem Zubodenfallen beider Gegner Winckelmann unter den gewandteren Italiener zu liegen kam. Dieser konnte jetzt sein Messer gebrauchen, womit er dem Unglücklichen fünf Stiche beibrachte. Inzwischen hatte ein Diener des Hauses den Lärm gehört, der Mörder wurde verscheucht, ergriff die Flucht, und man sah sich nach ärztlicher Hülfe um, die lange auf sich warten ließ und in jedem Fall zu spät gekommen sein würde. Auf die Frage Winckelmann's, ob er sterben müsse, bezeichnete der Wundarzt zwei der Messerstiche als tödlich. Ein Kapuziner übernahm hierauf die Beichte, und es erschienen Gerichtspersonen, welche die Mordthat mit den näheren Umständen zu Protokoll brachten. Winckelmann konnte vor Schwäche wenig reden, doch blieb er gefaßt, brachte seine Angelegenheiten und sein Testament in Ordnung, vermochte aber das letztere nicht mehr zu unterschreiben. So starb er noch an demselben Tage, am 8. Juni 1768, Nachmittags vier Uhr, unter qualvollen Schmerzen. Schon am nächsten Tage wurde sein Körper in der Brüderschaftsgrabstätte der Kirche des heiligen Justus beigesetzt. Leider aber wissen wir jetzt nicht mehr, wo sich die Ueberreste des berühmten Mannes befinden, denn sie wurden später mit denen anderer Verstorbener in das allgemeine Beinhaus geworfen, als man sich genöthigt glaubte, die Kirchengrabstätte zu räumen.

Der Verbrecher Arcangeli kam auf seiner Flucht, die er stehenden Fußes, mit Hinterlassung aller seiner Habseligkeiten, angetreten hatte, nur bis zu dem Städtchen Planina. Hier wurde er ergriffen. Schon in Adelsberg beim gerichtlichen Verhör legte er Geständniß ab. Man führte ihn nach Triest zurück, und am 20. Juli in der Frühe wurde er auf dem Petersplatze, im Angesichte des Gasthofes, in welchem er Winckelmann umgebracht hatte, nach feierlicher Verkündigung des Bluturtheils gerädert.

Mit Schmerz wird man fast zu der Annahme genöthigt, daß Winckelmann sein Unglück durch ein dunkles, beängstigendes Vorgefühl auf dieser deutschen Reise ahnend empfand. Doch wie wenige Vorahnungen, wenn es solche überhaupt in der Menschenseele giebt, bewähren sich, und wie mißlich würde es sein, diesen dunklen Gefühlen ohne Widerstand der Vernunft jederzeit Folge zu geben!

Winckelmann hatte nur zehn Jahre seines Lebens sich wirklich im theilweisen Vollgenuß seiner geistigen, ja menschlichen Freiheit befunden, eine segensreiche, aber nicht lange Zeit. Goethe sagt: „So war Winckelmann denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Er hat als Mann gelebt und ist als vollständiger

Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaften Drang, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen." Wohl können wir diese herrlichen Worte als den Versuch einer poetischen Tröstung gelten lassen. Freilich liegt ein wirklicher in ihnen nicht: Jeder der in der Blüte seiner Kraft, in der Blüte seines Schaffens die Welt verlassen muß, verläßt sie zu unserem Nachtheil zu frühe. So war es auch bei Winckelmann, der uns noch manches unvergängliche Werk geschrieben haben würde. Sein unersetzlicher Verlust wird nur dadurch gemildert, daß er den Nachlebenden ideale Richtungen vorzeichnete, die unverkennbar sind und sich immer glanzvoller enthüllten. Ihnen zu folgen, sie durch berechtigte Nebenwege zu erweitern, ist noch heute die Aufgabe aller Derer, welche das Schöne erkennen, welche es zur Veredelung ihres Geistes und Herzens wahrhaft genießen wollen!



Grabdenkmal Winckelmann's in Triest.



Ansicht von Kamenz, der Geburtsstadt G. E. Lessing's.

Gotthold Ephraim Lessing,

der Vorkämpfer für deutsche Aufklärung.

Geboren zu Kamenz in Sachsen am 22. Januar 1729 und gestorben zu Braunschweig am 15. Februar 1781.

„Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet. Lessing ist der mannhafteste Charakter der deutschen Literatur. Sein Leben und Streben war ein unablässiges Kriegen und Siegen."

H. Hettner.

Nur wenigen Männern war es vergönnt, so tief in die Geistesentwickelung ihres Zeitalters einzugreifen, so richtig die künftigen Bahnen des Bildungsweges vorzuzeichnen, wie Gotthold Ephraim Lessing. Er erfüllte den Beruf, nach zwei Seiten hin fördernd zu wirken: durch vernichtenden Kampf gegen Vorurtheile und Vormeinungen, sodann durch das leuchtende Beispiel eigener Schöpferkraft. So reformirte er als mustergültiger Kritiker, der nicht blos einzureißen, sondern auch neu zu bauen verstand, zugleich aber auch als Denker und Dichter, der auf dem gewonnenen Grunde zerstörter Ruinen neue Geistesbauten von klassischer Vollendung aufführte.

Unwandelbare Festigkeit in seiner Ueberzeugung, wahrheitsdurstiges Forschen und mannhafte Gesinnung stählten ihn zum nimmermüden Kämpfer für das

Recht, das sittliche wie das ästhetische. Mit einem warmen Gefühle für die Größe des Vaterlandes nicht minder als für die Aufklärung und Erhebung des Menschengeistes überhaupt war er jederzeit bereit, für den Fortschritt in Staat und Kirche zu streiten und für das allgemeine Wohl der Menschheit in die Schranken zu treten. Bei der freien Schöpfung im Gebiete der Musen aber standen ihm angeborner Schönheitssinn und Gedankenreichthum, feinste Grazie und hohe Veredlung des Geschmackes fördernd zur Seite.

So betrachtet denn jeder Deutsche mit Stolz Lessing's Namen als einen weltgeschichtlichen, an den sich so mannichfache Anregungen des deutschen Wissens und unzählige Läuterungen des Sinnes für das Schöne knüpfen. Letztere gehen in Bezug auf die bildenden Künste Hand in Hand mit den gleichartigen Bestrebungen von Lessing's großem Zeitgenossen, Winckelmann; hinsichtlich der Bühne und des Drama stehen sie einzig in ihrer Art da und haben uns für alle kommende Zeit im Theater erst den Begriff eines echten Kunsttempels erobert, eines Kunsttempels, der nur ab und zu nach dem Vorbilde Lessing's von den Zöllnern und Pharisäern gereinigt zu werden braucht, um seine Weihe zu behaupten und sich in nationalem Sinne fort zu entwickeln. So schwer diese Aufgabe auch jeden Augenblick bleiben mag, Lessing erleichterte sie durch Beispiel und Lehre.

„Was Lessing dem deutschen Drama als Dichter, was er ihm als kritischer Kunstlehrer geworden, erhellt schlagend aus der Thatsache, daß zwischen Gottsched's sterbendem Cato und Goethe's wie Schiller's dramatischen Meisterwerken nur ein Menschenalter liege. Wo war dieser wundergleiche Umschwung möglich? Es giebt nur eine einzige Antwort. Dieses Menschenalter war das Leben und Wirken Lessing's."

„Sein Krieg und Sieg war die Eroberung unserer klassischen Dichtung, war die Besitznahme der freien Wissenschaft und die Einführung derselben in die Sitte und Denkart." Mit diesen Worten des deutschen Literarhistorikers Hettner, welche die Bedeutung unseres Helden vortrefflich kennzeichnen, scheint es uns angemessen, unsere Schilderung des Lebens und Wirkens des großen Mannes zu eröffnen, denn es ist jederzeit rathsam, eine gewaltige eherne Statue auf hohem Postament sich zunächst aus einer gewissen Ferne anzusehen, um die Größe des Gesammteindruckes auf uns wirken zu lassen.

Eine solche Umschau wird dann um so einladender zur näheren Betrachtung der einzelnen Schönheiten und Vorzüge des Kunstwerkes anziehen.

---

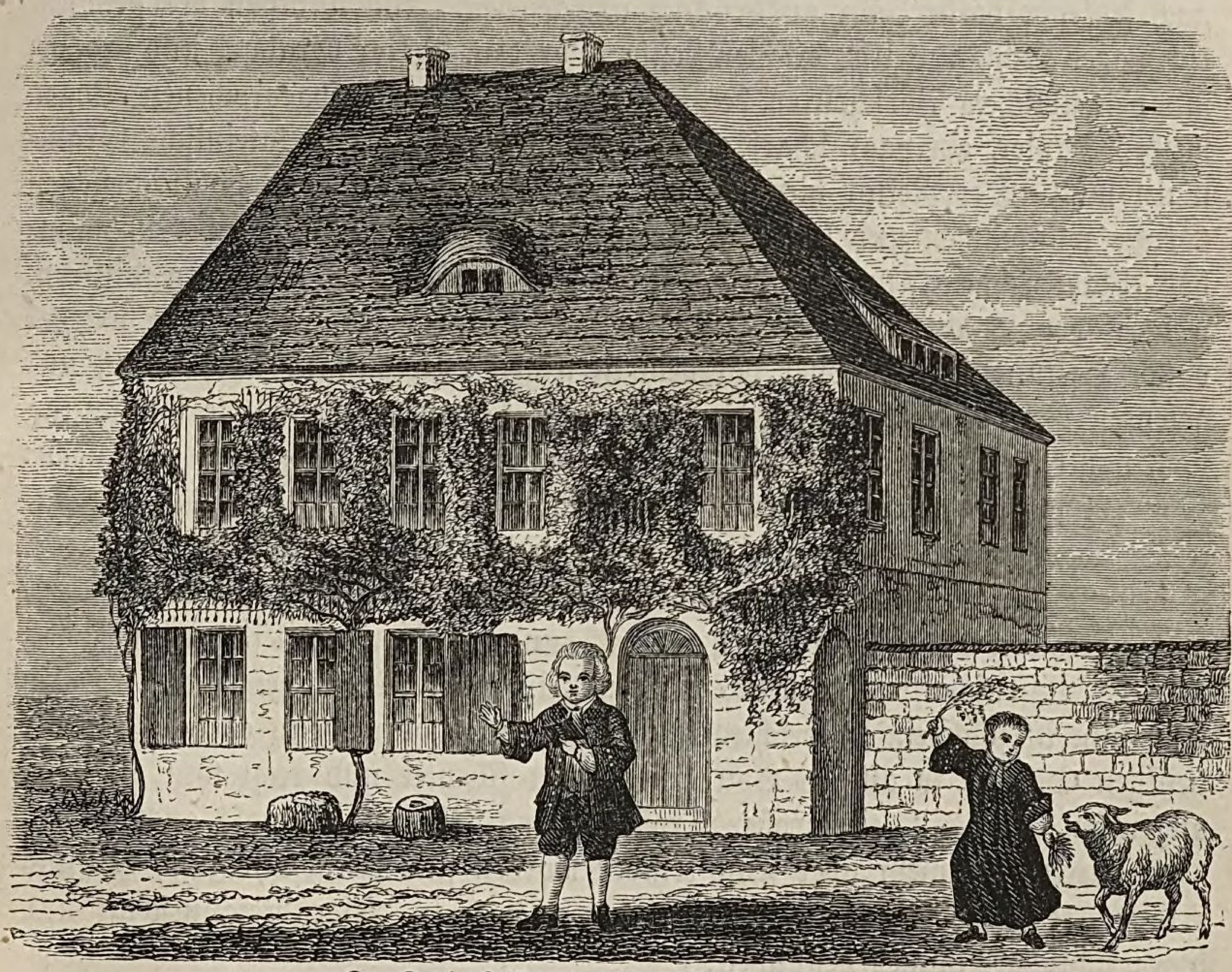
1. Aus dem Pfarrhause zu Kamenz auf die Fürstenschule zu Meißen.

(1729 — 1742 — 1746).

In dem kleinen sächsischen Städtchen Kamenz in der Lausitz wurde Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar 1729 als das älteste der zehn Kinder

seiner Eltern geboren. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Predigers und hatte sich im Jahre 1725 mit Justina Salome Teller, der Mutter Lessing's, verheirathet.

Dieser Vater war ein braver frommer Mann, der ohne höhere Gesichtspunkte doch in seinem Fache ganz tüchtig sein mochte, wenn auch seine theologischen Schriftwerke sich nicht gerade durch hohen literarischen Werth auszeichnen. Die Mutter, eine Predigerstochter, hatte den natürlichen Wunsch, ihren kleinen Ephraim ebenfalls dereinst als Seelsorger auf der Kanzel zu sehen, und der Vater leitete im Geiste der Bibel und des Katechismus die erste Erziehung seines Sohnes.



Der Knabe Lessing vor dem väterlichen Hause.

So empfand der Knabe schon im zarten Kindesalter eine lebhafte Sympathie für Bücher und den Schimmer der Gelehrsamkeit; er bestand darauf, mit einem Pack Bücher abgebildet zu werden, als ein Portraitmaler ihn und seinen jüngeren Bruder Theophil malte. Dieses Gemälde hat sich bis auf unsere Zeit erhalten, und Lessing führte später auf den Zeichenunterricht, den er bei jenem Maler genoß, seine Hinneigung zur bildenden Kunst zurück. Vom Pfarrer Mylius und vom Rektor Heinitz vorgebildet, besuchte der junge Lessing zunächst die Stadtschule zu Kamenz, bis ihm der Oberstlieutenant von Carlowitz eine Freistelle auf der Fürstenschule „St. Afra" zu Meißen auswirkte. Die ebengenannte Landesschule Sachsens trägt ihren Namen nach

dem Klostergebäude, in welchem sie alsbald nach Einführung der Reformation angelegt wurde. Dieses Kloster hatte nämlich der im elften Jahrhundert nach Meißen als Domherr beförderte Bischof Reiner (von Anderen Rotmann genannt) gegründet, welcher die Verehrung der heiligen Afra, die einst im Jahre 302 den Märtyrertod zu Augsburg erlitten, von dort mit nach Meißen verpflanzt hatte. Am 21. Juni 1741 stellte sich der junge Lessing im Alter von 12½ Jahren zur Aufnahme. Nach der Schulordnung sollte zwar der Aufzunehmende nicht unter dreizehn Jahr alt sein, doch wurde in diesem Falle wegen günstiger Zeugnisse über die Vorbildung das am Alter noch fehlende halbe Jahr ausdrücklich nachgesehen. Am Morgen des genannten Tages Schlag 8 Uhr erschien Lessing vor dem Rektor Grabner und brachte, mit den üblichen Vorschriften bekannt gemacht, einen halbgebrochenen Bogen weißes Papier, ein paar scharf geschnittene Federn und eine lateinische Grammatik mit. Der Rektor hieß ihn mit einem freundlichen aber wohlbemessenen Gruße willkommen und ließ ihn dann an einem alten Tische von Nußbaumholz Platz nehmen, um ihm ein Pensum in deutscher Sprache zu diktiren, welches der Knabe darauf ins Lateinische zu übertragen hatte. In würdevoller Haltung saß Grabner vor dem in seinen Bewegungen noch etwas ungelenken Neuling und begann dann in einem feierlichen Tone, wie ihn Lessing noch von keinem seiner früheren Lehrer vernommen hatte, Folgendes anzusagen:

„Alle Ausländer wurden von den Griechen Barbaren genannt, die Lateiner aber nannten diejenigen also, welche weder Griechen noch Römer waren. Sie verstanden aber darunter nicht bloß ungebildete, mit Künsten und Wissenschaften unbekannte Menschen, sondern auch rohe und grausame, weil sie meinten, daß wer die Wissenschaften ordentlich erlernet, kein roher Mensch sein könne. Durch Christum ist solch ein Unterschied der Völker aufgehoben, denn es heißet in der heiligen Schrift: in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ist ihm angenehm. Das ist ein großer Trost für uns, die wir ehemals auch Gottes Volk waren, nunmehr aber seine Kinder worden sind durch Christum, der uns erlöset hat durch sein Blut. O, daß wir doch in dieser Bekanntschaft und Verwandtschaft immer bestünden!"

„Zu dieser Stilübung" (exercitatio stili), setzte Grabner, als er zu Ende diktirt hatte, „ist es bis zehn Uhr Zeit." — Der junge Prüfling, welcher wohl wußte, wie viel auf diese Leistung ankam, arbeitete mit großem Eifer. Da er aber noch vor der bewilligten Zeit fertig wurde, fügte er aus eigenem Antriebe einen Zusatz hinzu, der im Deutschen also lautet:

„Dieses aber wollen wir stets im Auge behalten, denn es ist roh (barbarisch), wenn man einen Unterschied zwischen den Völkern machen wollte, die doch sämmtlich von Gott geschaffen und mit Vernunft begabt worden sind. Vornehmlich aber ziemt es dem Christen, seinen Nächsten zu lieben, und solcher Nächster ist im Sinne Jesu Christi Jeder, der unserer Hülfe bedarf. Wir haben aber Alle ohne Ausnahme die Hülfe anderer Menschen nöthig und

demgemäß gehören wir Alle zu Denen, welche Christus die Nächsten nennt. Daher wollen wir auch nicht über die Juden den Stab brechen, obschon sie Christum verurtheilt haben, denn Gott selbst hat gesagt: „Richtet nicht, verdammet nicht!" Wir wollen auch die Muhamedaner nicht verurtheilen, denn unter den Muhamedanern giebt es ebenfalls rechtschaffene und gute Menschen. Endlich ist Niemand ein Barbar, d. h. roh oder ungebildet, der nicht unmenschlich und grausam ist."

Wie deutlich spricht sich in diesem kurzen, wenn auch nicht ganz logisch gefaßten Gedankengange des zwölfjährigen Knaben die künftige Sinnesrichtung, die humane Anschauungsweise des später für das Wohl der ganzen Menschheit strebenden und kämpfenden Mannes aus! —

Um zehn Uhr gab der junge Lessing seine lateinische Uebungsarbeit ab und ward dann von dem Rektor zu den übrigen Lehrern geführt. Da wurde der Knabe wohl noch mehr befangen, als er vier andere ernste Männer in weißer Allongenperrücke und schwarzer Kleidung mit langen, über den Rücken herabhängenden Mänteln dastehen und mit bedeutsamer Miene sich unterreden sah. Der Knabe machte eine tiefe Verbeugung, die er nicht blos den würdigen Männern, sondern auch der Wissenschaft, deren Vertreter sie ja waren, schuldig zn sein glaubte. Mit pochendem Herzen blieb er harrend nahe der Eingangsthüre stehen, während sich die Lehrer ihm gegenüber an einer grünen Tafel niederließen. Da rief ihn der Rektor vor seinen Stuhl und ging mit ihm die lateinische Uebersetzung durch. Wie erheiterte sich aber des gestrengen Herrn Antlitz, als er an den Schluß gekommen, die frei hinzugefügten Sätze erblickte! Es gefiel ihm sichtlich das leichte und ziemlich gewandte Latein, denn wäre auch Manches noch besser zu machen gewesen, so war es doch von einem zwölfjährigen Knaben nicht besser zu verlangen. Auch den übrigen Lehrern war der Neuaufzunehmende mit einer so glücklichen Lösung seiner lateinischen Aufgabe schon warm empfohlen. Der junge Lessing trat nun wieder einige Schritte zurück, worauf der Konrektor das Wort ergriff und Folgendes sprach:

„Auch unter den alten Griechen und Römern hat es sogenannte Poeten gegeben, deren beschriebenes Papier, wie der vortreffliche Martialis im dreizehnten Buch seiner „Epigrammaten" von sich selbst sagt, zu nichts weiter als zu einem Umschlage für Thunfische und Oliven, der höchstens zur Sättigung für Büchermotten geschickt war. Solche Poeten sind auch unter den Deutschen aufgestanden, wie der berühmte Gottsched oftmals klaget. Wir sprechen heute von einer solchen und verwenden zu einem lateinischen Epigramme das deutsche Stachellied:

„Frisch an das Dichterwerk! Soll den Versuch ich meiden!"
„O, nein, es kann ja nur der gute Name leiden!"

Bei der lateinischen Versifizirung dieser Strophe mußte allerdings der gute Konrektor die deutschen Worte für den lateinischen Pegasussattel erst ein

ein wenig zu recht stutzen; gleichwohl währte es gar nicht lange, bis das lateinische Distichon in schulgerechter Form herauskam.*)

Es folgte nun die Prüfung im Griechischen, von Magister Weiße vorgenommen, welche nach Anleitung der Halle'schen Grammatik den ganzen Stammbaum des griechischen Verbum zerlegte, wobei ihm der Prüfling mit wenigen Ausnahmen wohl zu folgen verstand. Nachdem dann noch eine Probe-Lektion im griechischen Neuen Testament glücklich von Statten gegangen, wandte sich Magister Kauderbach an den Knaben, um seine Festigkeit im Katechismus, namentlich in den Glaubensartikeln, zu prüfen. Hierbei stand dem jungen Lessing der gute Unterricht im väterlichen Hause sehr zur Seite; er wußte seine Antworten mit Belegstellen aus der Heiligen Schrift zu unterstützen und sogar mit Erklärungen aus den symbolischen Büchern zu erhärten. Endlich kam der letzte Abschnitt des Examens. Der Mathematiker Klimm, welcher dem offenen und geweckten Knaben schon lange mit Wohlgefallen zugehört hatte, ging einige arithmetische Sätze mit ihm durch, welche von dem Prüfling zur vollen Zufriedenheit des Lehrers verstanden und erläutert wurden.

Der große Prüfungsakt ward geschlossen, nachdem beinahe zwei Stunden unter saurem Schweiße vergangen waren. Der Knabe verließ in Gesellschaft seines Vaters die Censurstube, um nach baldiger Rückkehr den Richterspruch der Lehrer zu vernehmen. Es war bekannt, daß letztere von einem Neuaufzunehmenden eine tüchtige Vorbereitung, insbesondere große Sicherheit in den Grundlehren der Grammatik verlangten und daß mancher sich Meldende entweder gleich von vorneherein abgewiesen oder wegen zu langsamer Fortschritte von der Anstalt entfernt wurde. Lessing hatte dergleichen nicht zu besorgen; ja er ward sogar eine Abtheilung höher gesetzt, als es einem Neuling gewöhnlich widerfuhr; denn man ließ die Neuen gern von unten auf dienen, wenn sie nicht allen Ansprüchen gleich sehr genügten. Lessing kam in die elfte Dekurie, damals die zweite der vierten Klasse, was natürlich Vater wie Sohn mit großer Freude vernahmen.

Der Unterricht an der Landesschule zu Meißen wurde damals noch in althergebrachter Weise gepflegt. Betrieb man auch die alten Sprachen sehr fleißig und nach recht gelehrtem Zuschnitt, so herrschte doch die theologische Richtung vor, da es im Plane der fürstlichen Stifter der Schulanstalt lag, dieselbe zu einer Pflanzstätte des evangelischen Glaubens zu machen. Sprachen und Wissenschaften sollten ganz im Sinne Luther's zu einer Schutzwehr für das Evangelium dienen. Daher kam ein guter Theil der Wochenstunden auf den öffentlichen Schulgottesdienst und auf Gebet wie Bibelerklärung, ganz abgesehen von der theilweis theologischen Färbung in der Behandlung fast aller übrigen Fächer. Als wohlthätiger Zug in der Schulordnung ist aber die

*) Carmina tentemus! Quid enim tentasse nocebit?
Paulus ait. Tenta! Nil nisi fama perit.

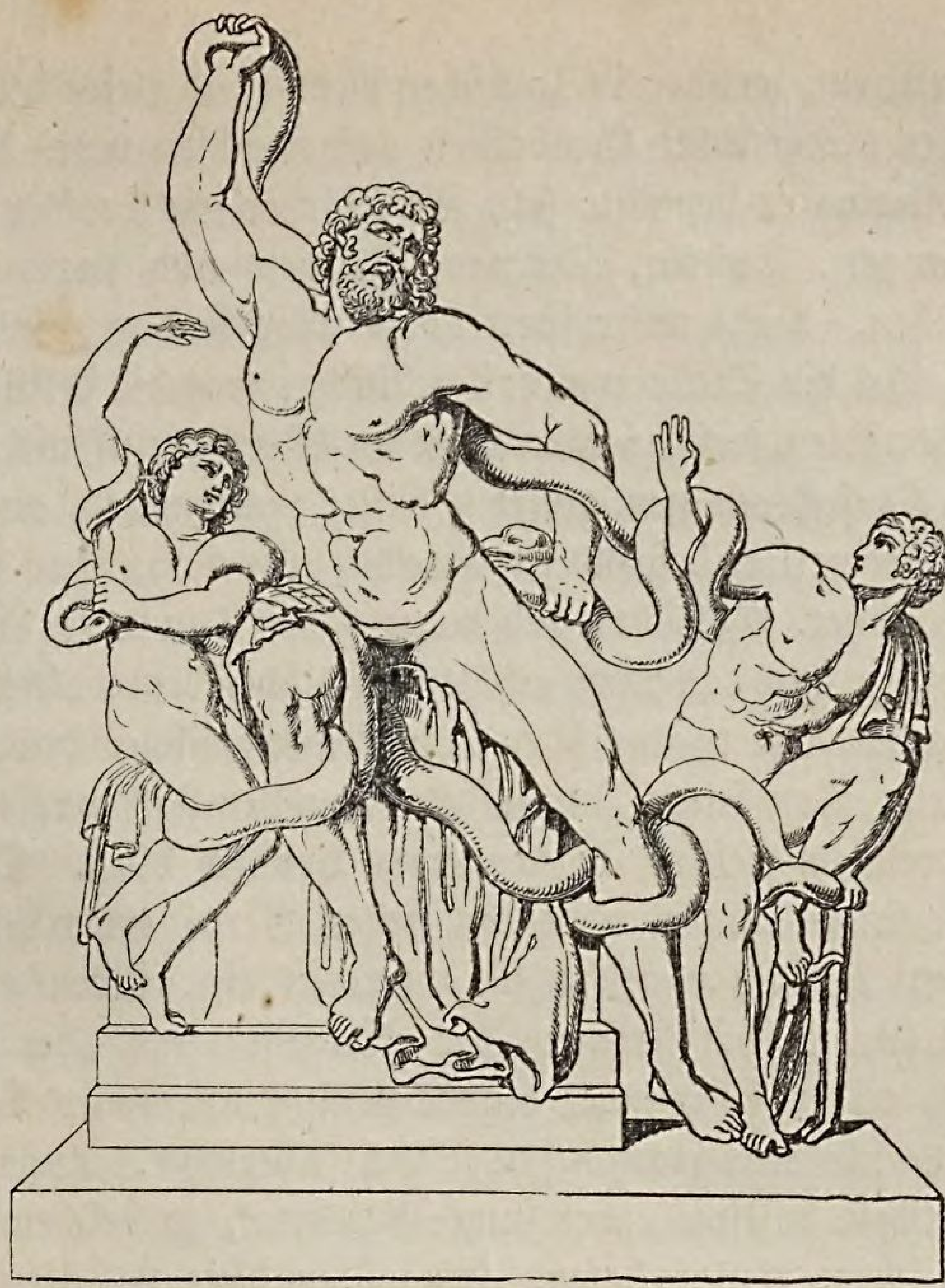
Einrichtung anzuerkennen, nach welcher verhältnißmäßig weniger öffentliche Lehrstunden als sogenannte Freistunden für den Privatfleiß der Schüler angesetzt waren; jene sollten mehr das Selbststudium, namentlich im Interesse besserer Bekanntschaft mit den alten Klassikern, anregen. In solchem Sinne hatten die Lehrstunden vornehmlich den Zweck, zu zeigen, wo und wie die geistige Nahrung gesucht und aufgenommen werden müsse, beim Selbststudium dagegen galt es, das eigene Gespann vorzulegen und frischen Muthes auf die grüne Weide oder das goldene Saatfeld zu treiben. Mit den 25 Studierstunden hatte es nun seine Richtigkeit, sobald die Woche mit Lehrstunden voll besetzt war. Aber nicht selten fielen die Lehrstunden aus, wie in der Oster-, Pfingst- und Weihnachtswoche, zur Zeit der Fastnacht und Schulkirchmeß, so wie der Meißner Jahrmärkte, der öffentlichen Kommunion, der halbjährigen Prüfungen. So kamen im Jahr 60 Tage, die ausschließlich dem Privatstudium bestimmt waren. Jeder fleißige Schüler freute sich auch auf solche Tage und förderte sein Werk mit Wohlgefallen an dem Wachsthume seiner Kraft.

Klopstock hätte den Entwurf zur Messiade in Schulpforta nicht gemacht, noch weniger die ersten Gesänge ausgeführt, wenn er nicht solche Tage benutzen konnte, und Lessing hätte in Meißen die alten Schriftsteller nicht so tüchtig durchgearbeitet, hätte sie nicht in poetischen Uebertragungen nachgeahmt, hätte keine Geschichte der Mathematik geschrieben, kein Buch des Euklides übersetzt, keine Entwürfe zu dramatischen Dichtungen gemacht, wenn ihm nicht die Studientage zu statten gekommen wären.

Was die innere Klassenordnung anbetrifft, so gab es in den Klassen sogenannte Dekurionen als Bankälteste oder Bankaufseher; es waren die bewährtesten Primaner, dreizehn an der Zahl, zu Inspektoren über die Gesammtheit ihrer Mitschüler bestellt; dazu übten die Lehrer alle Sonnabende das Amt der Censur im Synodalzimmer, wohin zum Schluß allemal die Inspektoren gerufen wurden, um Rechenschaft abzulegen. Bei solcher Gelegenheit begab sich auch ein Vorfall, den der Bruder unseres Lessing (Gotthelf Lessing) als bemerkenswerth erzählt hat. Lessing war im Jahr 1746 als der sechste unter den Primanern der Ordnung nach Tisch-Inspektor. In der Woche, wo Konrektor Höre die Schulinspektion geführt hatte, war das Morgengebet immer etwas zu spät angegangen. Rektor Grabner fragte die anwesenden Inspektoren nach der Ursache der Verspätung. Alle schwiegen, nur Lessing, den das Schweigen von Haus aus schwer ankommen mochte, flüsterte seinem Nachbar einige Worte zu. Dies bemerkte der Rektor und forderte zu lautem Aussprechen auf. Die Wahrheit zu sagen, war Lessing nie träge, und so sprach er ohne Bedenken: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an!" Diese Erklärung ist offen und ehrlich, wie der Jüngling und nachmals der Mann, von welchem sie kam. Etwas Ehrenrühriges oder wohl gar eine absichtliche Beleidigung, von der Lessing sein ganzes Leben hindurch fern blieb, war aber darin gewiß nicht zu finden.

Unter den Lehrern, welche einen größeren Einfluß auf Lessing geübt haben, ist neben dem sehr anregenden und mit seinen Pfleglingen sehr umgänglichen Mathematicus Klimm, vor Allem der Rektor Grabner selbst hervorzuheben, welcher mit besonderer Vorliebe die Lehrstunden über praktische Philosophie oder Sittenlehre und über Logik nach eignen Sätzen hielt. Er durchschaute sehr bald sowol den philosophischen Kopf wie den Lerneifer unseres Lessing, den er einmal ein Pferd nannte, welches doppeltes Futter haben müsse. So erklärt es sich auch, daß der junge Mann, welcher in seinen Musestunden lateinische und griechische Klassiker für sich las, in wenigen Jahren durch alle Abtheilungen der Schule lief, bereits 1745 in die erste Klasse vorrückte. In Folge seiner Privatstudien fühlte er übrigens schon den literarischen Trieb in sich regen. Bald übte er sich zunächst in der damals durch Gleim aufgenommenen Nachahmung anakreontischer Dichtungen, sodann im Entwurfe dramatischer Arbeiten nach den Vorbildern von Theophrast, Terenz und Plautus, mit deren Werken er sich in Musestunden vertraut gemacht hatte. Bei allen diesen Arbeiten lag aber dem jungen Manne mehr die technisch-literarische Beschäftigung, als der poetische Gegenstand selbst am Herzen.

Da traten im Jahre 1746 die Kriegsunruhen ein, und es kam über Meißen und über die Fürstenschule eine traurige Zeit. Oft mußten die Lehrstunden unterbrochen werden. Auch war es nicht immer immer möglich, ausreichende Lebensmittel herbeizuschaffen, weshalb viele Schüler die Anstalt verließen, später aber zum Theil nicht zurück kamen. Verwundete und kranke Soldaten füllten in jenen Tagen die Stadt und verursachten gefährliche Fieber, ja ein Theil des Schulgebäudes wurde zum Lazareth umgewandelt. Zwar hatte damals schon der Rektor unsern Lessing für abgangsfähig erklärt, doch entschied sich auf das Gesuch des Vaters das Oberkonsistorirum wegen noch nicht erfüllter sechsjähriger Schulperiode, daß Lessing noch auf der Anstalt bleiben müsse. Erst am 30. Juni 1746 wurde dem wiederholten Wunsche nachgegeben, und Lessing verließ St. Afra mit einem glänzenden Zeugniß und kehrte in seinem achtzehnten Jahre zu seinen Eltern zurück.



Die Gruppe des Laokoon.

2. Akademische Lehrjahre und Hochflut des Lebens.

(1747—1769).

Dem angehenden Studenten war durch Vermittelung des Vaters ein Stipendium für die Leipziger Universität bewilligt, an welcher sich Lessing am 20. September 1756 aufnehmen, d. i. immatrikuliren ließ. Hier wandte er sich, obschon ihn der Gedanke bedrückte, sich planmäßig den engen Grenzen einer Brotwissenschaft zu widmen, doch, den Seinigen zu gefallen, der Theologie zu. Aus dem väterlichen Hause hatte er übrigens nicht nur einen tief-religiösen Sinn, sondern auch ein großes Interesse an der Gottesgelahrtheit mit ins Leben genommen. Wenn er sich trotzdem nicht entschließen konnte, die Theologie zu seinem Berufsstudium zu machen, so galt seine Abneigung eben nur dem Stande und Berufe, nicht der Sache, der Religion, die ihn für sein ganzes Leben lang ein Gegenstand ernsten Nachdenkens und Forschens blieb. Weit mehr zogen ihn freilich die sogenannten humanistischen Studien, d. h. die freien, nicht in ein bestimmtes Fach eingezwängten Erkenntnißkreise des denkenden Menschengeistes an. Seinem nach neuen Eindrücken begierigen Sinne trat in Leipzig zum ersten Male das bunte Treiben und der mannichfaltige Lebensstoff einer großen Stadt entgegen. Er erkannte sich selbst, in ebenso großer Lebenslust wie Beschämung der frischen kecken Welt gegenüber, als der unge-

schickteste Bücherwurm, welcher in linkischen Manieren gleich dem Mönch in der Klosterzelle hinter theoretischen Grübeleien aufgewachsen war. Lange Zeit hörte er gar keine Collegia; er bemühte sich, seine körperliche Kraft und Gewandtheit durch Leibesübungen, Fechten, Turnen, Tanzen und durch gesellschaftlichen Verkehr zu erhöhen. Nicht mehr spottete er über Andere, sondern nur noch über sich selbst. An die Stelle ernsthafter Bücher trat die Lektüre belletristischer Schriften und Komödien, welche letztere seine Selbsterkenntniß nicht wenig förderte.

Unter den Professoren genügte ihm keiner vollkommen, auch Gellert nicht, der ihm eine zu weinerlich bescheidene Eitelkeit verrieth; nur mit Kästner befreundete er sich näher. Gottsched gab damals den Ton in der Literatur an, doch Lessing erkannte sehr bald das Mißverhältniß zwischen dem wahren Werthe dieses ebenso poetisch leeren, wie tyrannischen Kopfes und zwischen dem, was er scheinen oder gelten wollte. Von seinen Jugendbekannten Leipzigs war es nur Christlob Mylius, mit welchem Lessing in längerem Verkehr blieb. Obgleich derselbe sich durch seinen Sittenwandel nicht den besten Beruf erworben, so führte er doch den jüngeren Freund zuerst in die Literatur ein, indem er denselben als Mitarbeiter an seinen Zeitschriften „der Freigeist" und „der Naturforscher", heranzog. Noch näher befreundet wurde Lessing mit Felix Weiße, in dessen Gesellschaft er verschiedene französische Stücke übersetzte. Außerdem vollendete Lessing ein satyrisches Lustspiel, „der junge Gelehrte", zu welchem ihm die Schulpedanten in St. Afra Anlaß boten. Es sollten diese Arbeiten bei den kargen pekuniären Mitteln zur Erlangung eines Freibillets für das Theater der Neuberin dienen, einer vom gesunden Mutterwitz erleuchteten Frau, welche damals im Gegensatz zu Gottsched's französirendem Geschmack einer natürlicheren Nationalrichtung folgte. Sie führte 1748 „den jungen Gelehrten" auf und zwar mit lebhaftem Beifall des anspruchlosen Publikums.

Durch diese ganze Jugendperiode Lessing's ziehen sich eine Menge Bühnenentwürfe und literarische Skizzen verschiedener Art, welche durchschnittlich alle die künftige Entwickelung seines großen Geistes noch nicht ahnen lassen. Sein Umgang mit vielen Schauspielern und mit dem sogenannten „Freigeist" Mylius hatte ihm indessen bei den Eltern einen bedenklichen Leumund zugezogen; doch nach Hause berufen, überzeugte er sie bald von dem noch ungetrübten Vorhandensein einer tüchtigen Lebensmoral. Er kehrte darauf wieder nach Leipzig zurück und siedelte von hier nach Berlin über, wo er sich mit der Uebersetzung römischer Geschichtswerke, ferner mit lyrischen und didaktischen Gedichten, auch Bühnenversuchen, (z. B. „die Juden"; „der Freigeist"; „Weiber sind Weiber" u. s. f.) beschäftigte. Im Geiste aller dieser Arbeiten erkennt man eine ungünstige Beurtheilung der Mitmenschen und der Zeitverhältnisse; der Vater wurde deshalb unzufrieden, und mahnte von Berlin und vom Komödienschreiben ab. Der Sohn vertheidigte jedoch den Beruf des dramatischen Dichters und suchte denselben auch durch die sittliche Tendenz mit ven Anforderungen der Religion auszusöhnen.

Diese Vertheidigung und das Nachdenken über seine Aufgabe als Schriftsteller vertieften Lessing's Auffassung der Literatur. Er suchte nach ernsten Stoffen und neigte sich mehr zum Trauerspiele hin. Schon im Besitze der französischen und englischen Sprache, studirte er auch jetzt Italienisch und Spanisch. Er übersetzte mehrere Arbeiten von Cervantes nnd Calderon und beschloß, mit Mylius die Herausgabe von Beiträgen für Geschichte und Theater zu unternehmen. Es sollten darin die Griechen, Römer, Engländer und Spanier berücksichtigt werden, auch wurden die Franzosen, Italiener und Holländer ins Auge gefaßt. Zugleich wollte er den fremden Stücken ästhetische Abhandlungen zugesellen. Doch damals noch mehr den Plänen, als den Ausführungen hold und durch Mylius ungeschickte Betheiligung abgeschreckt, zog er sich bald von dem Unternehmen zurück. Er übernahm dafür in der „Berliner Privilegirten Zeitung" 1751 den „gelehrten Artikel" d. i. die literarische Kritik, worin mancherlei scharfsinnige, später beibehaltene Arbeiten seiner Feder erschienen, z. B. über Klopstock, Rousseau, Diderot. Auch ließ er in demselben Jahre seine zerstreuten Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" gesammelt erscheinen. Gegen Ende des Jahres 1751 ging er zum Abschluß seiner Studien wieder nach Wittenberg, wo er im Frühjahr 1752 zum Magister promovirt wurde. Nach Berlin hierauf zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit einer Gesammtedition seiner verschiedenen bis dahin erschienenen Schriften uud erwarb sich infolge dessen eine Stellung unter den bedeutendsten deutschen Schriftstellern.

Zu dieser Zeit arbeitete sich in Berlin unter den Israeliten der geistreiche humanistische Denker Moses Mendelssohn, und zwar als Autodidakt, zu hohem Ansehen empor. Er wurde der innigste Freund Lessing's, welcher Mendelsohn's Studien leitete und erweiterte. Lessing erkannte sehr bald die sinnigfeine Klarheit dieses liebevollen Mannes, der, ein Feind alles Fanatismus durch seine späteren Schriften viel dazu beitrug, die werthvollsten Ergebnisse der Philosophie in einer edeln, gehaltenen Sprache dem größeren Publikum zugänglich zu machen und sowol auf die Vorurtheile der jüdischen als der christlichen Gemeinde aufklärend und versöhnend einzuwirken. Der „Phädon" und „Jerusalem" jenes Denkers, sind Schriften von unvergänglichem Werth. Dieser ausgezeichnete Mann, der als einfacher Buchhalter in Berlin seine Familie redlich ernährte und vortrefflich erzog, verdankte dem Umgange Lessing's Energie des Urtheils und „literarischen Fernblick." Der dritte im Bunde war der Buchhändler Nikolai, und der berlinische Horaz, der Odendichter Ramler übte wieder in Allem, was Form und Prosodie anbelangt, einen ziemlich pedantischen Einfluß auf Lessing aus.

So hat diesem hochachtbaren Manne sein Freund Lessing gewiß seinen Beistand nicht versagt, als es für Mendelssohn darauf ankam, in seinem Streite mit dem etwas fanatisch gesinnten christlichen Geistlichen Lavater die Freiheit der Ueberzeugung und das religiöse Bekenntniß gegenüber dem An=

drängen eines eifrigen Bekehrers zu vertheidigen. Wir sehen (vergl. unser Bild) Lessing als gewiß nicht unthätigen Zeugen bei dem Religionsgespräche, welches Mendelssohn einst mit Lavater führte, und Lessing's feine Züge verrathen nur zu deutlich, welch' lebhaften Antheil er an diesem Geisteskampfe genommen.

Für Lessing kam nun die erste größere Erhebung seines Geistes durch eine dramatische Produktion. Er schrieb seine „Miß Sara Sampson" und zwar größtentheils in Potsdam. Sie wurde in Frankfurt a. O. aufgeführt am 10. Juni 1755 und bewegte trotz ihrer Länge doch die Zuschauer aufs Tiefste. Wenn dieses Drama auch noch einer kunstgerechten Form entbehrt, so zeigt sich doch darin eine so glühende Leidenschaft und rein menschliche Herzensenthüllung, daß es nach dieser Seite hin eine erste That in der deutschen Literatur war. Daneben erschien die „theatralische Bibliothek", Beiträge zur Geschichte des Theaters enthaltend. Uebersetzungen und kleinere andere Arbeiten dieser Zeit übergehen wir.

Im Oktober 1755 befand sich Lessing in Leipzig. Er kam dort mit dem Kaufmann Winkler überein, diesen auf einer dreijährigen Reise für freie Zehrung und jährliches Honorar von 300 Thalern zu begleiten. Nachdem jedoch die Reise 1756 angetreten war und man nur einen Theil von Norddeutschland und Holland berührt hatte, machte ihr Friedrich der Große durch seinen Einfall in Sachsen ein jähes Ende.

Der Dichter mußte damals zu Uebersetzungen ausländischer Werke für den Broterwerb greifen; doch brachte ihm der bis 1758 dauernde Leipziger Aufenthalt nur wenig Freude. Er war Kosmopolitiker und hatte keine spezielle Vaterlandsliebe; so verletzten seine Aeußerungen bei politischen Gesprächen alle Parteien. Er ging deshalb wieder nach Berlin, wo er von 1758—60 lebte und unter anderem sich damit beschäftigte, seine Schriften neu zu bearbeiten. Zugleich gab er dort im Verein mit Nikolai und Mendelssohn ein periodisches gemeinschaftliches Werk „Literaturbriefe" heraus, an welchen er Anfangs sehr eifrig mitwirkte. Eine Zeit lang trat er auch als Sekretär in die Dienste des Generals von Tauenzien, welcher zum Gouverneur vom eroberten Schlesien ernannt war. Mit diesem vortrefflichen Manne reiste Lessing 1760 nach Breslau und gab sich dort gern dem frischen Leben hin; er wollte ein Mann der Welt sein und eine Zeit lang allen Büchern und Studien den Rücken kehren, später wollte er dann wieder studiren. Er stürzte sich in den Strudel geselliger Lebensgenüsse, und sogar das Kartenspiel wurde eine seiner Passionen. Seine nur spärlichen Briefe aus dieser Epoche zeigen einen Anflug von Reue über den Zeitverlust und über seine Abwege. Es war eine ungeordnete Zeit, in welche gleichwol die Anfänge seiner berühmten Abhandlungen „Laokoon" und seines gefeierten Lustspiels „Minna von Barnhelm" fallen. Auch schaffte er sich damals eine Bibliothek von nicht weniger als 6000 Bänden an und studirte unter Anderem die gelehrten Schriften des Philosophen Spinoza. Daneben besuchte er noch täglich das Theater, hörte aber selten ein Stück zu Ende, und

das lange nächtliche Kartenspiel nach demselben raubte ihm die Thätigkeit der Morgenstunden. So verstrich dem vielseitigen jungen Mann der Aufenthalt in Breslau fast ohne alle Verbindung mit den älteren Freunden in einer reichen Abwechslung angestrengter Thätigkeit und des anregendsten geselligen Lebens. Daß aber letzteres, namentlich das ihm oft zum Vorwurf gemachte Spiel nie bei dem tiefen Denker, welcher daheim im Stillen über die schwierigsten wissenschaftlichen Themata nachdachte, die Oberhand gewann, davon gab Lessing selbst das beredteste Zeugniß, als er im Jahre 1766 zur Ueberraschung seiner nächsten Freunde sein schon genanntes Meisterwerk „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" erscheinen ließ. Diese Schrift, welche in naher Beziehung zu den Forschungen Winckelmann's stehend auch in stilistischer Hinsicht ein klassisches Erzeugniß genannt werden darf, hat bis auf den heutigen Tag großen Einfluß auf die Kritik der redenden und bildenden Künste, ja auf Geist und Richtung der gesammten Alterthumswissenschaft geübt. Sie trägt den Namen nach einem berühmten Bildwerke, welches den Tod des trojanischen Priesters Laokoon und seiner zwei Söhne darstellt und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Italien ausgegraben worden ist. Als die Griechen vor Troja, der langen Belagerung müde, endlich zur bekannten List mit dem hölzernen Riesenpferde ihre Zuflucht nahmen und die bethörten Trojaner darauf eingingen, eilte Laokoon herbei, um vor dem Betruge zu warnen; er schleuderte seine Lanze auf das Pferd, zum Beweise, daß es kein Heiligthum der Athene, sondern menschliches Blendwerk sei. Der erregte Verdacht wurde jedoch von anderer Seite abgelenkt, und das verhängnißvolle Pferd, welches in seinem Innern die streitbarsten griechischen Helden barg, ward zum Verderben der Troer in ihre Mauern eingeführt. Alsbald hiernach schickte sich Laokoon an, dem Meeresgott Poseidon ein Stieropfer darzubringen. Da nahten (so erzählt die offenbar später im Interesse der Griechen erfundene Sage) aus dem Meere zwei ungeheure Schlangen herbei, welche von der rächenden Athene gesendet auf den Opferaltar zueilten. Während alles Volk floh, blieben wie gebannt der Priester und seine Söhne am Altare. Schon erreichen die Ungeheuer die beiden Knaben und, als der Vater ihnen helfen will, umstricken sie auch diesen selbst. Das berühmte Bildwerk, welches diese Gruppe darstellt und uns glücklicherweise fast unversehrt erhalten (jetzt im Vatikan zu Rom aufgestellt) ist, gehört nun zu den vollendetsten Kunstschöpfungen, die aus dem klassischen Alterthum auf uns gekommen sind. Während der ältere Sohn noch zu fliehen im Stande wäre und dadurch den Anfang der dargestellten Handlung bezeichnet, der jüngere aber schon gänzlich von den Schlangen umwunden ist, erreicht unser Interesse den höchsten Grad an der mächtigen Mittelfigur des Laokoon selbst, welche den furchtbaren Augenblick der Todesqual mit der erhabensten Kraft versinnlicht. Mit dieser sinnigen Auffassung des gewählten Gegenstandes wetteifert nun bei dem berühmten Bildwerke die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Feinheit der schönen und fließenden Körper=

umrisse, vor Allem der unvergleichliche Ausdruck des Schmerzes und seiner Wirkung auf alle Glieder der dargestellten Personen. So erscheint die Laokoongruppe als ein klassisches Meisterwerk der bildenden Kunst und wohlgeeignet, sie als eine Vorlage bei der Vergleichung der Poesie und bildenden Kunst zu benutzen, wie es Lessing in seiner danach genannten Schrift gethan hat.

Ein Jahr vor der Veröffentlichung dieser Arbeiten war übrigens Lessing bereits aus Schlesien nach Berlin zurückgekehrt, wo er unter Anderem auch eine Reihe dramatischer Werke (z. B. „der junge Gelehrte", „der Jude", „der Freigeist" u. s. w.) überarbeitete und hauptsächlich sein bewundernswerthes Lustspiel „Minna von Barnhelm" vollendete. Von neuen Arbeiten hielt ihn eine gewisse Unruhe ab, denn Lessing hatte damals eben noch keine große Lebensbethätigung seines reichen Geistes gefunden, seine Aufgaben genügten ihm nicht und er nicht seinen Anforderungen. So wollte er bald nach Dresden, bald aufs Land, bald dachte er daran, eine Wandertruppe von Schauspielern zu organisiren.

Nachdem er mit einem Herrn von Brenkenhof einige kleine Reisen gemacht hatte, wurde er eingeladen, sich bei der Reform des Hamburger Theaters als Dramaturg und Kritiker zu betheiligen. Diese Aufforderung nahm Lessing an. Sie wurde segensreich für die dramatische Literatur, indem sie die Grundlage einer fest normirten Theaterkritik zur Folge hatte. Die größte Bedeutung in diesem Sinne erlangte Lessing's „Hamburger Dramaturgie", eine Zeitschrift, welche alle neue Aufführungen auf der Bühne besprach und für alle Zukunft rücksichtlich der Kritik auf ihrem Gebiete bahnbrechend gewirkt hat.

Unter anderen Personen lernte er dort den Pfarrer Goeze kennen, der später durch seinen orthodox-fanatischen Streit mit Lessing eine noch traurigere Berühmtheit erlangt hat, als Professor Klotz durch einen ähnlichen kritischen Kampf im Gebiete der Archäologie und Aesthetik.

In einer Schrift über die „geschnittenen Steine" hatte nämlich Klotz seine ersten direkten Angriffe gegen Lessing gerichtet. Hierüber sprach sich zunächst in einem Briefe an Nicolai mit derben Worten Lessing folgendermaßen aus: „Der Mann (d. i. Klotz) nimmt den Mund gar zu voll und möchte gern ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwol bin ich gewiß, daß es nie einen unwissenderen armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes hat bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendste Zusammenstellung aus Winckelmann und Lippert, die er öfters gar nicht verstanden hat, und Alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich!" Wie immer ging sodann Lessing, nachdem er einmal den Streit aufgenommen, mit der höchsten Energie vor. Angriff auf Angriff folgte mit unglaublicher Schnelligkeit. Es verging kein Monat, so waren schon die ersten 25 „Briefe antiquarischen Inhalts", wie er seine Gegenschriften betitelte, vollendet, und zwei Monate später erschien bereits der erste Band als Buch, welchem nicht lange darauf ein zweiter Theil nachfolgte. In diesen Werken erging nun ein strenges Strafgericht über Klotz, dessen Ausspruch auf wissenschaftliches Ver-



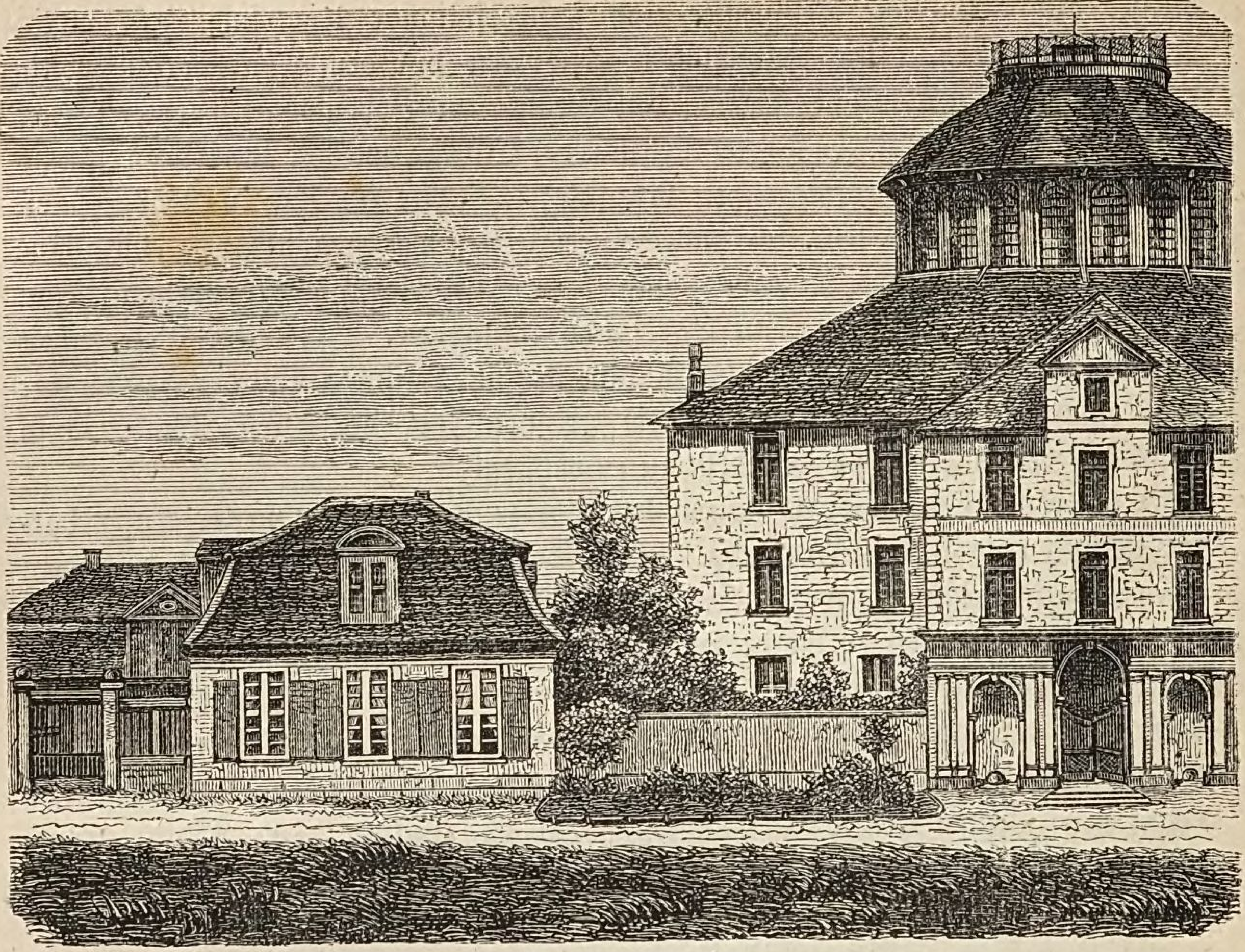
Lessing im Religionsgespräch mit Mendelssohn und Lavater.

(Mit Genehmigung des Herrn Prof. Oppenheim nach dessen Oelgemälde.)

Dichter- und Wissensfürsten. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

dienst, auf gründliche Kenntnisse und sachverständige Untersuchungen völlig vernichtet wurden. Die Zeitgenossen erschraken vor dem Tone der unerbittlichen Schärfe, mit welcher Lessing den Gegner zu Boden warf. Letzterer war übrigens von seiner ganzen Partei vielleicht der Einzige, welcher innerlich Lessing's sittliche und geistige Ueberlegenheit erkannte; er fühlte sich ihm in allen Stücken tief untergeordnet, so sehr sich auch seine Eitelkeit dagegen sträubte, dies laut einzugestehen. Er wagte daher auch keine Widerlegung der antiquarischen Briefe, obschon er zum Scheine eine solche ankündigte. Bei dieser Gelegenheit sind übrigens als zwei weitere vorzügliche Aufsätze Lessing's aus der Hamburger Zeit noch die Abhandlungen über die „Ahnenbilder der alten Römer" und „Wie die Alten den Tod gebildet" zu erwähnen.

In einer besonderen Richtung hat übrigens der Hamburger Aufenthalt für Lessing eine hohe Bedeutung. Derselbe wurde dort nicht blos mit dem Gymnasialprofessor Hermann Samuel Reimarus bekannt, dessen Handschrift über Religionsfragen er später im Auszug und bruchstückweise (die „Wolfenbüttler Fragmente") veröffentlichte, sondern er trat auch in ein näheres freundschaftliches Verhältniß zu dem Hause des Kaufmann und Seidenfabrikanten König, eine Beziehung, welche nach dem Tode dieses Mannes auf Lessing's Leben den größten Einfluß üben sollte. In der Wittwe, Eva König, lernte nämlich Lessing diejenige Frau kennen, welche alle die Eigenschaften des Geistes und Herzens in sich vereinigte, um einen Mann von seinem Geiste unwiderstehlich zu fesseln. Gleich Lessing war sie zugleich von der zärtlichsten Liebe und Aufopferung für ihre Angehörigen erfüllt und zeigte sich in jeder Richtung musterhaft, als die sorgsamste Mutter, treueste Schwester, thätigste Freundin. Die innigen freundschaftlichen Beziehungen Lessing's zu dieser vortrefflichen Frau und die mögliche Aussicht einer dauerndern Verbindung mit ihr für das Leben, veranlaßten ihn daher auch sein Augenmerk auf eine feste Anstellung zu richten. Bereitwillig ergriff er die sich ihm bietende Gelegenheit, als ihm im Oktober 1769 ein Ruf an die Bibliothek zu Wolfenbüttel durch Johann Arnold Ebert übermittelt wurde, einem der namhaftesten Literaten, welche (wie Gärtner, Schmid, Zachariä, Eschenburg u. A.) der Braunschweiger Hof damals an sich gezogen hatte. Der prachtliebende Herzog Karl von Braunschweig (1735—1780) zeigte eine gewisse Empfänglichkeit für Bildung und Wissenschaft, während seine Gemahlin, die schöne Philippine Charlotte, die würdige Mutter von Weimar's berühmter Anna Amalie, ihm mit leuchtendem Beispiele voranging. Alles zusammengenommen boten sich daher in diesem deutschen Ländchen die günstigsten Aussichten für einen deutschen Schriftsteller und Günstling der Musen.



Wohnhaus Lessing's und Bibliothek zu Wolfenbüttel.

3. Häusliches Glück und häusliches Leid.

(1769—1777).

Lessing nahm, wie so eben angedeutet wurde, die Stellung in Wolfenbüttel an, weil ihm der Wunsch, eine Familie zu gründen, den Eintritt in eine feste bürgerliche Stellung rathsam machte. Allein die Verhältnisse der kleinen Stadt in einer sumpfigen ungesunden Gegend, ohne geselliges Leben und anregenden Umgang konnten ihm, der bisher an großen Verkehrsmittelpunkten gelebt hatte, nicht behagen, um so weniger, als er direkt von Hamburg kam, wo er weite Lebenskreise, den Umgang mit hochgebildeten Freunden, ein rühriges Weltverkehrstreiben gewohnt gewesen. Lessing war bis in sein vierzigstes Jahr ein kerngesunder Mann geblieben; in dem ungesunden Wolfenbüttel verlor er seine Gesundheit. Die üble Lage der Stadt, das fortwährende Stubensitzen, die Bibliothekluft, der Bücherstaub, dazu Kummer und Sorgen, machten aus dem kräftigen Manne einen siechen Kränkling. In Bezug auf sonstige Verhältnisse war freilich für Lessing die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel immerhin eine annehmbare zu nennen. Er war dort im Ganzen ein freier und unabhängiger Mann, hatte ein festes Einkommen im Betrage von 600 Thalern, wozu noch

freie, sehr große, wenn auch leider nicht gesunde Wohnung und freie Heizung kamen. Also eine Stellung, die 1770 in der kleinen norddeutschen Stadt ungefähr eben so gut war, als ob jetzt in Dresden oder Breslau ein Bibliothekar 1000 Thaler Gehalt und noch Wohnung und Heizung frei hätte. Daneben konnte Lessing noch außerdem durch literarische Arbeiten jährlich auf eine gewisse Zubuße rechnen, wenn schon zu beklagen ist, daß ihm seine dramatischen Dichtungen nicht viel eintrugen. Auch ward ihm obenein der spärliche Ertrag seiner anderen schriftstellerischen Arbeiten durch den damals in ganz Deutschland mit größter Frechheit betriebenen Nachdruck vielfach verkümmert. Sein Plan, den deutschen Schriftstellern, durch gemeinschaftliche Vereinigung zum Selbstverlag einen reichlicheren Ertrag ihrer Arbeiten zu sichern, scheiterte indessen ebenso wie seine Versuche zur Bekämpfung des Nachdruckes.

Was seine Dienstverwaltung zu Wolfenbüttel anbelangt, so darf hier zur Steuer der Wahrheit nicht verschwiegen werden, daß Lessing eigentlich kein guter Bibliothekar war; er hatte zu wenig Geduld, Aufopferung und praktischen Sinn, sagen wir vor Allem zu viel Geist und frisches Lebensbedürfniß. Er wollte eine andere Ordnung in der Bibliothek herstellen. Da er aber die Umstellung mit den Büchern nicht mit einem Katalog begann, so entstand eine wirkliche Verwirrung. Später nach seinem Tode mußte Alles wieder in das alte Gleis gebracht werden. Außerdem hatte er während seiner ganzen Amtsführung keine Rechnung abgelegt; er nahm und verlieh Bücher ohne Empfangsschein, so daß sich bei ihm selbst nach seinem Tode über dreißig Manuskripte und über hundertfünfzig gedruckte Bücher befanden, die auf der Bibliothek nicht eingetragen waren. Und doch war dieser Mann in seiner innersten Seele die Gewissenhaftigkeit selbst! In höherem Sinne genügte er übrigens seinem Berufe ganz, wie es seinem Geiste und Streben entsprach. Unter anderen Leistungen in dieser Richtung ist hervorzuheben, daß er sogleich während der ersten Tage, als er sich in der Bibliothek zu orientiren anschickte, ein Werk entdeckte von großer Wichtigkeit für die Kirchengeschichte des Mittelalters, nämlich die Schrift des berühmten Scholastikers Berengar von Tours. Es ist die bis dahin unbekannt gebliebene Widerlegungsschrift, mit welcher der berühmte Gelehrte und arg verfolgte Ketzer des elften Jahrhunderts die Anklageschrift seines Hauptgegners Lanfrancus beantwortet hatte.

Wenn man die öde Vereinsammung Lessing's in Wolfenbüttel bedenkt, so konnte es für ihn freilich nicht wünschenswerth sein, dort als Bücherhüter sein ganzes Leben zu verbringen. In einem Briefe vom Juni 1772 schreibt er an seine Braut: „—Ich verträume meine Tage mehr als daß ich sie verlebe. Anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen, ein Aufenthalt, der durch den gänzlichen Mangel alles mir zusagenden Umganges unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei, — das Alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von dieser auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin.“

Es kam hinzu, daß Lessing sich 1773 seinen Gehalt auf anderthalb Jahre im Voraus zahlen lassen mußte, um seine andrängenden Gläubiger zu befriedigen. Er war nur auf sein Honorar angewiesen, und so verbot ihm das Schicksal, sich an solche literarische Aufgaben zu machen, die bei der langsamen Gediegenheit seines Schaffens viel Zeit und Kraftaufwand erforderte. Doch fällt noch in die ersten Jahre seines Wolfenbüttler Lebens die Ausführung und Vollendung des für alle Zeiten mustergültigen Trauerspieles „Emilia Galotti", welches gleichsam die praktische Probe zu den theatralischen Entwickelungen in der „Hamburger Dramaturgie" bildet. Was für ein Werk ist diese „Emilia Galotti!" Ein volles Jahrhundert ist verflossen, seit Lessing diese Schöpfung vollendete und damit den ersten granitnen Grundstein zu dem Baue eines eignen tragischen Dramas unserer Nation legte, in gleicher Weise wie er in seiner Minna von Barnhelm das erste nationale Lustspiel geliefert hatte. Drei Menschenalter hindurch hat sich jenes Meisterwerk auf den deutschen Bühnen erhalten und während dieser Zeit haben die größten Meister deutscher Schauspielkunst bis auf unsere Tage ihre besten Kräfte eingesetzt und ihre glänzendsten Erfolge errungen in der Darstellung dieses Werkes! —

Lessing's einzige Zerstreuung während jener Zeit seines Wolfenbüttler Lebens bilden Ausflüge nach Braunschweig, wo Eschenburg und der Dichter Leisewitz zu seinen Freunden gehörten. Weil er dort bei einem Weinhändler Angott einige Zimmer als Absteigequartier gemiethet hatte, ja weil er später sogar in einem Weinhause und zwar in demselben starb, so kam eine üble Nachrede zu dem lächerlichen Irrthum, als sei Lessing, der sich des Weingenusses fast ganz enthielt, ein lustiger Trinker gewesen.

Schon 1774 brachte ihn die Wolfenbüttler Existenz zu verzweifelndem Mißmuth. „Hier ist es aus, rief er, hier kann ich nichts mehr thun. Ich sehe meinen Untergang vor Augen und ergebe mich darein." Ein ander Mal schrieb er in einem Briefe: „Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein und erwache blos dann und wann, um eine Sottise zu begehen." — Er versuchte es daher, sich von Wolfenbüttel frei zu machen. Der Hauptgrund dazu war seine Verlobung mit der schon erwähnten Wittwe König, die er bei einer früheren Reise nach Hamburg 1771 bereits vollzogen hatte. Lessing's Verhältniß zu dieser geist- und gemüthreichen Frau hatte sich so innig gestaltet, daß man nur die Ordnung der Vermögensangelegenheiten des Geschäftes vom verstorbenen König abwarten wollte, um durch Verheirathung sich für das Leben mit einander zu verbinden. Leider zog sich diese Ordnung Jahre lang hin, doch es sind aus dieser Zeit der Sorge und Drangsale für Beide noch zahlreiche zwischen ihnen gewechselte Briefe er-

halten, welche uns die volle Kraft der Neigung zweier vom Leben durchgeprüften und gereiften Menschen erkennen lassen. „Es ist", wie Adolf Stahr treffend sagt, „das hieraus hervorleuchtende Bewußtsein der gegenseitigen Zusammengehörigkeit, die klare Uebereinstimmung in Denkart und Charakter, in Welt- und Menschenbetrachtung, das tiefe gegenseitige Vertrauen auf die Treue und Hingebung des Andern, wodurch dieser Briefwechsel eines der schönsten Zeugnisse von der würdigsten, reinsten und reifsten Liebe bildete, die vielleicht jemals zwei bedeutende Menschen verbunden hat." In Hamburg war Lessing damals auch von Baron von Rosenberg, dem Meister vom Stuhl zu den drei goldenen Rosen, als Freimaurer aufgenommen und durch die drei Johannisgrade geführt worden. An demselben Tage war der Baron mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen und hatte ihn gefragt, er fände doch nichts gegen Staat, Religion und Sitten in der Loge, worauf Lessing mit vieler Lebhaftigkeit erwiederte: „Nein! wollte der Himmel, ich fände etwas derart, so fände ich doch etwas!"

Zwei Jahre nach seiner Verlobung erhielt Lessing von dem Erbprinzen die Hoffnung in Aussicht gestellt, daß mit seiner Bibliothekarstelle der Posten eines damals verstorbenen Braunschweiger Hofrathes vereinigt werden würde. Diese Aussicht wurde indeß für den Dichter eine Quelle der Unruhe und unbefriedigten Hoffnung, da sich trotz seines Andrängens von Monat zu Monat jede bestimmte Antwort verzögerte. In solcher aufreibenden Ungewißheit verfloß auch das nächste Jahr 1774. Und doch war der Erbprinz sehr zu entschuldigen, denn das Land befand sich in einer Finanzkalamität, von welcher Lessing keine rechte Vorstellung hatte; der gutmüthige Vater des Erbprinzen hatte nämlich gegen Verpfändung des Fürstenthums Blankenburg von Hannover etwa 2,400,000 Thaler geborgt, die er aber nicht buchen, sondern unter der Benennung, „angekommene Flintensteine", in seiner Canzlei niederlegen ließ, um aus diesem Quell nach Gutdünken so lange zu schöpfen, bis er eines schönen Tages versiegt war. Zugleich war die Schuld 1774 an Hannover fällig, und der von dieser Sache vorher nicht unterrichtete Sohn hatte nun mit dem gescheidten Minister Ceronce diese höchst schwierige Verlegenheit in London zu ordnen. Da es nicht anders gehen wollte, mußte man endlich zu einem freilich tadelnswerthen Auskunftsmittel sich entschließen, welches jedoch zu jener Zeit nichts Außerordentliches auf sich hatte, wo die Fürsten noch die Hirten mit menschlichen Souveränetätsrechten und die Unterthanen die Herde mit den Pflichten thierischen Gehorsams vorstellten. Man verkaufte nämlich aus dieser Heerde einige Unterthanenhaufen erst an England, dann an Holland und erleichterte sich durch solche Spekulation die Zinsprozente und das Rückzahlungsgeschäft. Ach in dieser Zeit der Noth, die so groß war, daß nicht einmal die Marquise Branconi, die Geliebte des alten Herzogs, ohne Kontrole des Erbprinzen so viel Geschenke bekommen konnte, als sie wollte, wünschte ein armer deutscher Dichter eine Erhöhung seines Postens und seines Gehaltes!

Schon mehrfach hatte man früher Lessing von einflußreicher Seite Anträge gemacht, nach Berlin zu gehen, und sogar auf Anregung des kaiserlichen Gesandten in Berlin wurde jetzt wieder bei ihm angefragt. Die Reise nach Wien hatte aber um so größeren Reiz für ihn, als sich dort zu jener Zeit seine Braut, die Wittwe König, aufhielt, um die Vermögenslage ihres verstorbenen Mannes, der in Oesterreich Seidenfabriken hatte, zu ordnen. So reiste denn Lessing mit vielen wichtigen Empfehlungsschreiben plötzlich ab, verstimmt gegen Braunschweig, und Willens, sich eine bessere Stellung zu erobern, und fand dort in der That bei den Vornehmen und Großen, ja auch bei Hofe, eine glänzende Aufnahme. Der Zauber seiner Persönlichkeit mit ihrer edlen Einfachheit gewann ihm die Herzen Aller, die ihn kennen lernten. Schon in den ersten Tagen wurde er dem Kaiser und der Kaiserin auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgestellt und von Beiden überaus huldvoll empfangen. Man gab im kaiserlichen Theater ihm zu Ehren seine „Emilia Galotti", und ein Lebehoch des versammelten Publikums bewillkommte den anwesenden Dichter. „Nie ist ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, und das von unseren Souveräns angefangen bis auf das allgemeine Publikum herab", schrieb bald nach Lessing's Abreise der einflußreiche Staatsrath von Gebler an Nicolai nach Berlin und setzte hinzu: daß er Alles aufbieten werde, um diesen großen und liebenswürdigen Gelehrten dauernd für Wien zu gewinnen. Hierzu kam es jedoch nicht, auch dauerte der Aufenthalt Lessing's in Wien nur kurze Zeit. Es bot sich ihm, als er sich dort nur wenige Tage mit seiner Braut gesehen, eine günstige Gelegenheit, den langgehegten Wunsch, eine Reise nach Italien, in Ausführung zu bringen. Bald nach Lessing's Ankunft in Wien war nämlich der jüngste Sohn des Braunschweigischen Hauses, der 23jährige Prinz Leopold, dort zum Besuche bei seiner Verwandten, der Kaiserin Maria Theresia, eingetroffen. Der Prinz wünschte von dort aus eine Reise nach Venedig und Oberitalien zu machen und stellte an Lessing das dringende Verlangen, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Lessing war schon durch seinen Namen berühmt genug, um selbst in Italien ehrenvoll aufgenommen zu werden. Kardinal Albani, einst Winckelmann's Gönner, stellte ihn persönlich dem Papste Pius VI. vor, Kardinal Herzog Braschi, des Papstes hochgebildeter Neffe, verehrte ihm, als dem berühmtesten Schriftsteller Deutschlands, ein prachtvolles mit antiken Kameen eingefaßtes Medaillon, und die ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Italiens beeiferten sich, ihm freundlich entgegen zu kommen. Kurz Alles ließ sich vortrefflich an, ihm die italienische Reise angenehm zu machen; wenn nur nicht in Folge der Eile, mit welcher der Erbprinz reiste, Alles wie im Fluge gegangen wäre, so daß Lessing eigentlich an keinem Orte rechte Zeit behielt, mit Muße und Ruhe Studien für sich zu machen. Bald empfing der Erbprinz auch gemessenen Befehl, die Rückreise anzutreten, welche über München vor sich ging. Am 23. Februar 1776 traf Lessing wieder in Braunschweig ein. Hier fühlte er sich nach Jahren

tiefster Niedergeschlagenheit einmal wieder in einer gehobenen Stimmung. Die Reise nach Wien und Italien hatte ihn körperlich und geistig erfrischt und gekräftigt. Herausgerissen aus der Beschränktheit und herzabdrückenden Einsamkeit seines Wolfenbüttler Lebens, hatte er im Verkehr mit Welt und Mensch wieder Selbstvertrauen und Hoffnung auf die Zukunft gewonnen. Auch waren der Freundin Angelegenheiten endlich geordnet, und von ihrer Seite stand nun der Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen; sie hatte aus den Trümmern ihres Vermögens noch ein Kapital gerettet, das ihr jährlich etwa fünfhundert Thaler Renten sicherte. Aber Lessing's Verhältnisse hatten sich noch nicht geändert, die erhoffte Verbesserung seiner Stelle war ausgeblieben, er sah sich von Schulden bedrängt, in welche ihn zum Theil die Großmuth gegen die Seinen gestürzt hatte. — Mittlerweile stellten sich jedoch die Dinge in Braunschweig für ihn günstiger. Er erhielt 200 Thlr. Zulage, der bisherige Abzug von 300 Thlrn. wurde ihm wieder zurückgegeben und er empfing einen Vorschuß bis zu 1000 Thaler. Außerdem versprach der Tod des alten Herzogs und die darauf folgende Regierung des Erbprinzen neue Hoffnung für Lessing's Zukunft. Zugleich erhielt er Anträge, welche sich, anfangs ernstlich gemeint, bei späteren Verhandlungen theilweise nicht ohne seine eigene Schuld, in Nichts auflösten.

Am 8. Oktober des Jahres 1776 vollzog Lessing zu Hamburg seine Vermählung, welche auf dringenden Wunsch des ihm befreundeten Hamburger Kaufmann Schubeck auf dessen Landgut York gefeiert wurde. Er führte alsbald seine Gattin nach Wolfenbüttel und trat nun in die glücklichste, wenn auch leider nur allzu kurze, Periode seines Lebens ein.

Ueber sein eheliches Glück schreibt er u. A. an seinen Bruder: „Wenn ich Dich versichere, daß ich meine Eva immer für die einzige Frau gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wol glauben, daß sie Alles hat, was ich von einer Frau wünsche!" — An seine Schwester aber, welche ihm den Segen der Mutter berichtet, antwortete er: „Dieser Segen, hoffe ich, soll mich beglücken, denn meine Frau ist in allen Stücken, so wie ich sie mir längst gewünscht habe; ebenso herzlich, gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unseren Vater gekannt haben!" — Es war eine vortreffliche Frau von Welt und gutem Ton, die zugleich anspruchslos zu leben wußte und mit ihrer Tochter gemeinschaftlich die häusliche Einrichtung voll Sauberkeit und Ordnung führte. Lessing saß schon früh um sechs Uhr bei der Arbeit, und wie er Abends bei einfacher Bewirthung gern einen gewählten Freundeskreis liebte, so führte er auch oft schon Mittags improvisirte Tischgäste ins Haus, die oft aus erschöpften Lesern der Bibliothek bestanden.

Ueber das glückliche häusliche Leben Lessing's hat sich in einem Briefe der später als Geschichtsforscher berühmt gewordene Freiherr von Spittler, welcher damals auf mehrere Wochen die Wolfenbüttler Bibliothek benutzt und häufig in Lessing's Hause verkehrt hatte, folgendermaßen ausgesprochen:

„In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus, neben beliebiger Benutzung der Bibliothek, gestattete. Ich darf versichern, daß Lessing der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; — wenn es aber möglich wäre, noch mehr Menschenliebe, thätiges Wohlwollen irgendwo anzutreffen, so wär' es nur bei Lessing's Gattin. Eine solche Frau glaubte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese natürliche Güte des Herzens! immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen! Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe vom weiblichen Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Lessing's Persönlichkeit war eine einnehmende, ja schöne zu nennen. Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprüheten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse, und dieses Auge war von um so gewaltigerer Wirkung, als dasselbe schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte. Er beherrschte die gesellschaftlichen Formen und nicht minder sein eigenes Temperament, welches leidenschaftlich und heftig war. „Seine Unterhaltung", sagt Mendelssohn, „war eine unversiegende Quelle, aus der man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Ansichten mittheilte, setzte zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und seine geistige Mildthätigkeit war nie von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an und ließ verdienen, was er gab." — Nur gegen die Lüge und gegen die Intoleranz kannte er keine Gnade, und die Klotz und Goeze hatten seinen schweren Arm zu fühlen. In solchen Fällen war er der Liktor der Wahrheit und Humanität, der die Frevler gegen beide mit den Ruthenhieben seines Witzes geißelte, daß er den vernichtenden Streich gegen sie führte. Sonst aber trat er mit gewinnender Liebenswürdigkeit, besonders im eigenen Hause, seinen Mitmenschen entgegen; er zeigte sich ebenso bereit, mit den Kindern Knabenspiele zu spielen, wie er mit den jungen Mädchen über ihre Toiletten-Interessen und gegenseitigen Neckereien scherzen konnte; auch verschmähte er nicht in Gesellschaft der Raucher mitzurauchen, zwar nur kalt, denn er behauptete warm nur auf der Fürstenschule geraucht zu haben, weil es daselbst verboten gewesen. So gab sich Lessing in der Gesellschaft der Heiterkeit hin und ließ das Gepräge des gelehrten und tiefsinnigen Denkers am Studiertisch zurück. Er liebte das rasche und witzige, aber nicht das pedantische, den

Gegenstand erschöpfende Gespräch. Leider wurde er körperlich bequem und machte sich nicht so viel Bewegung, als seine Gesundheit erforderte, die Wolfenbüttler Umgebung und der kleine Schloßwall luden freilich nur wenig dazu ein.

Doch Lessing sollte nicht lange sein häusliches Glück genießen. Ein Sohn, der ihm im Dezember 1777 geboren wurde, starb schon nach wenigen Stunden. Er schrieb darüber an seinen Freund Eschenburg:



Lessing im Gespräch mit seinen Freunden.

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn nur ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, die Welt wieder zu verlassen? Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort. Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber

es ist mir schlecht bekommen." — Leider waren diese Befürchtungen nur zu begründet, denn schon am zehnten Januar schrieb er mit lakonischer Bitterkeit an Eschenburg: „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht! ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können; und ich bin ganz leicht. Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und des Beileides unserer übrigen Freunde in Braunschweig versichert halten darf!" — Am frühen Morgen des zwölften August sah Lessing sein Lebensglück zu Grabe tragen und gab dann seinem unsäglichen Schmerze in einem herzzereißenden Briefe an seinen Bruder Ausdruck. Erschütternd ist der darin ausgesprochene Zweifel, ob er sein Glück verdient habe und die rührende Klage in folgenden einfachen Worten: „Wenn Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nur Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. — Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!" Diese letzteren prophetischen Worte sollten sich in voller Strenge erfüllen. Es waren nur noch wenige Jahre, welche der schwer gebeugte Mann hienieden erleben sollte. Zwar hielt er tapfer aus auf seinem Posten und beschenkte die Welt noch mit den großartigsten Blüthen seines Geistes, allein seine innere Lebenskraft war gebrochen, und der dumpf hinbrütende Schmerz nagte an seinem innersten Marke, wenn ihn auch der hell auflodernde Kampf mit literarischen wie theologischen Gegnern so lange, bis er sie alle siegreich niedergeworfen hatte, aufrecht erhielt.





Gotthold Ephraim Lessing.

4. Kampf, Sieg und Tod.
(1778—1781).

Trübe und traurig hatte das Jahr 1778 für Lessing begonnen, welcher immer tiefer, je mehr er über seinen unersetzlichen Verlust zur Klarheit kam, die in seinem Leben entstandene Leere empfand. Seine Stieftochter Malchen, das einzige ihn noch umgebende Lebenszeichen seiner verklärten Frau, ward nunmehr der Gegenstand seiner ganzen Liebe und Zärtlichkeit. Uebrigens suchte er, je klarer der Schmerz in ihm aufstieg, denselben um so mehr gegen seine Freunde zu verbergen, und versenkte sich um so eifriger in den theologischen Streit, welcher infolge der Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente" sich wider ihn erhob. Es war gewissermaßen ein Glück für ihn, daß ihm diese Ablenkung gerade zu dieser Zeit der tiefsten Trauer erhalten blieb. Noch am Sterbebette seiner Frau hat er die erste Nachricht von den heftigeren Angriffen erhalten, welche der Hauptpastor Goeze zu Hamburg gegen ihn schleuderte. Hierauf bezieht sich die Schlußanwendung in einem bald nach Beerdigung seiner Frau an Eschenburg gerichteten Brief, worin er schreibt: „O, wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollte ich es

thun! Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzuduseln. Ein guter Vorrath an literarischen und theologischen Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern leidlich überstehen helfen." So saß Lessing in einsamer Abgeschlossenheit tagelang in seinem Studierzimmer und las die Schriften seiner theologischen Gegner. Um sich selbst zu erretten, warf er sich mit allen Kräften seines Geistes in diesen Kampf, zu welchem er sich gleichsam von dem frischen Grabe seiner Frau abgerufen sah. Sein Hauptgegner, der schon wiederholt genannte Hamburger Pastor Goeze, hatte jeden Gedanken an eine friedliche Ausgleichung über die angeregten Streitigkeiten weit von sich geworfen, und Lessing sah sich infolge dessen zu einem sogenannten „Absagungsschreiben" bewogen, worin der Geist seines gerechten Zornes zum vernichtenden Sturme anschwoll. „Nie, weder vorher, noch nachher", sagt treffend Adolf Stahr, hat die deutsche Sprache ein ähnliches Denkmal edelster Leidenschaft hervorgebracht, als diese „rittterliche Absage", in deren Flammenergusse die ganze Glut seiner Seele dahin strömt. Nicht nur, daß er selbst sich auf den Standpunkt eines wahren Vertheidigers der Lutherischen Kirche stellte: er sprach seinem Gegner, der sich ihm und aller Welt gegenüber gern als einen Lutherischen Papst gerirte, jeden Funken Lutherischen Geistes, jedes Verständniß des Lutherischen Systems ab." — Wahrhaft erhaben aber ist die Anrede, welche Lessing bei dieser Gelegenheit an den großen Reformator selber richtet, „den er am liebsten zu seinem Richter haben möchte": „Luther, Du großer, verkannter Mann! Und von Niemand mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig, daher schlendern! Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst; wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest: wie es Christus selbst lehren würde!" Lessing war entschlossen, den Kampf, zu welchem ihn Goeze herausforderte, nicht eher zu beenden, als bis er den Gegner für immer zu Boden gebracht, und er hat Wort gehalten. Nachdem er zuerst seine Grundsätze (Axiome) über das Verhältniß zwischen Bibel und Religion aufgestellt, sodann in einer Reihe Streitschriften, „Antigoez" betitelt, mit ebenso scharfem Verstande wie vernichtendem Witze, mit gleich sittlicher Empörung wie schlagfertiger Redeweise dem Gegner persönlich auf den Leib gerückt war, endlich wegen des eigentlichen Inhaltes der christlichen Religion sich auf die Glaubenslehren der ersten vier Jahrhunderte berufen hatte, verstummte der Gegner plötzlich, welcher begriff, daß er auf diesem Felde dem sachkundigen Forscher Lessing nicht gewachsen sei. Hiermit fanden denn auch jene unsterblichen Streitschriften Lessing's ihren Abschluß, „welche die ganze Kraft und Schönheit, deren die deutsche Sprache fähig ist, verbunden zeigen mit dem Gesinnungsadel, der Schwungkraft und Geistesfülle des edelsten und größten Charakters, den die deutsche Nation hervorgebracht und die eben deshalb dieser Nation ein unvergängliches Besitzthum

bleiben werden, so lange noch Menschengeschlechter die Sprache reden, in welcher jene geschrieben sind." — Was Lessing's persönliche Herzensüberzeugung betrifft, so glaubte er aufrichtig an Gott und an die göttliche Kraft, welche Gott in den Geist der sterblichen Menschen gelegt hat; er verehrte die großen Segnungen des Christenthums, allein anderseits erkannte er den Aberglauben nicht an, welcher lehrt, daß die Grenze der Annäherung an Gott ein für alle Mal feststehe, daß die eine Form der religiösen Anschauung, wenn sie unvernünftig und abgöttisch ist, an sich von tieferem Unwerthe als die andere unvernünftige und abgöttische sei. Von diesem Geist ist nun auch das letzte große Werk seines Lebens, das weltberühmte Drama „Nathan der Weise" durchweht, in dem Lessing die religiöse Duldung als Ausfluß höherer Einsicht verherrlicht, indem er uns nachweist, wie nicht die zum Theil zufälligen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes das Wesen der Religion bilden, sondern vielmehr die wahre ungeheuchelte Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen. Es ist die Idee der reinsten Humanität, welche Lessing im „Nathan" verkündet, und so konnte er von seinem Werke mit voller Ueberzeugung sagen; „Heil und Glück dem Orte, wo es zuerst aufgeführt werden wird!"

Es ist zu bewundern, wie Lessing zu allen diesen großartigen Leistungen die nöthige Kraft und Ausdauer fand, während ihm schon eine tödliche Krankheit im Herzen saß. So klagte er neben anhaltender Schlafsucht bald über hitziges, bald über rheumatisches Fieber, und nur die scharf angespannte Verstandsarbeit konnte ihn bis tief in die Nacht hinein munter erhalten. Um sich eine wohlthuende Unterbrechung zu verschaffen, unternahm er wieder (im Oktober 1780) eine Reise nach Hamburg, wo er mit dem Theaterdirektor Schröder einen vortheilhaften Kontrakt über neue Stücke oder Bearbeitungen abzuschließen gedachte; doch kam leider dieser Vertrag nicht zur Ausführung, da Lessing von einer Unpäßlichkeit in die andere fiel. Im Dezember 1780 schrieb er unter Anderem an Moses Mendelssohn: „Ach lieber Freund, diese Scene ist aus!" Noch einmal unternahm er eine Reise nach Braunschweig, um von dort wieder nach Hamburg zu gehen. Hierzu kam er aber nicht. Es stellten sich große Beklemmungen bei ihm ein, dazu Ermattung in den Füßen; das Feuer seiner Augen, die schon lange leidend waren, erlosch und hiermit die frühere Lebhaftigkeit seines Geistes. Er sah mehr wie ein Einschlafender, denn wie ein Wachender aus. Am 3. Februar 1781 kam er nach einer Abendgesellschaft sehr unwohl in sein Absteigequartier beim Weinhändler Angott an. Es folgte eine schlimme Nacht, aber am Morgen konnten ihn seine Bekannten nur mit Mühe bereden, nicht nach Wolfenbüttel zurückzufahren, sondern den Arzt kommen zu lassen. Seine Krankheit ertrug er mit Ruhe, oft verließ er das Bett, nahm Besuche an, ließ sich vorlesen, erfreute sich dabei immer noch eines ruhigen Nachtschlafes, glaubte aber nicht an eine Genesung; es machte sich vielmehr das Gefühl in ihm geltend, daß er an dem Marksteine seines Lebens stehe. In der That stellten sich heftige Anfälle von Engbrüstigkeit ein,

und die herangezogenen Aerzte vermochten Nichts mehr. Seine Stieftochter Amalie kam aus Wolfenbüttel und mit ihr ein treuer Verehrer Lessing's, der Jude Daveson, dem dieser früher ein Wohlthäter und Schützer gewesen war. Noch einmal täuschte die Freunde am 15. Februar ein Hoffnungsstrahl, indem sich der Kranke plötzlich erleichtert fühlte. Er nahm Besuche an und scherzte mit seiner Umgebung. Als am Abend desselben Tages die betrübte Tochter im Vorzimmer verweilte, wo sich einige Freunde zum Besuch eingefunden, öffnete sich plötzlich die Thür und Lessing, dem man diesen Besuch gemeldet hatte, trat herein. Er war ein erschütterndes Bild des Jammers, Todesschweiß stand auf dem edlen Antlitz, das von hippokratischen Zügen mehr schmerzlich verklärt, als verzerrt war. Er drückte seiner Tochter stumm die Hand und wandte sich dann freundlich zu den übrigen Anwesenden, während er mit merkbarer Anstrengung begrüßend das Haupt entblößte; jedoch drohten seine Kniee zusammen zu brechen. Man brachte ihn auf sein Lager zurück, und Daveson las ihm etwas vor. Abends um 7 Uhr hörte Daveson plötzlich ein Röcheln, und da er sich zu Lessing wandte, erblickte er den Kranken in den letzten Zügen. Er starb in den Armen des treuen Juden. Als dieser später gefragt wurde, wie Lessing gestorben sei, antwortete er: „So wie er gelebt, als ein Weiser, entschlossen, ruhig, voll Besinnung bis in den letzten Augenblick; daß nur Niemand komme, der von seinen letzten Stunden etwas anderes behaupte, oder ein zweideutiges Licht darauf fallen lasse, denn das ist Wahrheit!" Die Frömmler und Zeloten, die Männer des Rückschritts, welche in jedem Jahrhundert leben und allzeit den Geist der Aufklärung und seine Vertreter zu verdächtigen suchen, haben es natürlich an Entstellungen über den Tod Lessing's und dessen Verhalten nicht fehlen lassen.

Es zeigte sich bei der Sektion eine Verknöcherung der Brustknorpel und außer einer Wassersucht der Brusthöhlen und des Herzbeutels, noch eine polypöse Bildung in der rechten Herzkammer, welche bis an die Lungenschlagader vorgeschritten war. — Lessing starb übrigens so arm, daß ihn der Herzog auf Staatskosten begraben lassen mußte; sein Nachlaß wurde an seinen Bruder Karl Lessing ausgeliefert, nachdem die Vorschüsse, welche Lessing empfangen hatte, freiwillig gestrichen waren. Die Vermögenslage des mittellos verstorbenen Schriftstellers war stets eine bedrängte gewesen, und im Interesse der deutschen Literatur erweckt die Thatsache ein wehmüthiges Gefühl, daß ein so gewaltiger Geist des Broterwerbes wegen von vielen erhabenen Aufgaben seines eigentlichen Lebensberufes abgehalten und zu Arbeiten hingedrängt wurde, die doch nur als eben so viele Mißbräuche seiner großen Kraft erscheinen, und zwar um so mehr, als er nicht umhin konnte, sein Genie in einen werthlosen Stoff zu verweben. Die Biene hat nur Wachs, und wenn sie bauen muß, steht es nicht in ihrer Macht, ihre Zellen aus Lehm zu konstruiren. Diese Bücheranzeigen, diese Uebersetzungen, diese gelehrten Beiträge, diese scharfsinnigspitzigen „Rettungen" von meist uninteressanten historischen Personen, diese

Streitschriften gegen Lange, den Pastor Goeze oder gegen den halbreifen Alterthumsforscher Klotz, waren doch, im Großen betrachtet, nur ein Zeit- und Kraftverlust und hervorgegangen aus der reizbaren Verstimmung eines Geistes, dem weder die öffentliche Anerkennung noch sein Posten, noch seine pekuniäre Lage oder seine menschliche Umgebung Befriedigung gewährten.

Und wahrlich seine Situation konnte ihm auch nicht genügen, denn es reicht wohl hin, zu sagen, daß er die letzten dreizehn Jahre seines Lebens, im Großen und Ganzen betrachtet, ohne genügenden Ideenaustausch mit ebenbürtigen Geistern verbringen mußte, er, der sehr auf persönlichen Verkehr, auf die Seelenbefruchtung durch das Gespräch, auf die Ernährung seiner realistischen Phantasie durch die tausend Wechselgestalten eines reichen Kultur- und Naturlebens angewiesen war. Ebenbürtige Geister? ja wo waren sie damals überhaupt zu finden? So kann man fragen und mit Recht darauf antworten, daß er allerdings von der älteren jener Generation der Größte war und im gewissen Sinne allein stand. Dennoch würde ihm eine passende Anstellung in einer Stadt, wie Dresden oder Berlin, einen ganz anderen Wirkungskreis für das Walten seines Geistes geboten haben, so aber verbrannte in unwilliger Lebensflamme, großentheils einen widerwärtigen Stoff beleuchtend und durchwärmend, seine Kraft schon nach 53 Jahren. Er war bei ruhelosen Kämpfen einem kosmopolitischen Krieger vergleichbar, der immer auf der Hochwacht Posten steht und seinen Werdaruf in die noch unsicheren Lande schallen läßt.

War somit Lessing's Wirken weniger zugleich eine Selbstfreude seiner selbst, wie sie Goethe und Schiller zu Theil wurde, so war er doch im großen nationalen Ausbau unserer Literatur zum Fundament für künftige Werke ausersehen.

Wir haben schon im Eingange angeführt, daß zwischen Gottsched's verirrtem Streben und Goethe's und Schiller's dramatischen unsterblichen Meisterwerken nur ein Menschenalter liegt und dieses Menschenalter das Leben und Wirken Lessing's war. Ja wir verfolgen diesen Ausspruch des schon erwähnten großen Literaturgeschichtsschreibers Hettner über Lessing noch weiter, wenn wir von ihm anführen, wie unglaublich es sei, wie roh und verkommen noch immer die deutschen Bühnenzustände bei Lessing's erstem Auftreten waren. Um so überraschender und bewunderungswürdiger ist es, daß es trotz alledem das Drama, und gerade schon durch Lessing das Drama war, welches in Deutschland unter allen Dichtarten zuerst ein richtiges und sicheres Stilgefühl gewann.

Freilich rühmte sich Wien schon einer stehenden Bühne, aber nichts als burleske Steggreifsspiele, theils von der eigenen Erfindung der Schauspieler, theils nach spanischen, italienischen und französischen Scenarien.

Friedrich der Große hielt allerdings eine französische Truppe von vortrefflichen Mitgliedern. Das deutsche Theater dagegen blieb auch dort lediglich dem Zufall und der elendsten Spekulation überlassen. Eckenberg, der so-

genannte „starke Mann", ursprünglich Seiltänzer und Luftspringer, trat theils im Rathhause auf, theils in Buden auf dem Neuen Markt und Spittelmarkt; Peter Hilferding, unter dem Namen „Pantalon de Bisognosi" bekannt, spielte in einer Bude auf dem Dönhofsplatz. Auch hier nichts als Burlesken und die alten Haupt- und Staatsaktionen. Zuweilen wanderten bessere Truppen zu, aber ohne Dauer und ohne Erfolg. Im Januar 1743 kam Schönemann. Die Truppe war in ihrer Art vorzüglich und bestand, abgesehen von Schönemann selbst, aus Schauspielern wie Eckhof, Heyderich, Krüger und Frau Rainer. Wie aber war die Aufnahme? In einem Briefe an Gottsched klagt Schönemann, daß das Vorurtheil des Königs Friedrich II. gegen die deutschen Dichter und Schauspieler nie in Berlin ein deutsches Schauspiel aufkommen lassen werde; das deutsche Schauspiel sei in Verachtung, weil es nicht gelinge, den König zum Besuche desselben zu bewegen. Und welch seltsames Bild wirft es auf Sitte und Bildung, wenn Schönemann in der Vorrede seines 1748 von ihm herausgegebenen Repertoirs mit tiefster Entrüstung erzählt, daß dieselben Herren, „welche seidene Kleider nach französischem Schnitt, reiche Westen und Federhüte tragen, im Schauspielhause den Tabakrauch auf die frechste Weise um sich her ausschütten, ganze Wolken desselben auf die Bühne jagen und die spielenden Personen darin einhüllen".

Es ist der Aufschrei eines tief verstimmten Herzens, wenn Lessing im 81. seiner Literaturbriefe ausruft: „Wir haben kein Theater, wir haben keine Schauspieler, wir haben keine Zuhörer. Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten der Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganz prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen."

Der letzte Grund dieser Erbärmlichkeit war die Erbärmlichkeit der dramatischen Dichtung selbst. Wie kann die Schauspielkunst, wie kann die lebendige Wirksamkeit der Bühne gedeihen, wenn die unerläßliche Grundlage einer guten und volksthümlichen Bühnendichtung fehlt? Wie aber hätten die französischen Uebersetzungen, wie hätten vollends die französirenden Nachahmungen aus der Gottsched'schen Schule diesen Mangel ersetzen können? Weil die Bühne auf dem lebendigsten gesellschaftlichen Wechselverkehr mit dem Zuschauer ruht, kann sich, wie die Theatergeschichte aller neueren Völker sattsam bezeugt, auf ihr zwar zeitweise die glatteste Natürlichkeit, nie aber die hohle Gespreiztheit eines gemachten und unwahren Idealismus einbürgern.

Lessing's hohe Bedeutung für die Entwickelung des deutschen Drama ist die, daß er die große Aufgabe der Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volksthümlichen, welche die Bremer Beiträge, die Rabener und

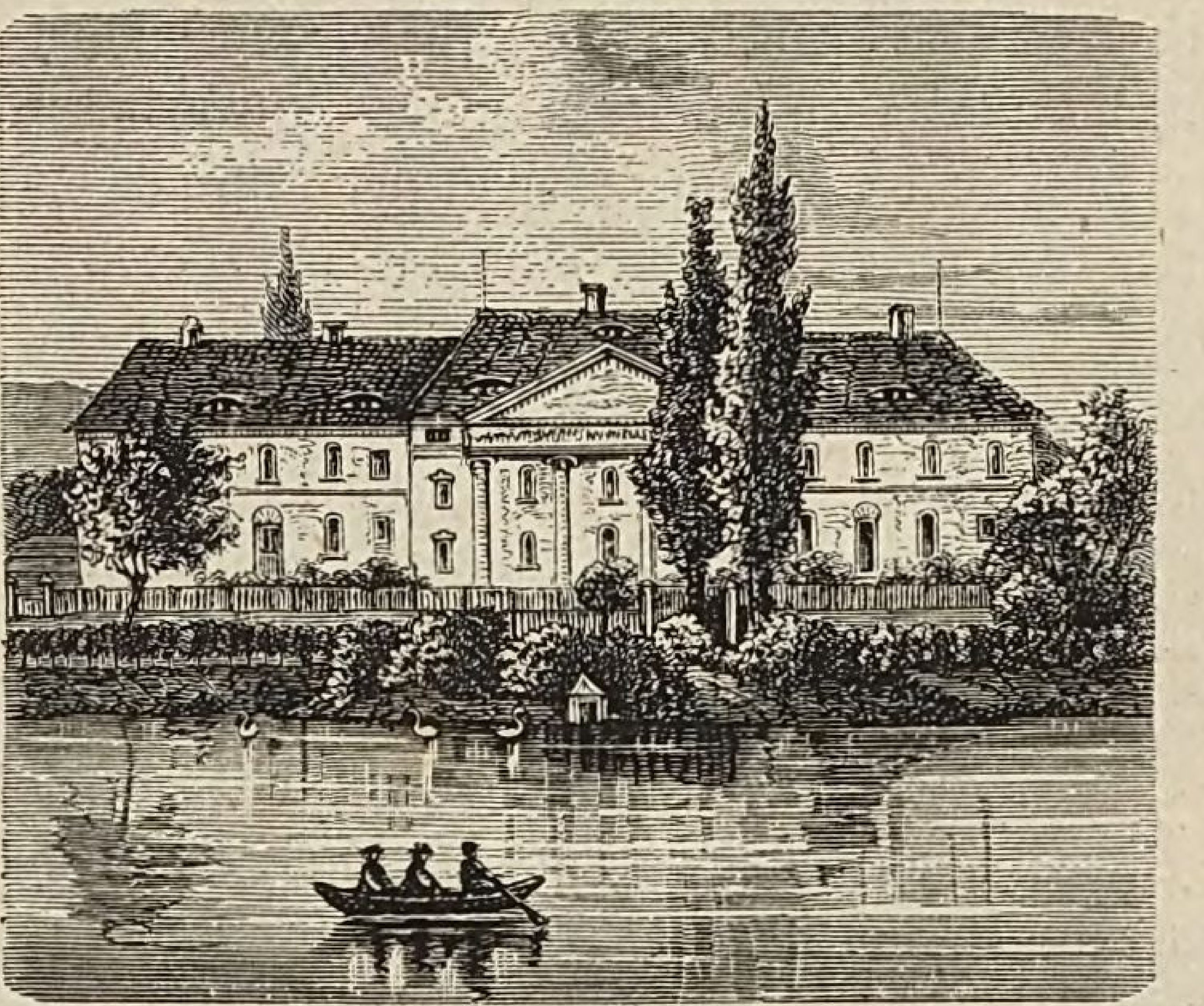
Gellert, die Halle'sche Dichtschule und selbst Klopstock in den anderen Dichtarten nur höchst unzulänglich gelöst hatten, zur entscheidenden Lösung brachte. Lessing wurde der Retter und Begründer des deutschen Dramas, weil er die Natur dieser Aufgabe tiefer und klarer erkannte als alle Anderen, und weil es ihm gelang, seiner kritischen Einsicht durch dichterische That wirksamen Nachdruck zu geben."

Es sind drei Theaterstücke ersten Ranges, die sich von Lessing auf allen besseren deutschen Bühnen bis heute erhielten und noch unberechenbar lange lebendig bleiben werden. Der strebende Dichter findet darin eine Schule für seinen Geschmack und für die dramatische Kunst überhaupt, der Schauspieler ein Bildungsmittel für die höchsten Aufgaben der Darstellung in Rede und Spiel, der Zuschauer einen Hochgenuß, bei welchem der Eindruck des Schönen und Erhabenen, des Heiteren, Natürlichen mit den Gesetzen der Sittlichkeit in Eins zusammenfließt. Diese drei Dichtungen sind dem deutschen Volke ein theueres Vermächtniß, und es blickt mit Selbstgefühl auf diese Grundpfeiler seiner reichen dramatischen Nationalliteratur. Es anerkennt als diese drei Grundpfeiler: „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise". Kein nachgeborener Genius der Deutschen lebte, der nicht mit Ehrfurcht, mit ernstem Studium an jene Schöpfungen herangetreten wäre, und wenn auch Goethe fühlte, daß in ihnen nicht die höchste Fülle poetischer Produktionskraft, gleich der eines Shakespeare's lebte, so bewunderte er doch noch in seinen alten Tagen die Bedeutung ihrer Charakteristik, die dramatische Kraft ihres Dialoges, die mustergiltige Kunstgestalt und vor Allem die reformatorische That, welche aus diesen Werken mit unvergänglicher Klarheit hervorleuchtet.

Und wenn die halbgebildeten Laien, wenn die nach Intelligenz Verlangenden aus dem Volke, wenn die heranwachsenden Scharen der Jugend fragen sollten: „Was bleibt uns außerdem zur dauernden Lektüre von Lessing, worin wir seinen Geist erkennen, seine Worte ohne Gelehrsamkeit begreifen, seine freidenkende humanistische Gesinnung in unser Inneres befruchtend hinüber lenken können?" so wird der richtige Beurtheiler Lessing's und der von seiner Zeit abweichenden Gegenwart um die Antwort nicht verlegen sein. Er wird absehen von dem hohen, aber nicht für Alle begreiflichen Glanz der gelehrten und theologischen Streitschriften, absehen von den herrlichen Einzelnheiten, die in stofflich veralteten Fragmenten und Gelegenheitsarbeiten ruhen. Aber er wird mit Begeisterung hinweisen auf Lessing's „Hamburger Dramaturgie"; ferner auf die „Literaturbriefe", auf „die Erziehung des Menschengeschlechtes", auf die „Freimaurergespräche" und endlich auf den „Laokoon", dieses Meisterwerk produktiver Kritik über das Schaffen in der bildenden Kunst, welches in diesem Gebiete eine ähnliche bahnbrechende Stellung einnimmt, wie die „Dramaturgie" für das Theater, und welches sich erweiternd anschließt an das großartige Wirken eines vorhergegangenen erhabenen Mannes, an Joachim Winckelmann.

Wir wollen nicht darüber rechten, ob Lessing ein größerer Dichter oder ein größerer Denker war. Jedenfalls lebte er in einer Zeit, wo uns das

letztere besonders nöthig wurde und besonders gut zu Statten kam. Mögen Einige ihn als Poeten, Andere als philosophischen, als kritischen Kopf bewundern: beiden Partien wird er in beiden Eigenschaften zugleich als ein ewig Suchender nach der Lösung der letzten Zweifel, der letzten Räthsel erscheinen, denn Ringen und Kämpfen und Fortschreiten ohne Selbstzufriedenheit ist das eigentliche innerste Wesen seiner Natur. Offenbarte er doch selbst diese Natur am besten in den nachfolgenden herrlichen Worten: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen, denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine innere wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!" — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!" Wir schließen die vorstehende Lebensbeschreibung mit diesen Worten, welche den herrlichen Charakter des großen Mannes am trefflichsten kennzeichnen, in dessen Person der Mensch auf gleicher Höhe mit dem Denker, Dichter und Schriftsteller stand, dieses Erneuerers unserer nationalen Poesie und Literatur, des Schöpfers unserer Prosa, des Begründers unserer Bühne, des Gesetzgebers unserer Kritik und Aesthetik, welcher seinen Zeitgenossen in allen diesen Bereichen nicht nur weit überlegen war, sondern auch das große Werk weiterführte, für die historische Auffassung und Erforschung der Religion die Bahn zu brechen und mit dem Lichte der wahren Aufklärung seinem Jahrhunderte voranzuleuchten.



Das Lessingstift in Kamenz.



Klopstock und Herder,

die Vorboten der neueren deutschen Nationalpoesie.

Die Zeit der Reformation ist der Anfang der Wiedergeburt und Verjüngung unseres Volkes. Damals vermählten sich die humanistischen Studien des klassischen Alterthums mit der Erforschung der Heiligen Schrift, und aus der Verbindung zwischen dem biblischen Christenthume und dem Humanismus ging die neue deutsch-protestantische Welt der Bildung und Gesittung hervor. Sie erwuchs um so kräftiger, als nach dem Austoben des Dreißigjährigen Krieges die heftige Erregtheit der religiösen Leidenschaften sich beruhigt hatte und ein tiefes Friedensbedürfniß in die Gemüther einzog, ein Geist der Milde und Duldung, den vergangene Jahrhunderte kaum geahnt hatten. In Frankreich erhob sich unter der Regierung Ludwig's XIV. die Literatur zu ihrer klassischen Periode, Akademien erstanden, Wissenschaften und Künste fanden Lohn und Anerkennung. In England lebten ein Newton und Locke, die Naturwissenschaft machte ihre großen Entdeckungen, welche die tiefgehendste Umwandlung in der Denkweise Europa's hervorriefen. In Deutschland regte sich ein mächtiger Geist gegen verjährte Vorurtheile; Thomasius wagte es, die Existenz der Hexen zu bezweifeln und für die Schuldlosigkeit von tausend unschuldigen Schlachtopfern eines finsteren Wahnes in die Schranken zu treten. Das Zeitalter der Aufklärung nahte heran. Aus den Ruinen blühte ein neues Leben empor, eine neue Zeit verkündend. Die Revolution sendete ihre ersten Vorboten herüber, die Leibnitz schon sehr wohl bemerkt hatte. In Jugendkraft erhob sich der neue preußische Staat, eine glücklichere Zukunft dem neuen, aus tausend Wunden blutenden Deutschland verheißend. Alles war erfüllt von

Keimen, die Gegenwart voll Erwartungen für die Zukunft; der Anfang einer neuen Epoche brach an, einer Epoche des jugendlich frischen Strebens, welchem die Sturm- und Drangperiode der Geister wie die Revolution folgt. In Jugendfrische erstand Europa, insbesondere das geistige Leben Deutschlands, welches sich mächtig entwickelnd bald die herrlichsten Früchte tragen sollte.

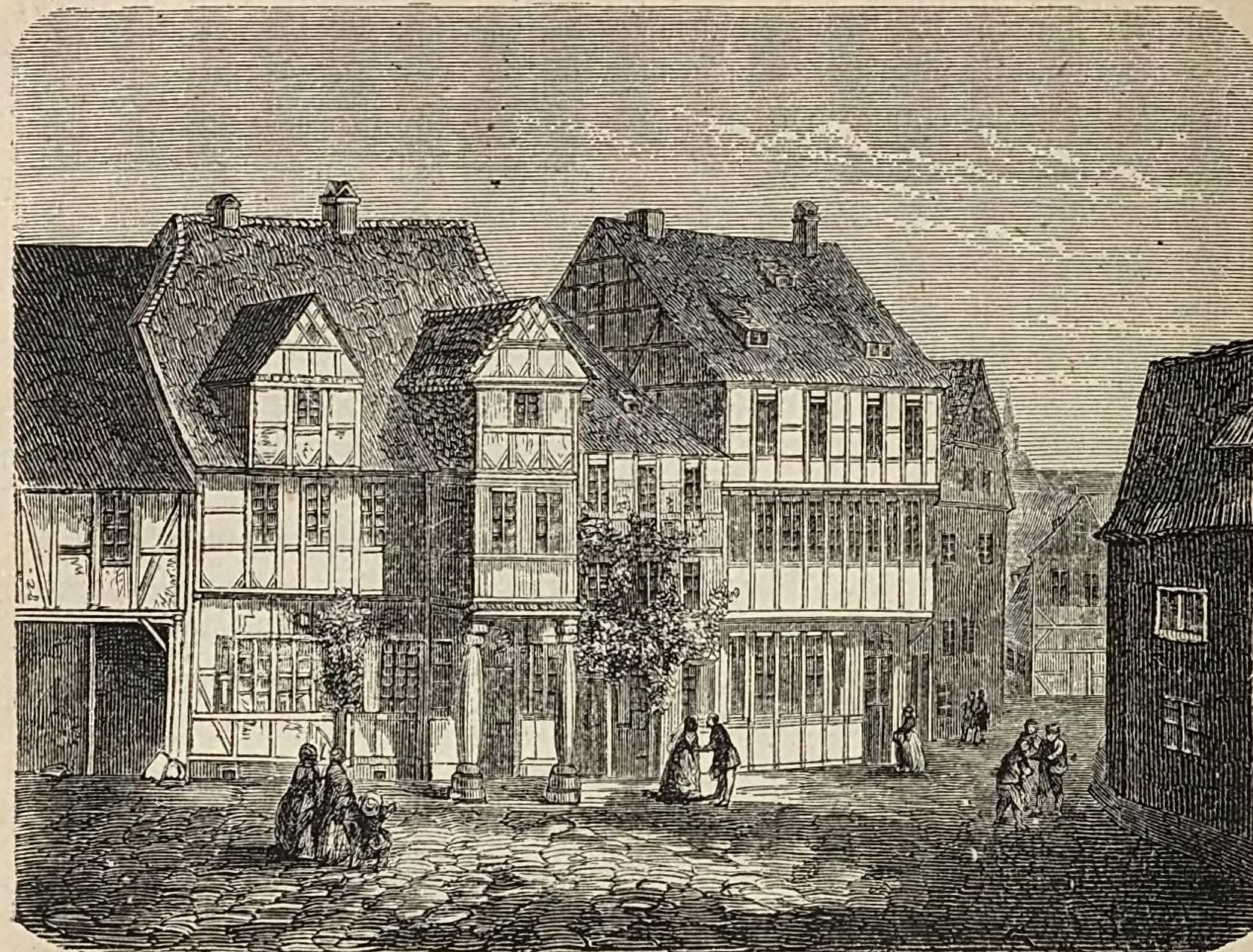
So kam um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die schon durch die Reformation angebahnte Aufklärung der Geister eine frische Strömung, welche das bis dahin noch einseitige Streben der humanistischen Richtung nach Erfassung eines Lebensideales nunmehr zur Erkenntniß des vollen und ganzen reinen und freien Menschenthums vertiefte und verklärte. Kein anderes Volk hat diese entscheidende Entwickelung so gründlich und eigenthümlich durchlebt wie die deutsche Nation, keines dieselbe zu so festem Abschluß gebracht. Diese Richtung in der Denkweise und in den Anschauungen der Geister begann zunächst mit einem noch unklaren und unsicheren Ringen und Kämpfen wider alles gewöhnliche und philisterhafte Wesen in einer schrankenlos verfolgten Bethätigung der sogenannten göttlichen Urkraft im menschlichen Wesen; es war jene leidenschaftliche Erregung der Geister, die man als Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen pflegt; erst hierauf folgte das eigentlich klassische Zeitalter der deutschen Literatur, die von dem Ideal wiedergeborenen Hellenenthums getragene Dichtung Goethe's und Schiller's.

Durch die rastlos und unerschrocken vordringende Aufklärungsbildung war dem Menschen endlich wieder das lang verlorene Gefühl seiner sittlichen Würde zurückgegeben. So eben hatte Winckelmann mit flammender Begeisterung die strahlende Herrlichkeit des griechischen Alterthums vorgeführt; zugleich war Shakespeare's Welt in seinen großartigen, von Kraft und Leidenschaft getragenen Schöpfungen erschlossen. Es kam hinzu, daß das, was dem Einzelnen nach außen Halt und Kraft giebt, der Stolz auf ein mächtiges und einheitliches Vaterland, den damaligen Verhältnissen fremd blieb, wo Deutschland sich in zahllose kleine Ländergebiete spaltete und wo niedrige Gesinnung wie nichtswürdige Tyrannei in den obersten Kreisen vorherrschten. Daher entstand das natürliche Bestreben nach einer Befreiung von so beengenden Fesseln des Alltagslebens, nach der Erreichung eines befriedigenden Ideales, welches den hochstrebenden Geist über die Gemeinheit des täglichen Daseins zu erheben vermochte. Hierzu wirkten bei vielen jugendlichen Geistern jener Zeit überaus anregend die Schriften Rousseau's, welche ein urwüchsiger, die Menge mit fortreißender Drang nach der Frische und den Reizen eines ungebundenen, idyllischen Naturlebens durchwehte. Aus der verrotteten Wirklichkeit wollte man wieder zurückkehren zu dem verlorenen Paradies des angeborenen Naturzustandes, zur unverkümmerten Erfassung und Erfüllung der vollen und ganzen reinen und ursprünglichen Menschennatur.

Zwei hochragende Genien treten als Führer dieser Sturm- und Drangperiode auf, in welcher die verschiedenartigsten Feuergeister, wie Lavater, Heinse,

Klinger, die Grafen Stolberg, Friedrich Jakobi und Andere anfänglich neben einander standen; jene Führer sind keine geringeren als Herder und Goethe. Gerade in Letzterem wühlte am mächtigsten die neue Zeitrichtung; ihn, den genialen Dichterjüngling, welcher nur darum ein so großer und gewaltiger Dichter wurde, weil er ein so großer gewaltiger Mensch war, durchglühte in gleicher Weise, wie später Schiller, das Verlangen nach einer ungehinderten Entfaltung und ungetrübten Bethätigung der vollen und ganzen Menschennatur. Auf diese beiden Heroen der deutschen Literatur und Dichtkunst werden wir weiter in besonderen Aufsätzen zurückkommen; hier beschäftigt uns von den oben Gedachten zunächst Herder, welcher das Naturevangelium Rosseau's auf die Forderungen des dichterischen Empfindens und Schaffens übertrug und der eigentliche Vorkämpfer der damals aufstrebenden jungen Dichterschule wurde. Er hatte sich bereits losgemacht von jener moralisirenden Absichtlichkeit, in welche selbst noch Lessing gebannt gewesen; mit der vollen und ganzen Kraft seiner Seele versenkte er sein Herz in den frischen Born der naturwüchsigen Dichtung und suchte das Wesen und den Ursprung der Volkspoesie zu erfassen, wie sie in gleicher Tiefe und Lebendigkeit noch Niemand vor ihm erschaut und erkannt hatte. Herder war der Erste, welcher mit seiner tiefsinnigen dichterischen Feinfühligkeit und mit einem durch Rosseau's Schriften geschärften Sinn für alles Ursprüngliche und Naturwüchsige die Poesie als naturnothwendige Muttersprache des menschlichen Geistes, als Keim und Kern aller Religion und Geschichte erfaßte und darstellte.

In anderer Weise, jedoch mit nicht minder bedeutungsvoller Wirkung, hatte einige Jahre vorher schon Klopstock auf des Volkes tiefinnerliches Wesen zurückgegriffen, als er an die große Aufgabe ging, in seinen erhabenen Dichtungen die Religion zu besingen, welche damals noch immer den Schwerpunkt der Gefühlsideale des Volkes bildete. In seinem Herzenserguß frommer Gläubigkeit traf er jenen Ton, welcher, aus tiefster Begeisterung entsprungen, wieder die tiefste Begeisterung des Volkes weckte. In seiner Messiade und in seinen Oden erscheint diese religiöse Begeisterung als der Ausdruck seines innersten Gefühlslebens; denn Klopstock ist überzeugt, daß er um so volksthümlicher dichtet, je wärmer er die tiefsten Anlagen des menschlichen Herzens ergreift. Er zeigte, daß einzig das Herz, die Tiefe des Gefühlslebens, der unversiegliche Brunnen aller Poesie sei. Dadurch verschaffte er der deutschen Dichtung wieder den Glauben an die Hoheit ihres Berufes und war dem gesammten jungen Dichtergeschlecht ein Führer, welcher es verstand, das in schwerem religiösen wie politischen Druck erstarrte deutsche Gemüth für die hohen und unvergänglichen Ideale von Religion und Tugend, Liebe und Freundschaft, Naturempfindung, Freiheit und Vaterland wieder zu entflammen. So haben Beide, Klopstock und Herder, bei der Wiedergeburt unseres geistigen Lebens die wichtigsten Dienste geleistet, es sind die Helden dieses und des nächsten Abschnittes.



Klopstock's Geburtshaus in Quedlinburg.

Friedrich Gottlieb Klopstock,

der Begründer der neuen deutschen Dichtkunst.

Geboren zu Quedlinburg 2. Juli 1724, gestorben in Hamburg 14. März 1803.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde den 2. Juli 1724 geboren. Sein Vater, welcher damals als Kommissionsrath zu Quedlinburg am Harz lebte und bald darnach ein großes Gut pachtete, war bei aller treuherzigen Biederkeit und trotzigen Kraft ein Mann nicht ohne schwärmerische Phantasie. Er glaubte fest daran, daß man mit den Geistern der Abgeschiedenen reden und sie sehen könne, und in mancher bangen Nacht schlug er sich mit dem Teufel weidlich herum. Das kernige Wesen des Vaters und die Lebhaftigkeit seines Gefühls blieb nicht ohne Einfluß auf den Knaben. Bis zu seinem dreizehnten Jahre genoß derselbe im väterlichen Hause den Unterricht eines Privatlehrers. Das Landleben kräftigte Körper und Geist. Inmitten einer freundlichen Landschaft verlebte er eine frische, fröhliche Kindheit. In Hof und Feld umherzuspringen, den flüchtigen Hasen zu jagen oder den wilden Stier zum Zorn zu reizen, die höchsten Bäume zu erklettern oder als kühner Schwimmer in

die klaren Fluten zu tauchen, das waren die Freuden, welche der junge Klopstock mit seinen Brüdern und Gespielen in waghalsiger Keckheit täglich genoß. So bildete sich bei ihm in beständigem Umgang mit der Natur der Sinn für ihre Schönheiten und Wunder aus, und als er in seinem dreizehnten Jahre auf das Gymnasium seiner Geburtsstadt gebracht wurde, sehnte er sich lange noch aus dem Schulzwang und der Enge der Stadt hinaus. Er zeigte weit mehr Lust zu den leiblichen als zu den wissenschaftlichen Uebungen. Doch als der kräftige und kluge Knabe bald darauf in die berühmte Lehranstalt Schulpforta an der Saale aufgenommen wurde, war er einer der muntersten und strebsamsten Schüler. Er fing an, den Dichtern des Alterthums, besonders Homer und Virgil, Geschmack abzugewinnen und sein eigenes dichterisches Talent zu bilden. Die Stille und die Strenge, welche in den Räumen der Pforte walteten, trieben den lebhaften Jüngling in sich selbst, zur Sammlung. Die reizende Umgebung und die Erlebnisse der großen Schulgemeinde sowie der Wetteifer unter den Genossen erweckten ihm manches gern gehörte und von den Lehrern gelobte Lied. Wenn er dann in freien Stunden durch das geheimnißvolle Dunkel des Erlengebüsches am Flusse dahinging oder, am sonnigen Hange des Berges gelagert, nach den Trümmern der Ritterburg hinüberschaute, oder in einsamer Grotte, wo die Quelle rauscht, an der Kühle sich labte, dann gestaltete sich ihm das fromm Empfundene zum heiteren und ernsten Gesang. Lange trug er sich mit dem Gedanken, seinen Landsmann, jenen Heinrich, der einst im Harzgebirge beim Vogelherde die Krone des Reiches empfing, Deutschlands Städte gründete, seine Kriegsmacht schuf und die wilden Scharen der Ungarn zu Boden warf, zum Gegenstande eines großen Heldengedichtes zu machen. Bald aber zeigte sich ihm eine noch ruhmvollere Aufgabe. Wie Milton, der gefeierte englische Dichter, das verlorene Paradies und den Sündenfall besungen hatte, so wollte er den Erlöser der Welt in unsterblichen Liedern feiern. Es sollte das Werk seines Lebens werden, und obwol er jetzt schon den Plan dazu entworfen hatte, so gedachte er doch erst als gereifter Mann ihn zu vollführen. So sehr erfüllte ihn die Größe dieses Gedankens, daß er sich selbst davon erhoben und geheiligt fühlte. Wie er einst das kühne Wort an die Wand seines Zimmers warf: „Die Nachwelt schreibt mich einst in ihre Bücher ein" — so zeigte er sich im Bewußtsein seiner Menschenwürde immer und überall als ein Feind jeder Gemeinheit und Lüge, und hielt sich für zu gut, als daß er dem Leichtsinn und der Thorheit fröhnen dürfte. Die anerzogene Frömmigkeit drang bei ihm in die Tiefe des Herzens. Ueber Alles theuer war ihm die Bibel. Oft hörte man ihn, wenn er Morgens erwachte, die erhabensten Stellen der Propheten und Dichter des Alten Testaments in feierlichem Tone sprechen. Was er selbst im Brausen des Eichwaldes oder im Gewittersturm empfunden, was ihm die Sterne der Nacht gesagt, das fand er wieder in dem Worte des Lebens. Die Bilder und Vorstellungen der Schrift erweckten in seiner Brust die Schauer heiliger Ahnung und das Gefühl des Ewigen. Seine Welt wurde

von den seligen Geistern des Himmels erfüllt und im Traume glaubte er selbst den Erlöser, auf dessen Loblied er sann, zu sehen und zu hören. So faßte ihn auch heilige Begeisterung, als er zuerst das gewaltige Gedicht Milton's las. „Bald" — so erzählt man uns — „wurde dabei sein Antlitz düster. Dann fuhr er plötzlich empor und sprang erschüttert zurück. Die Hand faltend, schlug er sie über seinem Kopfe zusammen. Nach langem Schweigen wurde sein Gesicht wieder heiter. Ich sah, wie er im Geiste in diesem Freudenhimmel lebte, und die Seligkeit vom Jenseits strahlte wieder in seinen Zügen."

Im Jahre 1745 verließ Klopstock Schulpforta, um in Jena Theologie zu studiren. Die Rede, welche er zum Abschiede hielt, handelte „von dem hohen Endzweck der Poesie." In lichten, großen Zügen zeichnete er, so recht zum Unterschiede von der tändelnden, kraftlosen Poesie seiner Zeit, die Aufgabe eines wahren Dichters. „Heiliger Schatten Milton's", sprach er, „in welchem Kreise des Himmels Du Dich jetzt freuest und was in Deinen Liedern den Ohren der Engel werth ist, diesen Dir jetzt verwandten Geistern vorsingst, zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein Dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größeren, herrlicheren Stoff zu wagen gedenkt! Frankreich und Holland suchen nach dem Ruhme großer epischer Dichtung; warum verharrt nur Deutschland in träger Schlafsucht? Durch ein großes, unvergängliches Werk müssen wir Deutsche zeigen, was wir können. O wie wünscht' ich, es würde mir so gut, dies den Dichtern Deutschlands sagen zu können! — — Werde geboren, großer Tag, der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken soll! Mögen ihn Tugend und Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Möge das ganze Feld der Natur sich ihm eröffnen und die ganze, Anderen unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion!"

So, den Ruhm des Vaterlandes und die Herrlichkeit der Religion im Herzen, kam der einundzwanzigjährige Klopstock nach Jena. Er blieb nur kurze Zeit da; aber als er im Frühjahr 1746 nach Leipzig übersiedelte, trug er bereits die drei ersten Gesänge seines „Messias" bei sich. Sie waren ihm fast wider seinen Willen, wie eine innere Offenbarung für ihn, gekommen; was er zuerst in ungebundener Rede niedergeschrieben, das begann er nun in das epische Versmaß des Homer einzukleiden. So wurde der Hexameter in die deutsche Literatur eingeführt.

In Leipzig, wo Klopstock mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza gemeinschaftlich ein Zimmer bewohnte, hatte damals der gelehrte Professor Gottsched, ein großer Verehrer der französischen Dichter, sein literarisches Regiment aufgeschlagen und war in eine heftige Fehde mit den Züricher Professoren Bodmer und Breitinger verwickelt, welche die englische Literatur zur Verjüngung der deutschen Muse verwenden wollten und das geistlose Regelwerk des Leipziger Kunstrichters bekämpften. Bodmer hatte Milton übersetzt; an ihn hatte sich Klopstock angelehnt; so war von vornherein für ihn der Gegensatz zu Gottsched gegeben.

Nun wurde er aber durch einen glücklichen Zufall mit dem Kreise jüngerer Dichter bekannt, zu welchem Gellert, Rabener, Ebert, Giseke, Cramer und andere Leipziger gehörten, welche sich Alle von Gottsched losgesagt hatten. Bei einem Besuche nämlich, welchen Cramer, Klopstock's Stubennachbar, machte, hatte Schmidt im Laufe des Gesprächs das Geheimniß von seines Freundes Dichtung ausgeplaudert, und als dieser abwehrte, die Handschrift des „Messias" neckischer Weise aus Klopstock's Koffer hervorgeholt. Während ihm nun Klopstock sein Heiligthum zu entreißen suchte, begann Schmidt vorzulesen. Cramer wurde neugierig und da nun nichts mehr zu verheimlichen war, so begann der Dichter selbst mit feierlicher Stimme zu lesen:

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet
Und durch die er Adam's Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
— Er that's und vollbrachte die große Versöhnung."

Als Klopstock zu Ende gelesen, äußerte Cramer laut seine Bewunderung über Inhalt und Form des Gedichtes; er erkannte den großen Genius Klopstock's und führte ihn sofort seinen Freunden zu, welche mit wahrer Ehrfurcht von dem vielverheißenden Anfang eines so erhabenen Werkes Kenntniß nahmen. Man gab dem jungen Dichter Recht, daß er zu einem solchen Zwecke das alterthümliche Versmaß angewendet habe, und ermunterte ihn so lange, bis er seinem früheren Vorsatze untreu wurde und in die Veröffentlichung willigte.

Es waren herrliche Tage und glückliche Verhältnisse, in denen der junge Dichter jetzt lebte. Die Freundschaft der Edelsten, die Gemeinschaft mit so viel aufstrebenden Talenten, die Anerkennung, die er bei ihnen fand, das Alles erfreute sein Herz und trieb die Knospe seiner Dichtkunst zur freundlichsten Blüte. Wie innig und heilig der Bruderbund jener jungen Dichter sich gestaltete, sieht man aus dem Gesange an die Freunde „Wingolf". Es sind das acht Oden, mit welchen er einen Tempel der Freundschaft aufbaut. Auch das Abschiedslied „an Giseke", der im Herbste 1747 Leipzig verließ, giebt davon Zeugniß. Klopstock singt darin:

„Geh! ich reiße mich los, obwol die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut!
Geh! Ich weine nicht, Freund. Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint' ich Dir, Giseke, nach. — — —
Denn so werden sie Alle dahin gehen, Jeder den Andern
Trauernd verlassen und fliehen.
Also trennt der Tod gewählte Gatten! Der Mann kam
Seufzend im Ozean um,
Sie am Gestad', wo von Todtengerippe, Scheiter und Meersand
Das Grab ihr erhöh'n" u. s. f.

Am Ergreifendsten wird das schwermüthige Gefühl der Trennung von den Freunden in der Ode „An Ebert". Hier weissagt der Dichter den frühen Tod der Meisten, so daß er sich mit Ebert allein sieht, bis auch dieser

ihn verläßt und er allein und traurig in schweigender Nacht in die Gräber der Liebenden blickt:

„O, ihr Gräber der Todten, meiner Entschlafenen!
Warum liegt ihr zerstreut?
Nicht im blühenden Thale beisammen?
Oder im Haine vereint?
Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit wankendem
Fuße gehen auf jegliches Grab,
Eine Cypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Für die Fackel erzieh'n,
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfeln die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen seh'n,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt und weinen und sterben!"

Wie man sieht, verschmähte Klopstock den Reim. Er hat dies fast immer gethan; er nannte ihn „einen bösen Geist mit plumpem Wörtergepolter, einschmetternden Trommelschlag." Statt des Reimes wählte er das klassische Versmaß eines Pindar und Horaz, welches auf die Länge und Kürze der Silben gebaut ist. Er hoffte die ungelenke deutsche Sprache und das Ohr des Deutschen für diese Form der Dichtung empfänglich machen zu können. Hierin irrte er jedoch. Außerdem zwangen ihn die Schwierigkeiten, auf die er dabei stieß, zu Künsteleien in der Bildung und Stellung der Worte, die geradezu das Verständniß des Sinnes erschweren. Immerhin blieb es ein großes Verdienst, daß sich Klopstock von den geistlosen Reimereien seiner Vorgänger lossagte.

Seit dem Jahre 1748 finden wir Klopstock in Langensalza in dem Hause eines Verwandten als Erzieher thätig. Hier war es, wo die schöne, stolze Fanny Schmidt, seines Freundes Schwester, ihm die feurigsten Lieder entlockte.

„Sie ist jugendlich schön, ihre Bewegungen sprechen alle die Göttlichkeit ihres Herzens aus", — so schrieb er an Bodmer nach Zürich und klagte ihm seines Liebesleid. Denn die spröde Schöne bewunderte wol den Dichter und freute sich seiner poetischen Huldigungen, aber sie konnte sich nicht entschließen, dem jungen Schwärmer ohne Amt und Brot ihr Jawort zu geben. Lange blieb sie der Gegenstand seiner Lieder, immer derjenige seiner Zuneigung. Gott und Ewigkeit verknüpfte er mit ihrem Namen:

„Wann einst ich todt bin und mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken — —
Wenn Du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist und Deines Auges
Stillheit'res Lächeln, sein beseelter Blick
Auch ist erloschen — — —
Dann wird ein Tag sein, da werd' ich auferstehn'n!
Dann wird ein Tag sein, da wirst Du aufersteh'n!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.
Wenn Du dann dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu Dir; säume nicht, bis mich erst

Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu Dir führe.
Rinn, unterdeß, o Leben. Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht, und umwölkt und dunkel!"

Während Klopstock sich durch Vermittlung seiner Freunde nach einem Lehramte an einer Schule oder Universität umsah oder von fürstlichen Personen eine Pension erwartete, die ihm gestatte, frei von Nahrungssorgen sich ganz seinem Zwecke, der Verherrlichung des „Messias" zu widmen, hatten jene ersten in den „Bremer Beiträgen" veröffentlichten Gesänge einen ganz unglaublichen Erfolg gehabt. Nur von Seiten der Anhänger Gottsched's und einiger orthodoxer Theologen wurde diese Dichtung angegriffen. Von jenen, weil ihnen die Neuheit der Form und die Fülle der Begeisterung, die Glut der Phantasie, dieser unerhörte poetische Aufschwung ganz unverständlich war. Von diesen, weil sie Anstoß daran nahmen, daß der Dichter in das Gebiet der Religion und in das Allerheiligste der Christenheit hineinzugreifen sich erkühnt hatte. Aber gerade das war es, was diese Dichtung dem deutschen Volke so theuer machte. Es war noch ein Zeitalter, in welchem die Macht der religiösen Stimmung alle Herzen eroberte. Zum ersten Male seit langen Jahren gab es in Deutschland wieder ein Gedicht, welches, aus tiefinnerster Begeisterung entsprungen, das Gemüth des Volkes traf. Das Gedicht erschien wie eine neue Offenbarung; man erquickte sich an ihm um so inniger, je herzlicher das Gemüth der Gläubigen nach Schutz und Trutz wider die beängstigenden Fortschritte der Freidenker und ihrer Neuerungen suchte. So ward der „Messias" ein Erbauungsbuch im wahren Sinne des Wortes. Seit den Tagen Luthers hatte keine Schrift ein ähnliches Aufsehen erregt. Ein Heldengedicht dieses Inhalts, so voll reiner, frommer Andacht, kannte Deutschland noch nicht. Alle Herzen jauchzten dem Dichter zu. Die Kanzeln hallten wieder von Anführungen mancher Stellen aus dem „Messias"; Fürsten und Fürstinnen verlangten den von Gott begnadigten Propheten zu sehen, der sie erst würdige Vorstellungen von Gott gelehrt habe. Alle Lebensalter, nicht blos die Jugend, waren von dieser heiligen Schwärmerei ergriffen. Eine alte Bergmannsfrau in Freiberg hatte nur den einen Wunsch und das Gebet, daß Gott sie noch so lange leben lasse, bis der „Messias" vollendet wäre. Die jüngern Dichter wetteiferten, in Klopstock's Fußtapfen zu treten und in erhabenerem Ton zu singen, und Bodmer, damals ein Fünfziger, jauchzte auf und schrieb: „Der Geist Milton's ruht auf Klopstock; unverwelklicher Lorber gebührt diesem Jüngling." Lange Zeit war, wenn sich Freunde begegneten, die erste Frage: „Hast Du auch schon den Messias gelesen?"

Es war eine poetische Revolution, welche die Erstlinge unseres Dichters hervorgerufen hatten. Die ganze Nation fühlte sich im innersten Herzen ergriffen und war stolz auf den Sänger der Erlösung.

Im Jahre 1750 wurde Klopstock von Bodmer eingeladen, die zahlreichen Verehrer in Zürich zu besuchen und ihre Huldigungen entgegenzunehmen. Von seiner Vaterstadt aus, wo er den im Ruhme seines Sohnes beglückten Vater wieder sah, trat er im Sommer jenes Jahres in Gesellschaft einiger Schweizer die Reise an. Am Rheinfall bei Schaffhausen schrieb er die Worte:

„Sei mir gegrüßet, Strom, der du zwischen den Hügeln herunterstäubst und donnerst und Du, der den Strom dahinführt, sei dreimal, o Schöpfer, in Deiner Herrlichkeit angebetet! — Hier möchte ich mein Leben zubringen und an dieser Stelle sterben!"

In Zürich hatte man sich inzwischen vorbereitet, einen Heiligen zu empfangen. Am herrlichen See, in Bodmer's Hause, sollte er wohnen. Hier wollte man seinen Liedern lauschen. Doch fühlte man sich beinahe enttäuscht, als man in ihm einen einfachen, fröhlichen Menschen fand, der sich auch wie andere Leute freuen, erzürnen, und wie sie, lieben und hassen konnte. Kurz nach seiner Ankunft wurde ihm zu Ehren eine Lustfahrt auf dem See veranstaltet, die er in einer schönen Ode besungen hat:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh' Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Es war ein herrlicher Tag. Die Freunde und Freundinnen vereinigten sich um Klopstock auf dem zierlichen Boot. Mit Gesang und heiterem Scherz ging es dahin über die bläuliche Flut, vorbei an den Dörfern und Städten, im Angesichte der Felszacken und Schneegipfel, welche hinter den rebenbepflanzten Hügeln sich erheben. Klopstock mußte einige Lieder von Hagedorn singen und von seinen Oden und aus dem „Messias" vorlesen. Sobald die Freunde zu Wehmuth und Ernst gestimmt wurden, wußte er durch seinen Witz und heitere Laune die Fröhlichkeit wieder herbeizurufen. Nachdem man den Nachmittag im Schatten eines Eichenhaines verbracht hatte, las Klopstock auf der Rückfahrt noch ein Fragment aus dem „Messias", Abbadonna, in dem er das Elend der Unerlösten in der Hölle schildert. „Voll zärtlichsten Mitleidens", erzählt Hirzel, einer der Theilnehmer dieser Fahrt, „baten unsere Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Reuvollen doch in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Klopstock erzählte, daß schon eine ähnliche Gesellschaft in Magdeburg für die Beseligung dieses Teufels einen förmlichen Synodalbeschluß gefällt habe; doch hätte er sich damals durch keine Unterschrift seine Freiheit rauben wollen, würde es auch heute nicht thun." So endete dieser merkwürdige Tag; erst spät bei Sternenlicht kehrten die Glücklichen nach Zürich zurück. — Zu einer eigentlichen Alpenreise kam es zwar nicht. Aber während der drei Vierteljahre, welche Klopstock hier im Hause Bodmer's verweilte, erweiterte und belebte sich der Kreis seiner Gedanken und Gefühle dermaßen, daß er später sagen konnte: „Erst in Zürich bin ich in die Welt gekommen, vorher war ich nur auf Schulen gewesen."

Jetzt war auch die Zeit gekommen, wo sich ihm die große Welt aufthun und seine Lebensstellung gesichert werden sollte. Der dänische Minister, Graf **Bernstorff**, war einer der wärmsten Verehrer des „Messias“. Auf seine vielvermögende Fürsprache verwilligte König Friedrich von Dänemark dem Dichter ein jährliches Gehalt von 400 Reichsthalern und lud ihn ein, an seinen Hof nach Kopenhagen zu kommen. Am Ziele seiner Wünsche und dankbar froh über diese Wendung seines Schicksals rief Klopstock seiner Muse zu:



Klopstock mit seinen Freunden auf dem Züricher See.

„Fang den lyrischen Flug stolz mit dem Namen an,
Der oft, lauter getönt, dir um die Saite schwebt;
Singst Du einst von dem Glücke, welches die gute That
Auf dem freien Throne lohnt —

Daniens Friedrich ist's, welcher mit Blumen Dir
Jene Höhen bestreut, die Du noch steigen mußt!
Er, der König und Christ, wählt Dich zur Führerin,
Bald auf Golgatha Gott zu sehn.“

Auf seiner Reise nach Kopenhagen berührte Klopstock unter Anderm auch Braunschweig, wo er Freund Giseke fand, der ihn gern hier festgehalten hätte. Dieser zeigte ihm im Laufe der Unterhaltung Briefe eines jungen Mädchens

in Hamburg, Meta Moller, über den „Messias" und empfahl ihm, bei seinem Aufenthalte in Hamburg, ihre Bekanntschaft zu suchen. Denn schwärmerischer und feuriger, meinte Giseke, könne Niemand ihn verehren als dieses gescheite Mädchen. Als nun Klopstock in Hamburg beim Besuch des Dichters Hagedorn eine freie Stunde hatte, da fiel ihm ein, die Adresse zu benutzen. Sobald Meta, welche eben mit Plätten und Zusammenlegen der Wäsche beschäftigt war, den Namen Klopstock hörte, sprang sie freudig auf und rief dem Diener zu: „Er soll den Augenblick kommen, je eher je lieber!"

Und er kam, und kam wieder und wich nicht von des Mädchens Seite, vergaß Hagedorn und Alles und gab ihr sein Herz; das ihre hatte er schon besessen, ehe sie ihn nur je gesehen. Das war im Jahre 1751. Die Vermählung der glücklich Liebenden fand erst drei Jahre später statt. Aber mit frohem Herzen und im Vorgeschmacke seines Glückes eilte nun der Dichter in seine neue Heimat. Er erwarb sich bald die Gunst des Königs in hohem Grade und begleitete denselben auf das Land und auf Reisen. Der Graf Bernstorff that Alles, um die Lage des Dichters so freundlich und angenehm wie nur möglich zu gestalten. Zwanzig Jahre verblieb Klopstock in diesem Verhältniß, das ihn in keiner Weise hemmte, vielmehr ihm immer neue Anregung und ehrenvolle Anerkennung verschaffte. Es ist die Zeit seines freudigsten und vollendetsten geistigen Schaffens, auf die er immer mit dem innigsten Dankgefühl zurückblickte. Er blieb auch nicht einsam in der Fremde, sondern durfte, dank der Gunst des Königs, manchen seiner Freunde um sich sehen. Cramer wurde als Oberhofprediger nach Kopenhagen berufen; des Dichters Schwager, Rahn aus Zürich, legte dort eine Seidenfabrik mit Unterstützung der Regierung an. Und seit er seine Meta um sich sah, bedurfte er ohnehin nichts mehr. „Ich preise den Gott der Himmel um ihren Besitz!" sagte er einmal. „Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden; die Siegespalme ist in meiner Hand; ich singe dir Jubellieder, Jehovah, Jehovah!" Selig wie die Kinder lebte das Dichterpaar. Alles, was er arbeitete, ging durch ihre Hand; oft diktirte er ihr seine Lieder; sie fühlte mit ihm und dachte mit ihm; und wenn er an dem „Messias" arbeitete, so betete und weinte sie für den Mann, der ihr Stolz, ihr Alles war. Leider sollte dieses Glück von nur kurzer Dauer sein. Schon vier Jahre nach der Verheirathung, kurz nach dem Tode des Vaters, schied sie von Klopstock. Sie starb in Hamburg; auf dem Kirchhofe zu Ottensen liegt sie begraben. Klopstock drückte seinen Schmerz und seinen Glaubenstrost in der Inschrift aus, die er ihrem Grabmal gab:

„Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen.

Margarethe Klopstock

Erwartet da, wo der Tod nicht ist,
Ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann,
Den sie so sehr liebt,
Und von dem sie so sehr geliebt wird.

Aber aus diesem Grabe
Wollen wir mit einander auferstehen,
Du, mein Klopstock, und ich
Und unser Sohn,
Den ich nicht gebären konnte.

Betet den an, der auch gestorben, begraben und auferstanden ist!"

Seit diesem schmerzlichen Verluste versenkte sich Klopstock noch tiefer in die Welt christlicher Gedanken und religiöser Empfindungen. Sein „Messias", der nun auf königliche Kosten hergestellt wurde, schritt rascher vorwärts als in den letzten Jahren. Auch wendete er sich anderen biblischen Stoffen zu und in der Absicht, ein religiöses Trauerspiel zu schaffen, bearbeitete er „Adam's Tod", „David" und „Salomo", drei Dichtungen, von denen die erste den Eindruck schildern sollte, welchen der Tod auf die ersten Menschen, die ihn noch nicht kannten, gemacht haben müsse, die beiden andern die hochtragische Wendung im Leben jener großen israelitischen Könige zum Gegenstand nahmen. Besonders aber sind seine Oden an Gott und die andern religiösen Lieder hier zu nennen, in denen er Christus und das Christenthum besingt und seiner eigenen frommen Andacht Ausdruck giebt. Einige von ihnen sind Kirchenlieder geworden, wie jenes herrliche

„Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh u. s. w."

oder jenes andere:

„Der Du stets unsere Zuflucht bist,
Sei mit den Deinen, Jesu Christ! u. s. w."

Andere, für den Gemeindegesang weniger geeignet, erheben das Herz des Lesers nicht minder zur Anbetung; alle aber bekunden eine tiefe Frömmigkeit und heilige Begeisterung des Sängers. Freilich, die edle Einfalt und Unmittelbarkeit, welche das religiöse Volkslied früherer Zeiten auszeichnet, tritt bei Klopstock weniger hervor.

Auch von den späteren Gesängen des „Messias", welcher endlich im Jahre 1770 vollendet wurde, ging eine ähnliche Klage um, daß da zu viel Gesuchtes, Gekünsteltes und Unnatürliches sei, und Lessing wie Herder, Schiller wie Goethe sprachen offen aus, was damals allgemein empfunden wurde, daß der Ueberschwänglichkeit zu viel und des einfach Menschlichen zu wenig darin sei. Das Interesse an dem christlichen Heldengedicht hatte sich nicht ein Vierteljahrhundert lang auf der gleichen Höhe halten können, obwol sich der Sänger selbst in seiner hohen Stellung gegenüber der öffentlichen Meinung bis zuletzt behauptet hat.

Dazu trug vor Allem der Umstand bei, daß er neben der Begeisterung für die Religion auch diejenige für das Vaterland, für deutsche Ehre und Kunst, für Freiheit und edle Menschlichkeit zu nähren, ja vielmehr zu erwecken wußte.

Seit dem Jahre 1771, als sein Beschützer Bernstorff durch den Grafen Struensee gestürzt ward, ließ er sich ganz und dauernd in Hamburg nieder. Schon in Kopenhagen hatte er sich in das Studium der deutschen Sprache

und ihrer Geschichte vertieft. Seitdem die „Edda", dies nordische Heldenlied, in seinen Händen war, erfreute er sich an der alten nordischen Mythologie und faßte den Plan, durch dieselbe aus der deutschen Dichtkunst die Mythologie der Römer und Griechen zu verdrängen. In der irrthümlichen Meinung, daß jene der Väterglaube aller Deutschen sei, rief er nun die Götter des heidnischen Nordens herbei. Die Barden im Eichenhain, die Skalden, Braga, Eduna und Velleda und alle diese uns so fremden Namen, wurden in seine Lieder eingewebt, bunt vermischt mit dem altdeutschen Götterwesen. Man kann darüber lächeln, aber das ehrliche deutsche Herz des Patrioten, die reine Liebe zum Vaterland thut es uns doch immer wieder an. Hinweg mit aller Nachahmung des Fremden in Sitte, Sprache und Dichtkunst! — Das war der Ruf, den er anstimmte, so kräftig, so feurig, daß das schlummernde Deutschland zu erwachen begann und träumerisch seine verwirrten Locken schüttelte.

Darum zürnte Klopstock dem großen König Friedrich II., weil dieser für deutsche Sprache und Dichtkunst kein Herz zeigte. Darum begrüßte er Joseph II. jubelnd, weil er von ihm Schutz und Förderung deutscher Art und Kunst erwartete. Darum rief er in heiligem Zorne seinem Volke zu:

„Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!"

Darum griff er auf die Heldenkämpfe der Cherusker zurück und dichtete jene dramatischen Versuche für die deutsche Schaubühne, die er Bardiete nannte: „Die Hermannsschlacht", „Hermann und die Fürsten" und „Hermann's Tod." Darum endlich schrieb er „Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, Gesetze, Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar". Diese Schrift mit ihrem wunderlichen Titel, auf welche in viertausend Exemplaren subskribirt worden war, welche also mit großen Hoffnungen begrüßt wurde, ließ Viele sehr kalt. Doch war sie durch und durch von deutschem Geiste erfüllt und warnte vor der sklavischen Bewunderung und Nachäffung des Ausländischen, um eine nationale Literatur zu begründen. So forderte er hier unter Anderem, daß, wer in einer fremden Sprache schreibe, so lange des Landes verwiesen werde, bis er Etwas in unserer Sprache geschrieben habe. Auch um die Reinheit der Sprache erwarb er sich mit dieser Schrift große Verdienste. Denn er dachte groß von der Fähigkeit des Deutschen in Kunst und Wissenschaft. Wie schön, wenn er die deutsche und britische Muse zum Wettlauf neben einander stellt:

„Ich liebe Dich!
Sprach schnell mit Flammenblick Teutone;
Britin, ich liebe Dich mit Bewunderung,
Doch nicht heißer als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen. Rühre, Dein Genius
Gebeut er's, sie vor mir; doch faß ich,
Wenn Du sie fassest, dann gleich die Krone auch,

Und o wie beb' ich, o ihr Unsterblichen!
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
Dann mag, dann mag an meine leichte
Fliegende Locke dein Athem hauchen!
Der Herold klang! sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf.
Ich sah, vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub und mein Blick verlor sie!"

Wie verstand er es, das Herz der Jugend mit heiligem Feuer zu durchglühen, wenn er die Jungfrau singen heißt:

„Ich bin ein deutsches Mädchen;
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den;
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt.
Ich bin ein deutsches Mädchen,
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär' mir auch frei die große Wahl!"

Und was für ein mächtiger und neuer Klang war es, wenn er die Sänger und Heldenkaiser der Vorzeit heraufbeschwor, wenn er Hermann vom Staube der Schlacht und mit Römerblut bedeckt in den Armen Thusnelda's ruhen läßt, oder wenn er jenen ersten Heinrich, seinen Liebling, in die Schlacht begleitet:

„Der Feind ist da, die Schlacht beginnt!
Wohlauf; zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland.
Willkommen Tod fürs Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
Mit Ruhm für's Vaterland."

Wie lange hatte man in Deutschland diese Sprache nicht gehört! Wahrlich, wenn wir an das Erwachen des Vaterlandes, an seine Freiheitskämpfe und an das neue frische, thatendurstige Leben unseres Jahrhunderts denken, dann wollen wir den „Vater Klopstock" rühmen, der zuerst wieder den Dichtern deutsches Lied gelehrt hat.

Weithin reichte ja Klopstock's geistiger Einfluß; überall war man bemüht, ihm nachzusingen! Und wer zählt die Scharen der Jünger, die sich ehrfurchtsvoll an den Meister anlehnten! Wo er auch war, da schloß sich bald ein Kreis Gleichstrebender um ihn. In Leipzig, Zürich, Kopenhagen, Hamburg — überall dieselbe Erscheinung. Wer wüßte z. B. nicht von dem Göttinger Hainbunde, in welchem Bürger, Voß, Stolberg u. v. A. einen förmlichen Kultus mit dem angebeteten Klopstock trieben? So wurde die heilige Saat seiner großen Gedanken in alle Lande hinausgetragen, und er blieb lange Zeit das geistige Haupt eines jungen Deutschland.

Der Sänger der Religion und des Vaterlandes bewahrte sich das Herz

warm und frisch bis in das hohe Alter. Im Jahre 1791 vermählte er sich noch einmal mit einer langjährigen Freundin, Elisabeth von Winthem. Uebungen des Körpers und fröhliche Geselligkeit liebte er sehr. Er war ein flotter Reiter und bekannt als der beste Schlittschuhläufer. Seine Freude am Eislauf hatte er in einer Ode meisterhaft geschildert, worin er die Kunst preist, „auf des Krystalles Ebene am glänzenden Wintertag den Wasserkothurn zu behellen."

In seinen jüngeren Jahren ein Freund heiteren und schuldlosen Lebensgenusses, hielt er stets sein Haus am Alstersee den alten und neuen Freunden offen. Nicht die schlechtesten seiner Gesänge verdanken wir solch' freundlichen Stunden, die er mit den Getreuen durchschwärmte. Man lese nur die Ode „Wasser und Wein", in welcher er einen köstlichen Schwank erzählt, den der alte Gleim in Halberstadt, „der undurstigste von allen Sängern", durch eine Marmortafel über einer Quelle verewigte, mit der Inschrift:

„Klopstock trank aus dieser Quelle,
Saß bei Gleim auf dieser Stelle,
Sprach mit Gleim bis in die Nacht
Und gewann die Wasserschlacht."

Es war etwas unendlich Frisches, Jugendliches und Keckes in dem Wesen Klopstock's, eine glückliche Empfänglichkeit für alles Schöne und Große und eine seltene Beweglichkeit des Geistes. Wie er die Jugendzeit der deutschen Poesie heraufgeführt hat, so trug er selbst die ewige Jugend in sich.

Das sah man beim Ausbruch der französischen Revolution. Festlich und freudig begrüßte er dies Ereigniß und die neue Ordnung des Staates und der bürgerlichen Verhältnisse, wie die Morgenröthe eines neuen Tages. Er pries Ludwig XVI., den konstitutionellen König, als einen Vater des Vaterlandes. Es dünkte ihn die Zeit der Ernte gekommen zu sein für edle Freiheit und Menschenwürde. Nur Eines bedauerte er, daß nicht Deutschland den Ruhm habe, „jene Güter des Friedens oder Völkerwohlfahrt" errungen zu haben. „Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit!" rief er aus, und wirklich haben alle seine Lieder aus dieser Zeit nur den einen Gedanken: Frankreich, ewiger Friede, Freiheit und Brudersinn! So hoch wurde dies angeschlagen, daß ihm die französische Nationalversammlung das Ehrenbürgerrecht von Frankreich verlieh. So ernst meinte er es, daß er den Herzog von Braunschweig, der das preußische Heer 1792 gegen Frankreich führte, aufforderte, sein Kommando niederzulegen und die Freiheit zu ehren.

Allein als in Paris mit der Hinrichtung des Königs dem blutgierigen Wahnsinn Thür und Thor geöffnet wurden, als die Jakobiner ihre scheußliche Tyrannei aufrichteten, da wurde er plötzlich anderer Meinung:

„Treibt ihr die Riesenschlange in die Höhle nicht
Zurück und wälzt nicht Felsen dem Schlunde vor,
So wird ihr Geiferbiß die Freiheit,
Welche ihr schuft, in Staub auch stürzen."

In seinem Unmuthe und Zorne, die mit den Greueln in Frankreich wuchsen, verwünschte er die „Thierrepublik", den Henkerstaat, wo das Stürmen, Würgen und Morden nicht enden wollte. Und als die Republik den Krieg nach Deutschland trug und selbst auf Eroberung ausging, da stimmte er sogar den Schlachtgesang an: „Sei denn Krieg, weil Krieg sein muß!" So weit ging nun sein Haß gegen die „lügnerischen, verruchten Franken", daß man ihrer in seiner Gegenwart nicht einmal mehr erwähnen durfte und daß er eigenhändig einen Band Gedichte: „Denkmäler auf die französische Revolution", die er verfaßt hatte, vor dem Drucke in das Feuer warf.



Unausgesetzt thätig beschäftigte er sich zuletzt noch mit grammatischen Studien und mit der Herausgabe seiner Werke. Als um Ostern 1800 der Druck seines „Messias" vollendet war, schickte er ein Exemplar nach Pforta. Dort veranstaltete man am Ostermorgen auf dem Grabe desjenigen Lehrers, dem Klopstock am meisten verdankte, eine sinnige Feier. Dann wurde in feierlichem Zuge der lorberumwundene „Messias" auf weißseidenem Kissen unter Musikbegleitung in die Bibliothek getragen und auf einem weißgedeckten und mit Immergrün und Blumen geschmückten Altare niedergelegt. Das war die Huldigung der geistigen Mutter, welche sie darbrachte ihrem größten Sohne.

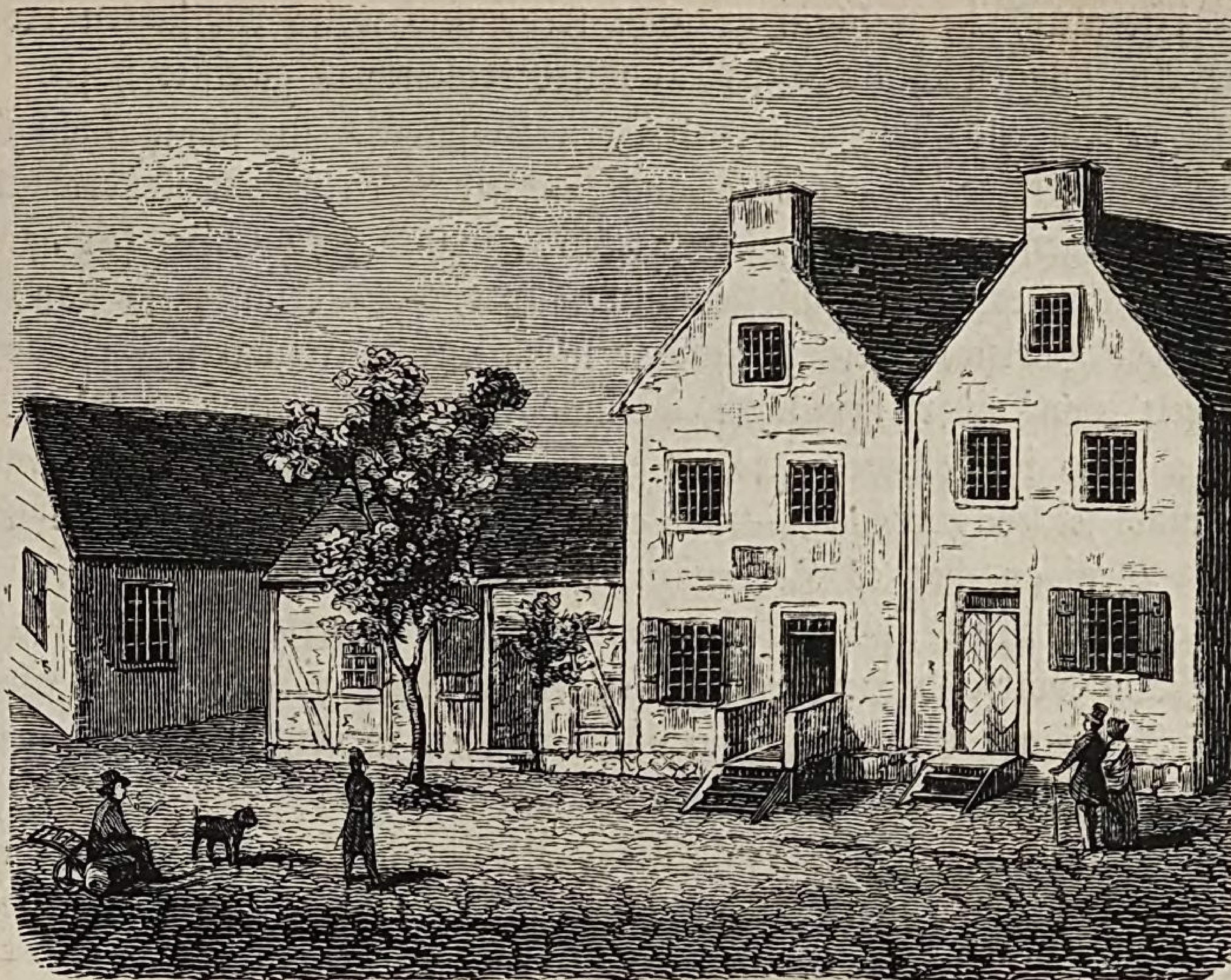
5*

Die vollständige Veröffentlichung seiner Werke, mit welchen er sich seit 1798 beschäftigte, erlebte Klopstock nicht mehr, denn dieselbe wurde erst im Jahre 1810 beendet. Sie erschien in Leipzig in sieben Bänden. Eine schöne Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in einem Bande ist 1840 ebenfalls in Leipzig herausgekommen. Die von Schmidlin in Stuttgart 1840 erschienene Ausgabe ist die vollständigste, indem sie Klopstock's Briefwechsel und einen Abriß seines Lebens enthält; sie besteht aus 14 Bänden. Eine dieser Ausgaben findet sich in der Büchersammlung eines Jeden, der die Hoheit und Würde der deutschen Literatur zu schätzen weiß.

Im Sommer 1802 erkrankte Klopstock heftig. Trotz seiner Genesung kamen die vollen Kräfte nicht wieder. Die Freunde fanden ihn oft in Andacht versunken mit dem „Messias" in der Hand. Er sprach am liebsten von Tod und Unsterblichkeit. Heiter und getrost entschlief er am 14. März 1803. Eines seiner letzten Worte war: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, und ob sie es auch vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen, spricht der Herr, denn ich habe dich in meine Hand gezeichnet!"

Am 22. März ward er begraben. Es war das Begräbniß eines Königs. Zu den Abgeordneten mehrerer deutschen Städte hatten sich die Gesandten des Auslandes und Fremde aller Stände und Nationen gesellt. Ganz Hamburg war in Bewegung. Eine militärische Ehrenwache begleitete den Sarg, einhundertsechsundzwanzig Trauerwagen folgten. Demselben voran wurde der „Messias" getragen. Unmittelbar hinter demselben gingen drei weißgekleidete Jungfrauen, deren Haar mit Eichenblättern und Rosen geschmückt war. Jede trug ein Körbchen mit Rosen, Myrthen und Blumen. Unter dem Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt bewegte sich der Zug nach dem Friedhofe von Ottensen. Vor der Kirche sang der Chor Klopstock's „Vaterunser", am Altare wurde der Tod der Maria aus dem „Messias" vorgelesen. Als man den Sarg hinaustrug, ertönte der Gesang: „Aufersteh'n, ja aufersteh'n." Neben seiner Meta ruht nun der fromme deutsche Sänger. Die heilige Linde rauscht über dem Grabe. Dort stehe still, Wanderer, entblöße dein Haupt und lies:

„Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe,
Nahet, ihr Christen, mit Wehmuth und Wonne
Der Ruhestätte des heiligen Sängers,
Dessen Gesang, Leben und Tod Jesum Christum pries.
Er sang den Menschen, menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Sein großer Lohn. — Ihm ein goldene,
Heilige Schale von Christenthränen!"



Herder's Geburtshaus zu Mohrungen.

Johann Gottfried Herder,

der Prediger der Humanität und Schatzgräber der Volkspoesie.

Geboren zu Mohrungen in Ostpreußen am 25. August 1744, gestorben zu Weimar am 18. Dezember 1803.

In demselben Jahre, als Klopstock starb, verlor das Vaterland einen andern Genius, der auch, wie jener, eine neue Entwickelung in Kunst und Wissenschaft, in Religion und Christenthum angebahnt, der auch mächtig zur Jugend gesprochen, der auch mit all den Edeln, an denen jene Zeit so reich war, Freundschaft gepflogen, aber vielleicht noch tiefer und befruchtender auf die gesammte Bildung eingewirkt hatte: Johann Gottfried Herder. Doch in Einem ist sein Leben gründlich von dem Klopstock's verschieden: er hatte weder eine glückliche Jugend, noch ein sorgenfreies Alter, weder die stille Muße, nach der er sich sehnte, noch die Anerkennung, die ihm gebührte. Ein hartes Mißgeschick hat diesen zartfühlenden, scharfsinnigen, hochherzigen Denker und Lehrer der Nation verfolgt, ein Mißgeschick, welches darum, weil es mit einem gewissen äußeren Glanze umgeben war, nur um so härter drückte. Und es ist zu wundern, wie unter so viel trüben und herben Erfahrungen die Spannkraft dieses großen, vielumfassenden Geistes ungeschwächt hat bleiben können. Aber hätte er in glücklicheren Verhältnissen noch Größeres und Vollendeteres schaffen können, so giebt es doch kein Ge-

biet der Literatur, in welchem er nicht treue und weite Aussichten eröffnet, mächtige Anregungen hinterlassen und Ueberraschendes geleistet hätte. Wie er in seiner Jugend die gefeierten Oden Klopstock's in sich aufnahm und als Vorbild verfolgte, so glühte auch in seiner Brust ein unverwüstliches Feuer der Begeisterung für alles Schöne, Wahre und Gute, für Freiheit und Recht, für edle Menschlichkeit und für das Vaterland; so stand auch er unter der Herrschaft eines äußerst lebhaften, ja reizbaren Gefühls und war beseelt von einer herzlichen Frömmigkeit. Aber trotz Alledem, wie verschieden sind ihre Wege, wie entgegengesetzt ihre Bestrebungen und — noch einmal sei es erwähnt — wie ungleich hat sie das Glück mit Erfolg gekrönt! Wenigen hat es Herder zu Danke gemacht, obwol er den Dank der Nation, der Welt und der gesammten Bildung verdient hätte!

Johann Gottfried Herder wurde genau zwanzig Jahre nach Klopstock und fünf Jahre vor Goethe in dem ostpreußischen Städtchen Mohrungen geboren. Sein Vater war Schulmeister und Kantor, seine Mutter eines Hufschmieds Tochter. Die Verhältnisse des Elternhauses waren ärmlich und gedrückt. In der Erinnerung an seine eingeschränkten und entbehrungsreichen Kinderjahre pflegte Herder später oft zu seinen Söhnen zu sagen: „Ach welch' eine andere, glücklichere Jugend habt ihr vor der meinigen voraus. Mein Vater war ein ernster Mann, der wenig Worte machte: alle häuslichen Geschäfte und Lektionen waren streng an Zeit und Ordnung gebunden; wenn das Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte keines der Kinder sich entschuldigen. Nur bei einer so strengen Ordnung konnten meine Eltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich sein Gesicht; er legte die Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich „Gottesfriede". Dies war meine größte und süßeste Belohnung. Streng, gerecht in hohem Grade, aber eben so gutmüthig war er, sein ernstes, schweigendes Gesicht mit dem kahlen Scheitel vergesse ich nie." Daneben steht das milde Bild der frommen Mutter, die ihr inniges Gottvertrauen und ihre reiche Empfindsamkeit auf den Sohn übertrug. Ihr bewahrte Herder Zeitlebens eine zärtliche, dankbare Liebe.

Das erste und liebste Buch des stillen, schüchternen Knaben war die Bibel. Bald waren die Propheten und Apostel seine besten Freunde. Nicht selten fand man ihn mit dem geliebten Buche in der Hand unter den Zweigen eines Baumes oder in dem Gebüsch am See verborgen. Mit besonderer Herzlichkeit hing er an dem Pastor Willamorius, dessen heitere Milde und Freundlichkeit den jungen Herder um so wohlthuender berührte, als die harte Schulzucht seine Blödigkeit nur noch vermehrte. Der Rektor Grimm, Herder's Lehrer, wird uns als ein mürrischer Hagestolz, wenig geeignet, die zarteren Seiten eines jungen Gemüthes anzuregen oder auch nur zu schonen, geschildert. Doch gehörte Herder zu seinen Lieblingen und durfte bisweilen in seiner Gesellschaft einen Spaziergang mitmachen, den Ehrenpreis und die

Schlüsselblumen herbeitragen und selbst eine Tasse Thee, welche aus denselben bereit wurde, mit einem Stück Zucker genießen. Das galt aber für eine große Gunst von Seiten des Rektors, und der fleißige Schüler hatte sie nur seinem tadellosen Leben und den guten Fortschritten im Griechischen zu verdanken.

Seit seinem sechzehnten Jahre versah Herder die Dienste eines Abschreibers und Famulus bei dem Diakonus Treschow. Dieser hypochondrische Postillenschreiber hielt es für seine Schuldigkeit, den aufstrebenden Sinn des Jünglings zu unterdrücken. Herder's innigster Wunsch ging dahin, zu studiren, obwol er von Hause aus ohne Mittel war. Sein neuer Beschützer bestimmte ihn aber für ein Handwerk und war bemüht, ihn durch geistlose Arbeiten und Einschränkungen jeder Art von seinem Plane abzubringen. Da saß nun der arme Bursche, von Niemand verstanden und ermuntert, und vermochte kaum die Seufzer und Thränen zurückzuhalten, wenn er auf die ihm verschlossenen Bücherschränke blickte und an seine Zukunft dachte. Er kam sich vor wie ein Sklave, der keine Hoffnung hat.

Außerdem drohte ihm in der Ferne — es war die Zeit des Siebenjährigen Krieges — der Schrecken des Militärdienstes, der seiner wissenschaftlichen Laufbahn für immer ein Ende gemacht haben würde. Niemand weiß, was er in jener Zeit gelitten hat; nur die Narben an seinem Charakter verrathen dem aufmerksamen Beobachter die Kämpfe und Wunden seiner Jugend.

Aber so geeignet diese Verhältnisse waren, den hochfliegenden Geist zu fesseln und zu brechen, dennoch ermattete Herder nicht. Gönnte man ihm des Tages keine Ruhe, so verwendete er die Nacht zum Studiren. Versagte man ihm die Bücher, so nahm er sie sich heimlich. So fand ihn eines Abends Treschow in seiner Kammer, bis auf das Hemd entkleidet, auf der Bettdecke sitzend bei dem dämmernden Schein eines Lichtstümpfchens, ringsum lateinische und griechische Bücher aufgeschlagen, wie er vor Ermüdung eingeschlafen war. Treschow tadelte ihn zwar sehr, doch wurde er seitdem freundlicher gegen Herder und gönnte ihm wenigstens die Benutzung seiner Bibliothek.

Welch' eine Freude für ihn! Schon als Knabe hatte er aus der ganzen Stadt Bücher zusammengetragen, wo er deren nur habhaft werden konnte. Nun benutzte er jeden freien Augenblick zum Studium der alten und neuen Literatur. Endlich im Frühjahre 1762 schlug ihm die Stunde der Erlösung. Ein Regimentschirurg, Schwarzerlohe war sein Name, ein gebildeter und wohlwollender Mann, den der Krieg nach Mohrungen geführt hatte, sah Herder bei Treschow und fand Gefallen an dem bescheidenen Jüngling. Er erfuhr von seiner Sehnsucht nach den Wissenschaften und, mit seiner Armuth bekannt, lud er ihn ein, ihm nach Königsberg zu folgen. Da, versprach der neue Gönner, wolle er Herder in der Chirurgie unterrichten und weiter befördern, so daß er einmal in Petersburg Medizin studiren und sich als Arzt dort niederlassen könne.

Letzteres war nun zwar Herder's Meinung nicht; vielmehr war er

von Jugend auf entschlossen, Theologie zu studiren. Allein er ergriff die Hand, die sich ihm darbot, wie diejenige eines rettenden Engels voll Dank und Jubel; auch seine Eltern begrüßten das Anerbieten wie ein Licht des Himmels, und alle Mohrunger Freunde beeilten sich, den allgemein beliebten Jüngling mit Geschenken und Segenswünschen auszurüsten.

Wie es ihm damals zu Muthe war, sieht man aus dem Gedichte, das er an seinen Genius richtete:

„Du Einer! mir aus meines Herrn Erbarmen
In diese Wüste mitgeschenkt —
Freund!! Engelsbruder! der mir Armen
Mein Herz als Mentor lenkt:
Nach kurz durchträumtem Morgen öde Wege,
Wo ich in Klüfte, Todtenstaub
Hinsank vor ferner Donnerschläge
Und frommer Tiger Raub,
Von Thränenblut und Schweiß durchwogte Ketten
Mit Beben küßte, bis — Du mich
Den Musen schenktest: Musen, ihn,
Ihn singt mein neuer Mund" — — — —

Als sich Herder aus dem ärmlichen Mohrungen plötzlich in die große, gewerbreiche Handelsstadt Königsberg versetzt sah, ging ihm erst die Welt und das Leben auf. Dem Kerker entronnen, jauchzte seine Seele.

Aber bald folgte neuer Kampf und neue Sorge. Bei der ersten Operation, die er mitzumachen hatte, fiel Herder in Ohnmacht. Schon nach Kurzem schien es ihm unmöglich, bei dem begonnenen Berufe zu beharren. Die alte Sehnsucht erwachte wieder. Das Bild seines guten Pastors von Mohrungen stand vor ihm als das Ideal seines Lebens. Er fühlte in sich den Beruf, dem Höchsten, was der Mensch kennt und liebt, sein Leben zu widmen; stärker als je kam ihm das Bewußtsein, daß nur die volle, ganze Wissenschaft und der Dienst der Wahrheit ihn befriedigen könne. — Aber was thun?

Traurig schleicht er durch die Straßen der Stadt. Endlich trifft er einen Schulfreund. Diesem schüttet er sein Herz aus und von diesem ermuntert, rafft er seine letzte Baarschaft zusammen, um sich nach einem glänzend bestandenen Examen als Student der Theologie einschreiben zu lassen. Mag ihn nun auch sein zeitheriger Wohlthäter entlassen und verspotten, mag auch Treschow in seinen Briefen schelten, er ist nun auf dem rechten Wege, er weiß es, und Nichts kann ihn in seinem Streben irre machen — auch die Noth nicht, denn diese bleibt nicht aus. Von der Heimat nur dürftig unterstützt, hat er oft nur einige Semmeln zum Frühstück und muß den übrigen Tag hungern. Aber er überwindet auch das. Und Gott hilft weiter. Zunächst erwirbt er sich durch Privatunterricht das Nothdürftigste. Dann wird er mit dem Professor **Immanuel Kant** bekannt, und der große Philosoph, dessen Ruhm bald ganz Deutschland erfüllen sollte, gestattet ihm nicht blos den unentgeltlichen

Besuch seiner Vorlesungen, sondern zieht den interessanten Jüngling auch näher an sich heran. Dazu trug folgendes Ereigniß bei. Eines Tages, als der Professor sein Katheder besteigt, überreicht ihm Herder ein Gedicht, in welchem er die Eindrücke beschreibt, welche er von den geistvollen Vorträgen empfangen hat. Kant las es sofort seinen Zuhörern vor und zollte ihm sein Lob. Kurz darauf führte er Herder bei dem Buchhändler Konter ein. Der junge Mann war diesem nicht ganz unbekannt. War er es nicht gewesen, der einst in eine Sendung Druckschriften, die er für Treschow an Konter abgeschickt, ein Gedicht „Cyrus, Gesang eines gefangenen Juden" heimlich eingeschoben hatte, das Konter ohne Weiteres in der Königsberger Zeitung abdrucken ließ? Hatte dieses Gedicht des siebzehnjährigen Herder dessen Urheberschaft erst nachträglich entdeckt wurde, nicht einiges Aufsehen gemacht? Der wackere Buchhändler war erfreut, den jungen Dichter kennen zu lernen, öffnete ihm sofort Herz und Haus und ermunterte ihn zur Abfassung kleiner Aufsätze und Dichtungen. Nun durfte auch Herder, so oft er wollte, in dem Buchladen die neueste Literatur studiren, und er eignete sich hier jene Kenntnisse an, die uns bald in Erstaunen setzen werden. Zu gleicher Zeit machte er die Bekanntschaft der bedeutendsten Männer der Stadt, welche in diesem Hause aus und ein gingen, unter denen besonders Georg Hamann hervorragt.

Wie innig die Beziehungen zwischen Herder und der Konter'schen Familie wurden, kann man daraus sehen, daß er aufgefordert wurde, am Sarge der Schwester seines Wohlthäters eine Gedächtnißrede zu halten. Es war das erste Mal, daß Herder öffentlich sprach, und er bekundete alsbald ein großes rednerisches Talent.

Wie aber im Leben Kleinigkeiten Anlaß zu wichtigen Entscheidungen geben, das erfuhr Herder in dieser Zeit zum zweiten Male. Er litt seit seinem fünften Jahre an einer Thränenfistel, die ihn nicht blos entstellte, sondern auch den Gebrauch des Auges bedrohte. Durch diesen für einen Arzt interessanten Fehler war er zuerst Schwarzerlohe aufgefallen und nahe gekommen. Später hielt ihn dies Leiden in Straßburg fest und gab ihm Zeit, sich mit Goethe zu verbrüdern. Jetzt wurde die Thränenfistel Veranlassung, daß er in das Haus des alten Chirurgen Hamann kam und mit dessen Sohn in nähere Beziehungen gerieth.

Dieser junge Hamann war einer der merkwürdigsten Menschen des vorigen Jahrhunderts. Er bekleidete eine untergeordnete Stelle bei der Zollverwaltung; aber durch seinen Geist übte er in Wort und Schrift einen äußerst weitgehenden Einfluß auf die hervorragendsten Denker und Dichter seiner Zeit aus. Es steckte in ihm Etwas von einem Propheten, viel von einem Dichter und nicht wenig von einem Philosophen. Wegen seines dunkeln Stiles nannte man ihn den Magus des Nordens. Die Bibel, Shakespeare und die Philosophie — das waren seine Lieblingsgegenstände. Dieser bedeutende und anregende Mensch faßte zu Herder, obwol dieser vierzehn Jahre jünger war, eine

innige Zuneigung. Im Umgang mit dem neuen Freunde erwachten in dem Geiste des Jünglings die schlummernden Gedanken, die später sein Leben beherrschten. Er wurde begeistert für die einfach rührende Natursprache der Völker, ihre älteste Geschichte und Dichtung und ihre Religionen. Die alttestamentliche Poesie und die Poesie überhaupt zeigte sich ihm in einem neuen Lichte und eine Reihe von Plänen und Entwürfen, welche sich über die Gebiete der Religionswissenschaft, der Kunst und der Geschichte erstreckten, erstanden in dem freudig bewegten Geiste des Königsberger Studenten.

Hamann verdankte es Herder auch, daß er im Jahre 1763 eine Stelle als Aufseher und Lehrer an dem Collegium Fridericianum erhielt, die ihn der Sorgen überhob und ihm Gelegenheit gab, das Lernen mit dem Lehrer, die eigene Entwickelung mit der Erziehung Anderer zu verbinden. Seine Leistungen als Lehrer waren so außerordentlich, daß er sogar in den oberen Gymnasialklassen mit dem glänzendsten Erfolge verwendet werden konnte und die allgemeine Liebe und Achtung gewann. Nun wurde er auch in den geselligen Verkehr der ersten Familien gezogen und fing an, seine Schüchternheit abzulegen. Er lernte Sicherheit im Auftreten, Ungezwungenheit und Selbstvertrauen. Sein Geist und der Adel seiner Gesinnungen machten ihn zum Liebling der Gesellschaft. Damals sprach Kant die weissagenden Worte: „Wenn dieses brausende Genie wird abgegohren haben, so wird er mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann werden."

Im Herbste 1764 wurde Herder als Lehrer an die Domschule zu Riga berufen. Die alte Hansastadt hatte noch immer ein reges geistiges und industrielles Leben. Der Sinn für das Große, die bürgerliche Selbständigkeit und Freiheit berührten den jungen Gelehrten auf das Angenehmste. Als Lehrer geschätzt, im geselligen Verkehr gesucht, erwarb er sich bald auch als Prediger einen Ruf.

Besonders die Jugend schloß sich ganz eng an ihn an und er erfreute sich eines großen Einflusses über sie. Nicht selten kam es vor, daß Eltern sich an ihn mit der Bitte wendeten, auf ihre erwachsenen Söhne in seelsorgerischem Sinne einzuwirken. Nicht lange und Herder war eine geistige Macht in Riga geworden, die man um keinen Preis missen mochte, so daß, als er im Jahre 1767 einen Ruf als Schuldirektor nach Petersburg erhielt, für ihn auf seinen Wunsch eine eigene Predigerstelle geschaffen wurde. So verband er nun das Amt eines Jugendlehrers und eines Pastors, in beiden geistvoll, glänzend, hinreißend und begeisternd. Seine Seele war erfüllt von dem Gedanken, zu einer Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens beizutragen, die Religion in einem neuen Gewande wieder liebenswerth zu machen und auf die Jugend im Sinne einer allgemeinen und freien Bildung einzuwirken. Er entfaltete eine umfassende Thätigkeit und fand dabei doch noch Zeit, der Freundschaft zu pflegen. Besonders war es das angesehene Haus Behrens, in dem er oft und gern verweilte und dem er hernach nicht wenig zu verdanken hatte. —

Da erschienen im Jahre 1766 „Fragmente zur deutschen Literatur“, eine Schrift, welche im Sinne Lessing's und Winckelmann's, die unverkennbar dem ungenannten Verfasser als Vorbild vorschwebten, durch ihren kecken, niederwerfenden Ton, den schlechten Geschmack der angesehensten Schriftsteller und Dichter trübte und die Aufgabe bezeichnete, welche Deutschland habe, sich durch die Literatur zum ersten Volke der Erde zu erheben. Mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit und großen Begeisterung wurde in derselben die klassische Schönheit des Alterthums an das Licht gestellt, dem deutschen Richter Natürlichkeit und ungekünstelte Einfalt empfohlen und besonders Homer als das Ideal aller Sänger gepriesen. Das Aufsehen und das Aergerniß, das dieses Werk weit und breit erregte, war kein geringes. Man forschte nach dem Verfasser. Und die Vertrauten beglückwünschten Herder — denn er war der Verfasser — als einen der bedeutendsten Köpfe Deutschlands, während die schonungslos verwundeten Poetaster Rache schnaubten. Bald darauf ließ er, wiederum ohne seinen Namen, die „britischen Wälder“ folgen. Hier sind die Spitzen und Schneiden noch viel schärfer. Selbst mit Lessing, den er so hoch verehrt, wagt er sich auseinanderzusetzen und seinen „Laokoon“ zu korrigiren. Und so hoch schätzte dieser Herder von nun an, daß er sagte, er sei doch der Einzige, „um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Kram ganz zu Tage zu kommen“ und bei Allem, was er schreibe, sei sein erster Gedanke: „Was wird Herder dazu sagen?“ Weniger dankbar zeigten sich die von Herder schwer getroffenen Schreiber zweiten und dritten Ranges. Die Klotz-Riedel und alle die Anhänger der alten Schule eines Gottsched oder Wolf, denen sehr übel mitgespielt worden war, schäumten vor Wuth und schlugen einen solchen Lärm, daß eine Lessingsnatur dazu gehörte, um den Humor zu behaupten; dem weicheren und reizbareren Herder aber wurde es doch bald zu viel. Was er eigentlich wollte, hatten die Wenigsten verstanden. Es war das, was Klopstock erstrebte, was Goethe wahr gemacht hat, woran wir uns jetzt erfreuen. Es war der Protest gegen die erzwungenen Nachahmungen, die Ueberzeugung von der Naturwüchsigkeit der Sprache und der Poesie, die Absage an alle Unnatur und das Lob der edlen, freien, markigen Volksthümlichkeit. Und so sehr Herder Klopstock schätzte und liebte, darin konnte er ihm doch nicht zustimmen, daß er eine fremde Mythologie gewaltsam in die Dichtung hereintragen wollte. Denn auch diese muß aus dem Volksgeist selbst geboren sein. „Poesie ist die Muttersprache der Menschheit.“

War Herder durch diese epochemachenden Schriften, mit denen er seine Freunde wahrhaft überrascht hatte, zum berühmten Manne geworden, fühlte er jetzt den Ehrgeiz, der Welt Etwas sein zu wollen und eine neue Bahn zu brechen, so blieben doch auch die Unannehmlichkeiten nicht aus. Die bitteren Angriffe der Gegner auf seine Person kamen den Theologen, seinen Kollegen, gerade Recht, um ihn, der als Freigeist verschrieen war, wegen seiner Ungezwungenheit als Prediger und als Mensch, im Amt und im Umgang zu tadeln.

Diese Zwischenfälle machten es ihm wünschenswerth, Riga für einige Zeit zu verlassen. Mehr noch als das wirkte bei ihm das Bedürfniß, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Denn er fürchtete Nichts so sehr, als die ablehnende Macht der Gewohnheit und jene geistige Beschränktheit, welche der charakteristische Zug seiner Zeitgenossen, besonders unter den Theologen, war.

Und so geschah es, daß er, rasch entschlossen, im Frühjahre 1769 seine Aemter niederlegte und den es tief bedauernden Freunden anzeigte, er wolle zunächst für ein Jahr auf Reisen gehen. Freund Behrens streckte ihm dazu die Mittel vor und begleitete ihn am 3. Januar auf das Schiff, das ihn nach Frankreich bringen sollte. —

Als sich nun Herder, befreit von allen Fesseln, auf offener See, des Himmels Gestirne über sich, das Brausen der Wellen unter sich und die endlose Weite vor Augen bei den Gesängen der Matrosen wiederfand, da jauchzte in ihm Alles auf und das Vorgefühl reiner Menschheit bemächtigte sich seiner Seele; es war ihm, als ob er ein zweiter Odysseus sei und zugleich der Homer, der die Wunder der Natur und die geheimnißvollen Tiefen des Volksgeistes belauschen und besingen solle. Sein Tagebuch über diese Reise ist ebenso lehrreich als fesselnd. Denn es enthüllte sich hier das innerste Leben eines überreichen Gemüthes und wie auf der Platte des Photographen spiegelt sich das Bild seiner Zukunft.

Die Reise ging nach Frankreich; nachdem er sich in Nantes der Sprache bemächtigt, besuchte er Paris und Versailles und machte die Bekanntschaft der berühmten Männer der Zeit. Von Frankreich wollte er nach Italien; unbestimmt und unbegrenzt lag das Ziel der Wanderung in weiter Ferne.

Allein seine Wanderschaft sollte bald ihr Ende erreichen. Während man in Riga bereits in Hoffnung auf seine baldige Rückkehr die Kirchstühle miethete, während er selbst an nichts weniger als ein Amt dachte, erhielt er unvermuthet den verlockenden Ruf, als Instruktor und Kabinetsprediger eines holsteinischen Prinzen mit auf Reisen zu gehen und sich im Falle der Annahme in Eutin einzufinden. Da er sich nicht blos die Reise, sondern auch eine künftige Professur in Kiel gesichert sah, so zögerte er nicht, einzuwilligen, und begab sich alsbald über Holland nach Hamburg und, nachdem er hier vierzehn frohe Tage mit Lessing zugebracht hatte, traf er in Eutin ein.

Die feine und angenehme Persönlichkeit Herder's, der sich jetzt wie ein französischer Abbé kleidete, gefiel und seine Predigten entzückten. „So Etwas", erzählte er, „hatte man bis auf die Manschetten noch nicht gehört und gesehen." Freilich flüsterte man sich bei Hofe zu, Herder sei doch eigentlich kein rechter gläubiger Christ und erlaube sich in Bezug auf das Christenthum allzuviel Freiheiten.

Indessen wurde im Sommer 1770 die Reise angetreten. In Darmstadt, wo man länger verweilte, empfing Herder, welcher mit Schall und Beifall hier gepredigt hatte, die Aufforderung vom Grafen Wilhelm von Bückeburg, in seine

Dienste zu treten. Auch lernte er hier im Hause des Hofrath Merck ein junges Mädchen kennen, die für seine Predigten und mit ihm zusammen für Klopstock schwärmte. Er blieb mit ihr fortan im Briefwechsel und kam ihr bald so nahe, daß er sich mit ihr verlobte. Es war Caroline Flachsland, seine nachmalige Gattin. Uebrigens gab es in seiner Stellung so viel Unerquickliches und in Etikette wie in der Erziehung des Prinzen so Vieles, was ihm nicht erträglich schien, daß er sich bereits in Straßburg herzlich ermüdet und gelangweilt fühlte und sein Verhältniß zum Eutiner Hofe löste.



Begegnung zwischen Herder, dem jungen Goethe und Caroline Flachsland.

Während er mit Bückeburg in Unterhandlung trat, beschloß er sich von einem berühmten Augenarzte operiren zu lassen, und wenn es möglich sei, auch die Straßburger Bibliothek zu benutzen.

Bei diesem, durch das Mißlingen der Operation, noch unfreiwillig verlängerten Aufenthalt in Straßburg war es, wo er Goethe's Bekanntschaft

machte und mit ihm jenen Freundschaftsbund schloß, über den sich unsere Literatur nicht zu beklagen hat.

Goethe selbst erzählt die erste Begegnung also: „Ich war in den Gasthof zum Geist gegangen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben hinaufzusteigen im Begriff war und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr aber noch ein langer, schwarzer seidener Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß es der berühmte Ankömmling sei." Goethe stellte sich nun vor, und man findet Gefallen aneinander, ja Beide fühlten sich bald immer mehr zu einander hingezogen. „Er hatte", fährt Goethe fort, „etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte." Während Goethe Herder treue Freundschaft leistete und erheiterte, als die Augenkur ihn zur Unthätigkeit verdammte, theilte Herder dem jüngeren Dichter seine Schrift „über den Ursprung der Sprache" mit, welche hernach in Berlin mit dem ersten Preise gekrönt wurde; auch seine Entwürfe zu einer Plastik und vor Allem seine Auffassung der Poesie wurden vielfach erörtert. Herder gewann Goethe, der seither entschieden dem französischen Geschmack gehuldigt hatte, für Homer, Shakespeare und das Volkslied und gab so seinem Geiste eine neue fruchtbare Richtung.

Erst im Mai 1771 siedelte Herder nach Bückeburg in seine ehrenvolle und vielversprechende Stellung über. Leider fand er Vieles anders, als er erwartet hatte. Der Graf Wilhelm, eine groß angelegte Feldherrnnatur, die in den engen Schranken seines Fürstenthums verkümmerte und verknöcherte, war das gerade Gegentheil von dem gefühlvollen Hofprediger. Ihn verdroß es schon, daß Herder nicht sofort am Abend seiner Ankunft nach seinem Befehle erschien. In amtlicher Beziehung fand der ehrliche, brave Herder oft Veranlassung, den Kabinetsbefehlen seines Herrn entgegenzutreten. Der kleinstädtische Klatsch trug auch das Seine dazu bei, ihm das Leben zu erschweren.

Doch bildete sich nach und nach, besonders seit Herder erst verheirathet war und die kränkliche, schwärmerische Gräfin Marie zu ihm Vertrauen faßte und sich eng an ihn anschloß, ein besseres, ja zuletzt sogar ein herzliches Verhältniß heraus. Auch seine Predigten fanden Anerkennung, und als er, mit einem glücklichen Griff die alte Predigtform bei Seite werfend, über das Leben Jesu in seiner geistvollen und erwärmenden Weise zu reden begann, so strömte ihm Alles zu, selbst die Bauern der Umgegend kamen mit der Bibel unter

dem Arm, um seinen zu Herzen gehenden Auslegungen und Anwendungen des Textes folgen zu können.

Es war ein großes, reiches Tagewerk, das er in Bückeburg begann, und man muß staunen, wie es möglich geworden ist, eine solche Fülle geistiger Arbeit zu bewältigen. Er beschreibt es selbst in folgenden Versen:

„So komm', o komme, meines Lebens Stab,
Gefährte, der von früh auf mit mir schritt,
Komm, süße Müh', und leite auf und ab
Den Lebenshügel eines Wandrers Tritt,
Der oft ermattet. Ziel- und Hüttelos
Irr' ich in Wüsten; sei, o Arbeit, du
Mir Führerin, daß in der Ruhe Schooß
Ich nicht unwürdig meines Lebens ruh'."

Zunächst war es doch immer das Volkslied, diese echte, ursprüngliche Poesie, nach welcher er die Bücher und Urkunden der verschiedensten Völker durchsuchte und welches er zuerst in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" einführte. In den „Stimmen der Völker" hat er später diese halbverschollenen Lieder gesammelt und übersetzt. Wir sehen da die Völker der Vorzeit und der Gegenwart, von Grönland bis Indien, die Zeiten Homer's und Luther's mit ihren einfachen, lebensfrischen, eigenartigen Gesängen an uns vorüberziehen, und wie es Herder in der Preisschrift „über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern" nachgewiesen hat, so lernten es hier die großen Dichter der Nation, daß sie volksthümlich singen und dichten und aus dem Geiste ihres Volkes heraus Kraft und Leben ziehen mußten, wenn sie einen vollen und echten Klang anstimmen wollten. Ihm selbst freilich war diese echte Dichternatur nicht gegeben; seine Lieder leiden alle an einer gewissen Kälte und an allzuviel Ueberlegung; aber desto größer ist sein Verdienst als Kritiker, Sammler, Uebersetzer; von desto größeren Folgen sind seine Anregungen nicht blos für Goethe, sondern auch für Bürger und alle Folgenden geworden.

Ueberhaupt war Herder der nüchternen, nervenlosen Aufklärung, welche die Nation beherrschte und von Berlin aus an der Verflachung des Geschmacks in Poesie und Religion unermüdlich arbeitete, herzlich satt. Auch in ihm stürmte und drängte es nach der volleren Wahrheit, und in der Tiefe seines Gemüthes gährte und brauste es, wie feuriger Wein.

„Seht! Gen Himmel erstreckt sich gar der Stachel des Igels —
Salbt, ihr Weisen, anjetzt selbst mit Ambrosia sie" —

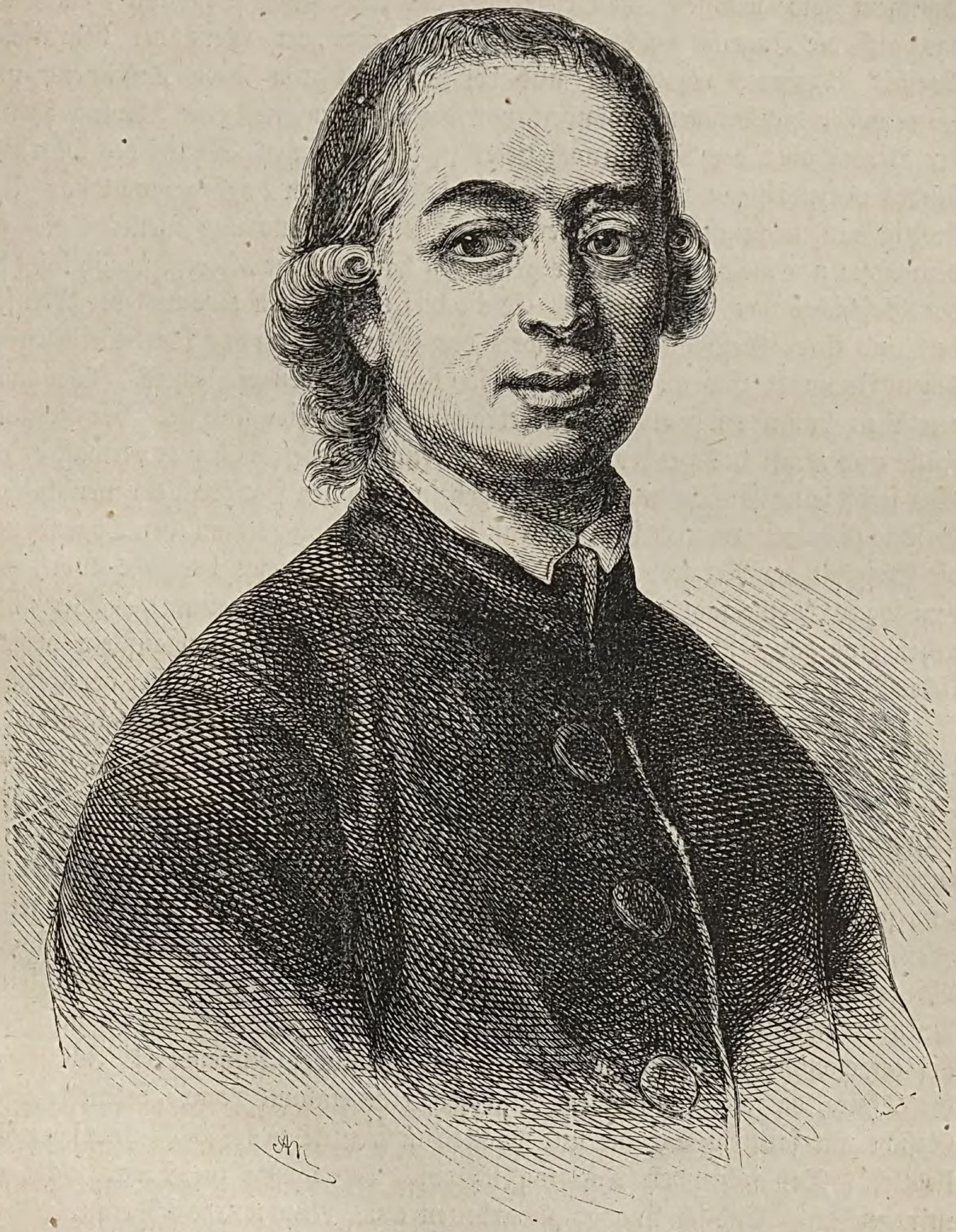
so rief er aus, wenn er auf das langweilige, spießbürgerliche Treiben Derer hinblickte, welche vor lauter Aufklärung im Dunkel ihres beschränkten Verstandes umhertappten. So griff er hinein in die Fülle seines Wissens und warf mit kühner Hand den Zeitgenossen eine Handvoll Wahrheit in das Angesicht. Zunächst wendete er sich an seine Berufsgenossen, die Prediger, in „zwölf Provinzialblättern", dann an die gelehrten Theologen mit seiner Schrift

über die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts", denen bald eine ganze Reihe Arbeiten über die Bibel und deren Auslegung folgte, durch welche er eine vollständige Umwälzung in der Religionswissenschaft vorbereitete. „Die Bibel ist ein menschliches Buch, man muß sie menschlich lesen" und „alle Religion beruht auf Offenbarung, ist Enthüllung des leisen Ganges der Gottheit im Herzen des Menschen" — mit diesen beiden Sätzen sagte er sich los sowol von den Altgläubigen als von den Aufklärern und zeigte eine neue Bahn in die Geschichte der Vorzeit und in die Poesie der Religion. Zu gleicher Zeit nimmt er den Kampf mit der Philosophie und Geschichtsbetrachtung seiner Zeitgenossen auf. „Auch eine Philosophie der Geschichte" — diese Schrift ist voller großer Ahnungen und umfassender Blicke in die Entwickelung der Menschheit, eine Rechtfertigung der göttlichen Vernunft und ihrer Offenbarung in der Zeiten Wechsel. Immer und überall handelt es sich für Herder darum, das Vorurtheil zu zerstreuen und zu zeigen, was eine wahrhaft geschichtliche Betrachtung der Dinge sein soll. Immer und überall will er dem sich so weise dünkenden Jahrhundert zeigen, wie weit es von der Wahrheit entfernt geblieben ist. Immer und überall zog er dadurch, daß er in scharfen und trotzigen Gegensatz zu den herrschenden Ansichten trat, den Zorn der entgegengesetzten Parteien auf sich.

Nachdem es Herder nicht gelungen war, einen Lehrstuhl an der Universität Göttingen zu erlangen, erhielt er durch Goethe einen Ruf als Oberpfarrer und Generalsuperintendent nach Weimar. Am 2. Oktober 1776 traf er mit seiner Familie in der neuen Heimat ein und fand durch den alten Freund eine sehr zuvorkommende Aufnahme von Seiten des Hofes. Nur die Theologen waren ihm nicht günstig gesinnt. Sie hatten das Gerücht verbreitet: „Herder könne nicht predigen" — um so gewaltiger und durchschlagender war der Erfolg bei seinem ersten Auftreten. Aller Herzen waren hingerissen und selbst Leute, welche mit Vorurtheil in seine Kirche gingen, mußten doch gestehn, hier sei wirklich ein Redner Gottes. Nicht so leicht gelang es Herder, andere Hindernisse und Schwierigkeiten zu beseitigen, welche ihm da entgegentraten, wo er die Verhältnisse in Kirche und Schule verbessern wollte. Dies und die Menge von lästigen mechanischen Arbeiten, welche sein Amt als Konsistorialrath mit sich führte, verstimmte ihn oft recht ernstlich. Und wenn nun gar noch häusliche Sorgen hinzukamen und bei der wachsenden Kinderschar die Einnahmen sich als unzulänglich erwiesen, dann durfte man sich nicht wundern, daß sich mit der Zeit ein Schleier des Mißmuthes über seine Seele legte. In späteren Jahren trat dazu ein körperliches Leiden, für welches kein Arzt und keine Badekur volle Heilung bringen konnte.

Aber auch an Freuden fehlte es nicht. Zunächst sammelten sich eine Reihe der hervorragendsten Köpfe um den geist- und gemüthvollen Herder, wie Wieland, Knebel, Einsiedel, Jean Paul. Ein täglicher Gast des Hauses war Goethe. Es knüpfte sich ein herzlicher Verkehr.

Mit ihm wurde Spinoza studirt, die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Geschichte wurden besprochen und in gegenseitiger Mittheilung des Erlebten und Erarbeiteten geben und nehmen sie neue Anregung. Diese Freundschaft hat lange Jahre ungetrübt bestanden, und erst als Schiller



Johann Gottfried Herder.

nach Weimar kam, neigte sich Goethe mehr zu diesem hin. Wie übrigens jene Stadt damals eine Anziehungskraft auf die genialen und gefeierten Männer des Jahrhunderts ausübte, so konnte es nicht fehlen, daß auch Herder mit all' den literarischen Gästen in Berührung kam. Der ausgebreitete Brief=

wechsel, der uns erhalten ist, beweist, mit welcher Hochachtung und Liebe die Dichter und Forscher auf ihn blickten.

Kaum war Herder in seinen neuen Wirkungskreis eingetreten, so entsendete er alsbald wieder eine Reihe höchst bedeutender Schriften; auf theologischem Felde wuchsen „die Briefe über das theologische Studium", ein Buch, das auf die Jugend mächtig gewirkt hat, und „der Geist der hebräischen Poesie." Letzteres wurde für uns der Schlüssel zum Alten Testamente und seiner hohen dichterischen Schönheit, von der die Wenigsten eine Ahnung hatten, für Herder aber der Anlaß, noch tiefer in die poetischen Schätze des Morgenlandes vorzudringen, von denen er köstliche Früchte zu Tage gebracht hat. Unstreitig das wichtigste Werk dieser Epoche seines Lebens und vielleicht das bedeutendste und bleibendste, das er geschaffen hat, sind die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit." Es ist dieses Buch ein Kosmos der Menschheit und ihrer Geschichte, ein Beweis des Glaubens an das Walten einer göttlichen Vernunft und an den Fortschritt des Menschengeschlechtes. Wer nach den Wurzeln unserer heutigen Weltbetrachtung sucht, hier sind sie! Wer die ganze Fülle und Kraft des Herder'schen Geistes kennen lernen will, hier vermag er es! Wer selbst seine Einsicht in den großen, geheimnißvollen Haushalt der menschlichen Geschichte erweitern und sein Vertrauen auf das Wachsthum der Tugend und die Ewigkeit der Religion bestärken möchte, der lese dieses herrliche Werk, von dem sogar Goethe sagte, es sei ein klares und schönes Evangelium! — Wir übergehen eine ganze Reihe philosophischer Arbeiten Herder's, um auf ein persönliches Verhältniß zu kommen, das ihm eben so viel Freude als Ehre bereitet hat.

Eines Tages erschien in Herder's Hause ein junger Schweizer, Namens Johann Georg Müller, um den berühmten Gelehrten kennen zu lernen, durch dessen Schriften ihm erst die Welt des Geistes aufgegangen war. Er war Student der Theologie in Göttingen und hatte den Weg von da zu Fuß zurückgelegt. Herder nahm ihn auf das Freundlichste auf, behielt ihn bei sich und schenkte ihm als Antwort auf alle seine Fragen den ersten Band seiner oben erschienenen „theologischen Briefe." Auch lud er Müller ein, den nächsten Winter in seinem Hause zuzubringen. Das geschah denn auch. Von seiner Ankunft erzählt uns der junge Schweizer: „Ich lief sofort, als ich im Gasthof angekommen war, zu Herder; ein unvergeßlicher Augenblick! Ich öffnete die Thüre, da saß er an einem Tischchen, eine einsame Lampe beleuchtete sein Gesicht mit sanftem Scheine und machte sein freundliches Lächeln unbeschreiblich lieblich. Den folgenden Tag zog ich ein. Ich wußte zuerst gar nicht, wie mir geschah. Endlich fing ich zu arbeiten an. Nun wurde ich traurig, denn ich sah, wie wenig ich wußte. Ich schämte mich. Wenn er mir aber wieder Muth zusprach, so raffte ich mich wieder auf. Ich sah, daß man mich liebte, und war wie ein Kind im Hause." Dieser Jüngling, der Herder schwärmerisch verehrte, wurde später Professor in Basel, und die Freundschaft, die mit ihm bestand, ist ein rührendes Denkmal von der Herzensgüte und Treue Herder's.

Herder liebte die Jugend überhaupt und jeden aufstrebenden Jüngling unterstützte er gern. Für sie schrieb er am liebsten. Als Ephorus des Weimarischen Gymnasiums fand er Gelegenheit, in diesem Sinne zu wirken. Und wir wissen, wie er es that. Seine „Schulreden" sind noch heute beherzigenswerth. — Darum blieb es auch immer sein Herzenswunsch, eine akademische Professur zu erlangen. Als ihm endlich im Jahre 1788 eine solche von Göttingen aus angeboten wurde, lehnte er sie auf Bitten des Herzogs ab. Er hat es oft bitter bereut. In dieses Jahr fällt seine italienische Reise, die Verwirklichung eines brennenden Wunsches seiner Jugend. In Gesellschaft der Herzogin Amalie, der Herder überaus theuer war, besuchte er Rom und Neapel und kehrte erst nach Jahresfrist in die Heimat zurück. Körperliche Leiden, die Sorge um Weib und Kind und kleine Verdrießlichkeiten ließen ihn doch nicht zu dem reinen und tiefen Genuß des herrlichen Landes kommen, den er in früheren Jahren gehabt haben würde.

Aber mit frischer schöpferischer Kraft begann er nun von Neuem auf allen seinen Arbeitsgebieten. In seinen „christlichen Schriften" entwickelte er seine reinen und freien Ansichten von dem christlichen Glauben und der Kirche und dem Erlöser. „Christenthum ist Humanität, und Christus nannte sich darum am liebsten den Menschensohn" — das ist das große, einfache Thema, dem auch seine seit 1793 erschienenen „Briefe zur Beförderung der Humanität" gewidmet sind. In seinen philosophischen Schriften eröffnete er einen heftigen Kampf gegen die neuere Philosophie, wobei er selbst seinen alten Lehrer Kant nicht schonte und besonders dessen Nachfolger und Schüler gegen sich in den Harnisch brachte. In seiner „Adrastea", einer Zeitschrift, kehrte er wieder auf sein ursprüngliches Feld zurück und behandelte die Literatur seines Jahrhunderts und ästhetische Gegenstände. Er legte damit den Grund zu unserer heutigen Literatur- und Kulturgeschichte. Noch im letzten Jahre seines Lebens bearbeitete er die Romanzen vom Cid nach dem Spanischen und schuf damit ein Lieblingswerk der deutschen Nation. Diese Art der Umarbeitung gegebener Stoffe war überhaupt, was die Dichtung betrifft, Herder's Stärke. Man lese nur die schönen Legenden aus christlicher Vorzeit oder die historischen Gedichte, in denen er seine drei Lieblingshelden feiert. Auch die christlichen Hymnen und Lieder, in die er sein frommes Gefühl ergoß, verdienen unsere Beachtung, wie er denn überhaupt das christliche Volkslied, den Kirchengesang, in seiner Reinheit wiederherzustellen gelehrt hat.

Es ist ein überaus inhaltreiches und vielseitiges Wirken und Schaffen von Herder ausgegangen. Und obwol sein Einfluß, wie die Waldesquelle, verborgen dahin rauscht, so ist er doch in alle Kanäle des Denkens, Wissens und Glaubens unserer Nation übergegangen und durchzieht und befruchtet den Boden, auf dem wir stehen. Er war kein Dichter und wollte keiner sein in dem Sinne eines Klopstock oder Schiller; sein Gesang sollte ihm nur das Herz erleichtern und die trüben Stunden versüßen. Er war kein Philosoph und wollte keiner

sein im Sinne Derer, die fern vom Leben und mit Verachtung der Geschichte spekuliren. Er war kein Geschichtsforscher, wie die, welche die Archive nach alten Quellen durchsuchen und umfassende Bücher liefern. Aber er war dies Alles zusammen und noch mehr als das, er war ein edler, hochherziger, sittlich tadelloser Mensch und Christ, ein begeisterter Verkündiger des lautern Evangeliums der erlösten Menschheit, ein Bahnbrecher für die neue Zeit, ein Priester am Altare des ganzen Menschengeschlechtes, ein Seher, der mit freiem großen Blick den Geist der Vorzeit und Zukunft durchschaut und verkündet hat.

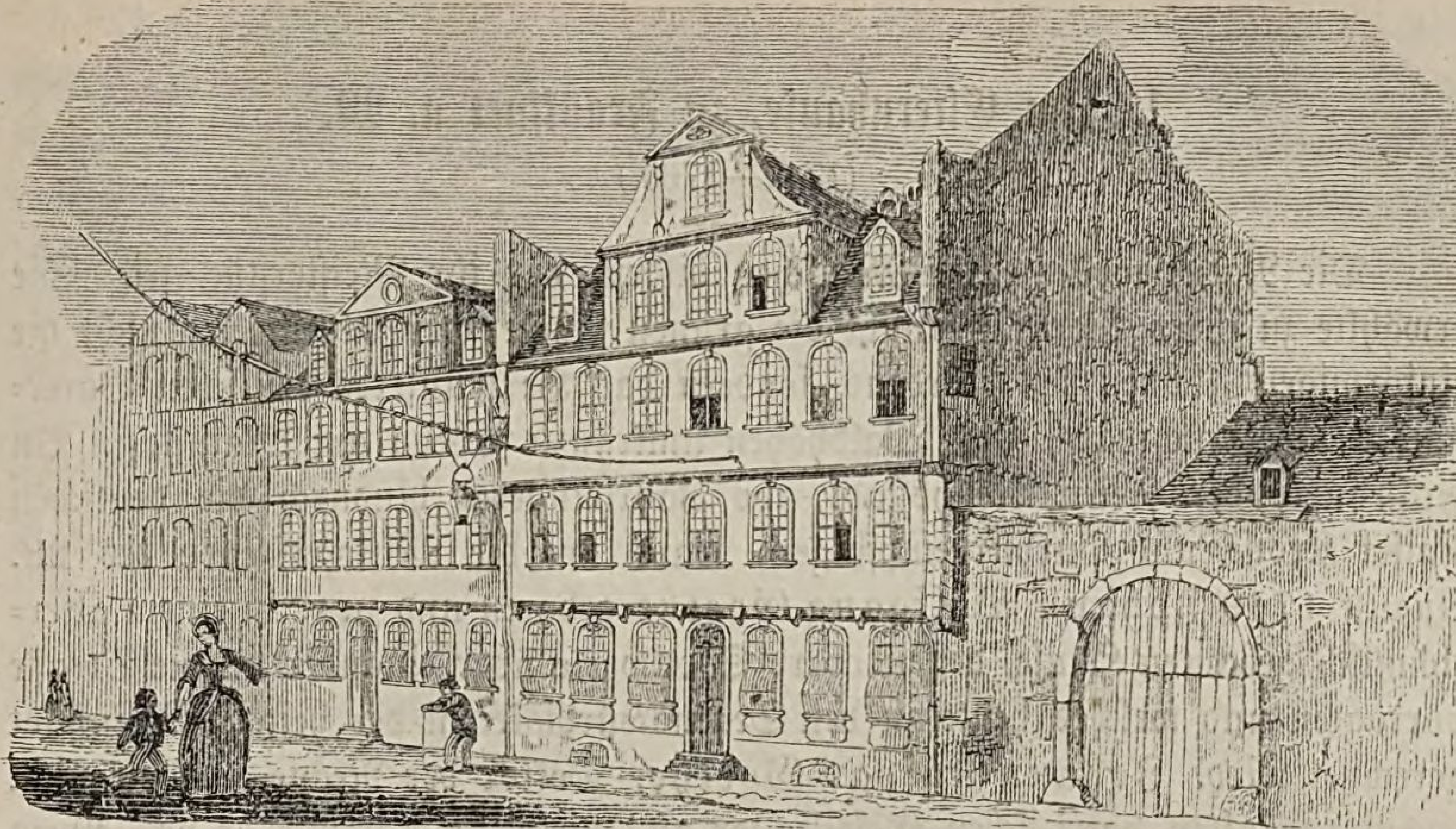
Neben den gefeierten Helden des Volkes liegt sein edles, reines Leben und Streben im Schatten. Seine Rede war nicht an die große Menge, sondern an die hochstrebenden Geister gerichtet. Aber sein großes Herz umfaßte alle Interessen der Menschheit und alle Angelegenheiten seines Volkes. „Er war, wie Jean Paul gesagt hat, nicht ein einfacher Stern, sondern eine Vereinigung von vielen Sternen.“

Es ist zu beklagen, daß dieses Universalgenie durch die Verhältnisse und Umstände vielfach gehemmt worden ist. Sein Leben blieb bis zuletzt ein Ringen mit Widerwärtigkeiten, ein oft recht schmerzlicher Kampf. Nur in seiner Familie genoß er an der Seite seiner trefflichen Gattin und im Kreise seiner Kinder und Freunde ein volles und reines Glück. Nur sein fröhliches und starkes Gottvertrauen, das ihn keinen Augenblick verließ, gab ihm jene Ruhe und Standhaftigkeit, jene Freiheit des Geistes, welche Goethe von ihm schon in Straßburg rühmte.

Noch kurz vor seinem Ende war er erfüllt von Plänen und Entwürfen zu neuen Arbeiten, da warf ihn die tödliche Krankheit auf das Schmerzenslager. In den ersten Wochen sagte er oft: „Ach, wenn mir nur eine neue große geistige Idee käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal gesund.“ Oft schlang er den Arm um seinen Sohn, der selbst Arzt war, und seufzte: „Mein Freund, mein liebster Freund, rette mich doch, wenn es möglich ist!“

Aber das jahrelange Leiden war zu weit vorgeschritten. Am 18. Dezember 1803 entschlief er sanft zu einem besseren Leben. Am Abend des 21. Dezember wurde seine sterbliche Hülle unter dem Geläute aller Glocken feierlich in der Kirche beigesetzt, vor welcher jetzt sein Standbild steht. Das letzte Wort, das er schrieb, war der Vers Gerstenberg's:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Haupt umher — erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt.“



Goethe's Geburtshaus zu Frankfurt am Main, zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Johann Wolfgang Goethe.

Der Großmeister der deutschen Dichtkunst.

Geboren in Frankfurt am Main am 28. August 1749, gestorben in Weimar am 22. März 1832.

Kennst du das Land, wo einst zum Harfenklang,
Was schön und wahr, der hohe Sänger sang,
Der mit des Liedes wunderbarem Wort
Das Menschenherz beseligt fort und fort?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Wird noch in später Zeit der Pilger zieh'n.

Dieselbe Zeit, welche durch eine glänzende Reihe preiswürdiger Thaten der Vaterlandsliebe bezeichnet wird, jene denkwürdige Epoche gewaltiger Erschütterungen mit ihrem Gefolge von Revolutionen, Kriegslärm und Eroberungszügen, — sie ward auch durch die weitreichende Wirksamkeit und die unsterblichen Schöpfungen der edelsten Heroen deutschen Geistes verherrlicht, — durch jene friedlichen Eroberungen auf den Gebieten der Geisteskultur, mittels welcher auf viele Menschenalter hinaus das Fortschrittsleben der Nationen bestimmt und gesichert wird.

Eine hervorragende Stelle bleibt unbestritten dem vorigen Jahrhundert in der Geschichte unserer Literatur, vorzüglich wegen der raschen Fortentwickelung und Veredlung unserer Muttersprache, für alle Zeiten vorbehalten. In ihm lebten und wirkten ein Lessing, Bürger, Wieland, Herder und Klopstock; es gab unseren großen Dichterfürsten Goethe und Schiller das Dasein.

Ihnen, den unsterblichen Sängern, die unsere Jugend unter allen Dichtern am höchsten verehrt, sind die nachfolgenden Blätter gewidmet.

1. Im Elternhause, zu Frankfurt a. M.

(1749—1765.)

Die Natur wollte einen Menschen bilden, der ihr Meisterstück sei. Sie erwählte zu ihrer Werkstätte nicht die grünen Thäler der Alpenwelt, nicht die einförmigen Flächen des Nordens, sondern das Herz unseres deutschen Vaterlandes, die fruchtbare, von Waldhöhen umkränzte Ebene am Mainfluß. In Frankfurt, der freien Reichsstadt, wo Jahrhunderte hindurch die deutschen Kaiser Krone und Purpur empfingen, ward um die Mittagsstunde des 28. August 1749 Johann Wolfgang Goethe geboren und zwar in einem alterthümlich gebauten Hause, dessen obere Stockwerke über einander in die Straße vorragten und welches heute zu den Sehenswürdigkeiten der heitern Mainstadt gerechnet wird. Johann Kaspar Goethe, Doktor der Rechte, gehörte nicht einem der alten patrizischen Geschlechter an, vielmehr stammte er von einem Gastwirth des „Weidenhofes" her, dessen Stammbaum wieder auf einen ehrsamen Schneidermeister zurückführte. Herr Johann Kaspar, der Vater des künftigen Dichterfürsten, besaß indeß ein bedeutendes Vermögen, war wohlunterrichtet und konnte seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft mancherlei Opfer bringen. Eine kleine Gemäldegalerie, eine Sammlung von Büsten und ein Naturalienkabinet bildeten Liebhabereien des stattlichen Mannes. Vermögen, Bildung und noch mehr der Titel eines „kaiserlichen Raths", den er schon frühe erlangt hatte, berechtigten ihn, an den geselligen Vergnügungen der vornehmen Welt Theil zu nehmen; allein sein wenig umgängliches, wortkarges Wesen hielten ihn davon ab. Daher blieb er lange Zeit unvermählt, bis endlich, da er sich schon dem vierzigsten Lebensjahre näherte, die junge, heitere Tochter des Raths und Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor seine Neigung gewann. Sie schenkte ihm mehrere Kinder, von denen aber nur unser Johann Wolfgang und dessen nachgeborene Schwester Cornelia am Leben blieben. Ihnen war die freundliche Mutter mit ganzer Zärtlichkeit zugethan. Sie erzählte ihren Kindern muntere Geschichten und liebliche Märchen, welche frühzeitig die jugendliche Phantasie in das Zauberland der Wunder hinübertrugen. Solche Erzählungen umgaukelten die Kinder in ihren Träumen, sie mischten sich neckisch in ihre Spiele unten auf der Hausflur und schwebten lebendig über die Fluren und blauen Berge, die man aus einem Dachzimmer des Hauses übersehen konnte. Gleichsam Fleisch und Blut erhielten diese nebelhaften Bilder, als die liebe Großmutter ihren Enkeln ein Puppenspiel zum Weihnachtsgeschenk gab: denn die kleinen Personen redeten mit verschiedenen Stimmen, und es geschahen ganz zauberische Dinge vor den Augen der Zuschauer; das Wunder ward zur Wirklichkeit. Später versuchten die Kinder sich selbst in der dramatischen Kunst, eine Uebung, die für unsern Wolfgang nicht verloren war.

Größeren Einfluß auf die Erziehung hatte der Vater. Er bekleidete kein Amt; die Bildung seiner Kinder betrachtete er als seine Lebensaufgabe. Seine eigenen Bestrebungen waren auf vielseitige Ausbildung gerichtet gewesen; er vermochte dies Ziel jedoch nur sehr unvollkommen zu erreichen. Was ihm nun nicht gelungen, das hoffte er mit seinen Kindern zu erreichen. Daher übernahm er den Unterricht selbst und fing schon mit dem vierjährigen Knaben an, aber nicht, wie es für das Kind sich eignet, in freundlichem Spiele, sondern mit dem Ernste des Lehrers. Er wollte das ganze Gebiet des Wissens und sogar der ausübenden Kunst mit den Kindern durchwandern und selbst im Lehren mit ihnen lernen, wo seine Kenntnisse nicht ausreichten. Er zog deshalb möglichst viele Gegenstände in den Bereich des Unterrichts und setzte beharrlich und gleichzeitig die Uebungen in den verschiedenen Fächern fort. Eine solche Ueberladung hätte bei gewöhnlichen Kindern Zerstreutheit und Ekel vor dem Lernen erregt; allein Wolfgang war eine Knabe, dessen glänzende Talente schon im zarten Alter sich kund thaten; er faßte, er behielt Alles und machte es sich zum Eigenthum. Vielleicht entsprang gerade aus dieser Methode des redlich besorgten Vaters das Streben seines Sohnes, dem menschlichen Geiste nach allen Richtungen seines Forschens und Schaffens nachzugehen, um alle Strahlen der edelsten Kultur in sich aufzunehmen und als Fürst im Reiche des Geistes bei seinen eigenen Schöpfungen darüber zu gebieten. Manche Seiten des Unterrichts pflegte indessen der sonst so strenge Vater mit einem gewissen Humor zu behandeln. So mußte der Knabe z. B. den Stoff zu lateinischen Exerzitien aus dem Leben, aus den Vorfallenheiten des Tages entnehmen. In einem dieser Aufsätze bittet der Sohn den Vater, mit in den Keller gehen zu dürfen, um das Auffüllen des Weines zu sehen. Der Vater nimmt ihn mit; es entspinnt sich ein Gespräch über die Weine, und zuletzt giebt der Vater dem Sohn ein Stück Holz zum Andenken an das Gespräch, versichernd, es sei aus dem Mastbaum des Schiffes, mit welchem Columbus Amerika entdeckt habe. Trotz aller väterlichen Fürsorge konnte der Herr Rath bei Unterrichtung seiner Kinder einer störenden Uebelstand nicht fernhalten. Die Lektionen wurden nicht selten durch Besuche oder Geschäfte unterbrochen, Versäumnisse, die von Seiten des Lehrers und Schülers nur durch verdoppelte Anstrengung nachgeholt werden konnten.

Eine längere Unterbrechung des Unterrichts veranlaßte der Umbau des elterlichen Hauses. Der Knabe wurde zwar während dieser Zeit in eine öffentliche Schule geschickt; allein er konnte sich mit der damals üblichen trockenen Lehrart nicht befreunden, und da er, als ein Kind reicher Eltern, ziemlich anspruchsvoll auftrat, so wiesen seine derben Kameraden die jugendlichen Anmaßungen des Rathssohns mit Püffen zurück, was diesem den Schulbesuch verleidete. Dagegen bot sich ihm Gelegenheit, während der Messe das bewegte Leben des Verkehrs kennen zu lernen; besonders lebhafte Freude empfanden Bruder und Schwester an den Leistungen der Bänkelsänger. Wolfgang kaufte

in ihren Buden allerlei Volksbücher, wie die schöne Melusine, Faust's Höllenfahrt u. s. w., die er mit der Schwester zu Hause begierig las; sobald indessen der väterliche Unterricht wieder begann, kamen fremde Sprachen an die Reihe: Französisch, Latein und bald auch Griechisch sollten fast gleichzeitig in dem kleinen Kopfe Raum finden. Dennoch behielt der Knabe noch Zeit übrig, des Vaters Bibliothek zu durchstöbern. Er vertiefte sich in die Lektüre, welche sie bot. Virgil's Aeneide, Telemach, Robinson, Anson's Reisen, den Tasso u. s. w. las er begierig in den vorhandenen Uebersetzungen. Er weite bittere Thränen über die Stelle, wo der genannte Dichter den Kampf Tancred's mit der kriegerischen Chlorinde beschreibt.

Alle diese geistigen Uebungen und Unterhaltungen wurden durch den Siebenjährigen Krieg unterbrochen. Rath Goethe, ein leidenschaftlicher Verehrer des großen Preußenkönigs, verabscheute und haßte die Franzosen, die als kaiserliche Hülfstruppen in das Reich einrückten und auch Frankfurt besetzten. Der Königslieutenant Graf Thorane, ein übrigens fein gebildeter und wohlgesinnter Mann von altem Adel, nahm zu seinem großen Aerger in seinem Hause Quartier. Er zog sich jetzt völlig in seine Gemächer zurück und überließ es seiner freundlichen Frau, die unwillkommenen Gäste bei guter Laune zu erhalten. Der Graf besah sich die reichhaltige Gemäldesammlung des alten Goethe und hörte bei dieser Gelegenheit von tüchtigen Malern in Frankfurt und der Nachbarschaft sprechen. Er wünschte sein Schloß in der Provence mit einer ähnlichen Galerie zu schmücken und ließ daher die Meister, besonders Meister Seekatz von Darmstadt, zu sich bescheiden. Nunmehr wurde ein Atelier eingerichtet und zur Ausführung der besprochenen Werke geschritten. Der kleine Wolfgang empfand große Freude darüber; er ging ab und zu, betrachtete die allmählig entstehenden Kunstwerke, und in ihm regte sich, was man Urtheilsvermögen nennt. Noch viel größeres Vergnügen bereitete ihm das Theater, welches die Franzosen einrichteten. Er lernte durch den täglichen Umgang die fremde Sprache verstehen und folgte mit Interesse der auf der Bühne vorgeführten Handlung. Infolge seines eifrigen Theaterbesuches machte er die Bekanntschaft eines Knaben, der zu der Schauspielertruppe gehörte. Derones, so hieß der junge Franzose, half dem mangelnden Verständniß des jungen Frankfurters nach, er unterhielt sich mit demselben über die Regeln der französischen dramatischen Kunst, über Racine und andere große Dichter der Periode der Blüte der französischen Literatur, die Wolfgang nun mit Eifer studirte. Die kleinen Leute fochten zuweilen, wenn das Wort nicht ausreichte, mit dem Degen einen zufällig entstandenen Streit aus und versöhnten sich dann hierauf eben so leicht und bereitwillig, wie es ritterlichen Theaterhelden geziemt. Schwerer, als die Degenstöße im Zweikampf, ertrug Wolfgang die scharfe Kritik seines Freundes, dem er ein selbstverfertigtes Lustspiel vorlegte. Er schrieb seitdem nicht wieder französisch.

Der alte Rath Goethe fand wenig Behagen an dem Verkehr seines

Sohnes, doch ließ er die Sachen gehen, wie es eben kam, als er die sprachlichen Fortschritte seines Sohnes wahrnahm, welche durch fortgesetzte lebendige Uebung gefördert wurden. Hingegen wurden ihm die fremden Gäste in seinem Hause täglich mehr zuwider und er freute sich daher von ganzem Herzen, als 1759 die Franzosen von dem Herzog von Braunschweig überall verjagt wurden. Die Truppen des Oberfeldherrn der Alliirten rückten bald darauf auch gegen Frankfurt vor. Mit äußerster Spannung erwartete man den Ausgang des Treffens bei Bergen. Es fiel bekanntlich ungünstig für die Verbündeten aus, was den Herrn Rath nicht wenig verstimmte. In seiner üblen Laune begegnete er dem zurückkehrenden Grafen Thorane und erwiederte auf dessen freundliche Anrede: „Ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt!" — „Das sollt Ihr büßen!" rief der Graf erbittert, als er sich eilends entfernte. Er beschloß, an dem Widersacher ein warnendes Exempel zu statuiren. Ehe er jedoch Befehle ertheilte, erfuhr die besorgte Hausfrau den Vorfall, und es gelang ihr mit Hülfe eines dolmetschenden Gevatters, den „Königslieutenant" durch Bitten und Vorstellungen nachsichtig zu stimmen. Diese Begegnung bildete den geschichtlichen Hintergrund des beliebten Schauspiels von Karl Gutzkow, „Der Königslieutenant."

Einige Zeit nach diesem gefährlichen Zusammentreffen brachte es Rath Goethe dahin, daß sein Haus von der unliebsamen Einquartierung befreit wurde. Er nahm nun den Unterricht seiner Kinder wieder auf; der Sohn mußte neben den andern Lehrgegenständen zugleich die englische Sprache betreiben, die Tochter erhielt Unterweisung im Italienischen. Da bei dem letzteren Unterricht auch Wolfgang zugegen war, so machte er schon durch Zuhören nicht geringe Fortschritte in dieser Sprache. Ferner ward Zeichnen und Klavierspiel betrieben, wobei der Vater durch sein beharrliches Beispiel den Kindern voranging. Der Erfolg war nicht bedeutend; doch bildete der Knabe durch Anschauung guter Zeichnungen sein Urtheil über Kunstgegenstände. Nur geringe Fortschritte machte er im Fechten und Reiten, das zur körperlichen Ausbildung in den Unterrichtsplan aufgenommen wurde. Die Lehrer waren schlecht gewählt; sie langweilten den Schüler, indem sie pedantisch an hergebrachten Regeln festhielten. Erst in späterer Zeit wurde Goethe durch fortgesetzte Uebung ein kühner Reiter. Damals zog er es vor, des Vaters Bestellungen an Handwerker auszurichten, in deren Werkstätten er sie selbst und ihre Beschäftigungen kennen lernte, oder wenn er heimlich Klopstock's „Messias" lesen konnte. Die Lektüre dieses zu jener Zeit erschienenen Werkes machte auf den empfänglichen Geist des jungen Bücherliebhabers den lebhaftesten Eindruck. Er las einst seiner Schwester Cornelia leise daraus vor, während der Vater rasirt wurde; als er an die Stelle kam: „O wie bin ich zermalmt", erhob er die Stimme zu einem fürchterlichen Pathos, daß der Barbier die Seifenschüssel fallen ließ und sich erschrocken nach dem Gegenstande umsah, der einen solchen Ausruf des Entsetzens veranlaßte.

Große Freude bereitete Wolfgang dem Vater durch schriftliche Arbeiten, in denen er Erlerntes und Erlebtes in ansprechenden Formen zu verschmelzen wußte. Er überreichte ihm einst zum Geburtstaggeschenk einen in verschiedenen Sprachen abgefaßten Briefwechsel von sieben Geschwistern, ein anderes Mal ein Epos „Joseph" und mehrere geistliche Oden, wozu ihn eine fromme Freundin des Hauses, Fräulein von Klettenberg, veranlaßt hatte. Diese Dame, voll Glauben und Entsagung, gab sich alle Mühe, das artige Weltkind zu ihrer religiösen Anschauungsweise heranzuziehen. Wenn ihr nun dies auch nicht gelang, so blieb ihr Zureden doch nicht ohne Einfluß, und es lenkte sich die Aufmerksamkeit des Knaben auf das Alte und Neue Testament. Aber nicht diese Freundin der Frau Rath allein hatte den bildsamen Wolfgang lieb gewonnen, sondern Jedermann zeigte sich ihm gewogen, selbst Diejenigen, die ihn nicht näher kannten. Die hellen, strahlenden Augen verriethen die Fülle von Gedanken, welche hinter der breiten, etwas zurückgebogenen Stirne lagerten; auf seinen Wangen blühte die Frische der Gesundheit; die Anmuth der Gesichtszüge, der untadelhafte, schlanke und doch kräftige Wuchs vollendeten die Schönheit, womit ihn die Natur ausgestattet hatte. Wenn er nun im Sonntagsstaate, gepudert, frisirt, mit Lockenflügeln an beiden Schläfen, im grünen Berkanfrack, goldbrokatner Weste und kurzen Beinkleidern, über die Straße schritt, konnte er für einen vollkommenen Adonis im Rococo-Kostüm gelten.



Der kaiserliche Rath Johann Kaspar Goethe.

Nach der Konfirmation wurde der früh heranreifende Jüngling in die Studien der Rechtsgelehrsamkeit eingeführt. Er lernte auf Betrieb des Vaters Männer kennen, die geeignet schienen, seinen Eifer dafür anzuregen. „Ein tüchtiges Rechtsstudium ist ein nothwendiges Handwerk, um sich das Lumpenpack von Menschen vom Leibe zu halten", so predigte ihm der mit Gott und der Welt zerfallene Hofrath Huisgen. „Du mußt Dich in der Vergangenheit um-

sehen, aus welcher die Gegenwart sich entwickelt hat", lehrte der vielseitig gebildete Olenschläger und lenkte seinen Blick auf die vaterländische Geschichte hin. Wie nun Goethe die verworrenen Zeiten des Mittelalters überschaute, trat ihm an deren Ausgang die kräftige Gestalt des Götz von Berlichingen entgegen. Diese hielt er fest und suchte sie als den Mittelpunkt eines dichterischen Gemäldes aufzurichten. Doch blieb es nicht bei solchem Ergehen ins Bereich poetischer Träumereien; er gerieth auch bei seinem Herumstreifen in Gesellschaft mit jungen Leuten, die seine Talente zu allerlei Betrügereien ausbeuteten. Er schrieb nach ihrer Angabe, ohne die Absicht zu ahnen, wie zum Scherz poetische und prosaische Briefe und selbst geschäftliche Aufsätze und überließ ihnen dieselben arglos zur beliebigen Benutzung. Die Streifzüge ihres Lieblings bei Tag und bei Nacht verheimlichte die liebevolle Mutter vor dem strengen Vater. Sie wurden aber noch häufiger unternommen, als Wolfgang in der lockern Gesellschaft ein Mädchen kennen lernte, das seine harmlose Unschuld von der Leichtfertigkeit jener Zeit unberührt erhalten hatte. Ihr heiteres, natürliches Wesen, verbunden mit äußerem Liebreiz, fesselten sein leicht entzündliches Herz. Er bewahrte ihr Andenken bis in sein Alter und hat ihr in „Faust's Gretchen" ein bleibendes Denkmal gesetzt. Mit ihr besuchte er städtische und ländliche Lustbarkeiten, an ihrer Seite besah er namentlich die Feierlichkeiten bei der Krönung Kaiser Joseph's II., 1764. Das lustige Thun und Treiben nahm indessen gar bald schon einen betrübenden Ausgang. Die Betrügereien der jungen Leute wurden entdeckt; sie selbst entgingen einer schweren Strafe nur aus Rücksichten auf Goethe, den Sohn eines angesehenen Hauses, der in ihre Händel verflochten war; doch wurden sie aus der Stadt verwiesen. Wolfgang gerieth in Verzweiflung, als er erfuhr, wie man ihn gemißbraucht hatte. Er wälzte sich auf der Erde, so daß man ernstlich um seine Gesundheit besorgt war und ihn mög-


Die Frau Räthin, Goethe's Mutter.

lichst schonend behandelte. Von den Verstörungen, welche diese erste Enttäuschung in seinem Innern angerichtet hatte, erholte er sich nur langsam. Schwester Cornelia war seine einzige Vertraute; sie mit dem liebenden Sinn und dem klaren, entschiedenen Geist verstand es, ihn zu ermunterter Thätigkeit sowie zur Lebenslust zurückzuführen. Ein junger Engländer und später ein Landsmann von unverwüstlichem Humor, Adam Horn, gesellte sich zu den Geschwistern. Da gab es Lustpartien, Schlittenfahrten, da wurden Lieder gedichtet und gesungen, und unser Wolfgang, dem die Verse leicht und lieblich entströmten, hoffte sein Haupt einst mit dem Lorber eines Gellert oder Hagedorn zu schmücken. Deswegen sehnte er sich nach der Universität, wo er, von der Zwangsjacke der väterlichen Leitung frei, die goldene Jurisprudenz bei Seite schieben wollte und hoffen durfte, sich der Literatur und besonders der Poesie gänzlich in die Arme werfen zu können.

---

2. Auf den Hochschulen zu Leipzig und Straßburg.

(1765—1771.)

Im Herbst 1765 befand sich Goethe auf dem Wege nach Leipzig. Die Reise ging damals viel langsamer von Statten als jetzt, wo der Elementargeist des Dampfes dem Menschen dienstbar ist. Man blieb mehrmals in den aufgeweichten Wegen längs des Thüringer Waldes stecken, so daß Kutscher und Passagiere Hand anlegen mußten, um das Fahrzeug wieder flott zu machen. Erst am achten Tage erreichte man die Musenstadt. Wolfgang suchte daselbst den Hofrath Böhme auf, dem er empfohlen war, und legte ihm mit jugendlicher Naivetät seine Pläne und Hoffnungen vor. Dieser zerstörte jedoch mit rauher Hand seine lustigen Kartenhäuser und verwies ihn auf den realen Boden der Jurisprudenz. Weicher, liebevoller behandelte ihn die Frau des Professors. Sie zeigte ihm, wie ungenügend, wie hohl und blütenarm damals die deutsche Literatur war. Auch seine eigenen Produktionen, die er schüchtern vorbrachte, beurtheilte sie mit eingehendem Verständniß. Seufzend mußte er den unwiderlegbaren Gründen nachgeben. Er that es so vollständig, daß er über seine Poesien ein förmliches Ketzergericht hielt und sie den Flammen überlieferte. Er hörte nun nach Böhme's Anordnung Logik, Metaphysik und einzelne Theile der Rechtsgelehrsamkeit; aber sie erschienen ihm wie ausgetrocknete Mumien. Oft genug ging er an den Hörsälen vorbei in eine Bude, wo frische Krapfen köstlicher dufteten als die Scharteken, die er studiren sollte. Er versuchte nun sein Heil bei dem edlen Gellert sowie bei dem gelehrten Ernesti; aber er fand auch da wenig Befriedigung. Selbst in geselligen Kreisen behagte es ihm nicht recht. Sein Wesen mochte den feinen, eleganten Leipzigern zu naturwüchsig, zu ungestüm, nicht modern genug vorkommen. Denn obgleich

er seine ganz Garderobe veränderte, L'hombre spielen lernte, sich gefällige und angenehme Formen anzueignen suchte, galt er doch für ein eigenartig-ausländisches Gewächs. Er suchte daher im Frühjahr oft die Einsamkeit; da sang er, vom Drucke der städtischen Atmosphäre sich befreiend:

„Es ist mein einziges Vergnügen,
Am Bache bei den Büschen liegen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
An meine Lieben denken kann.

Im zweiten Semester ging es schon besser. Der fröhliche Horn langte an; der württembergische Sekretär und nachmalige Syndikus, Georg Schlosser, der spätere Gemahl von Goethe's Schwester, gesellte sich zu ihm. Letzterer war ebenso bekannt mit der Literatur wie mit den Leipziger Merkwürdigkeiten. Er führte ihn unter Andern bei dem gespreizten Gottsched ein, dessen steife Pedanterie der junge Studio gleich beim ersten Besuche des damals noch immer bewunderten Gelehrten kennen lernen sollte. Als die jungen Leute in die Stube des Decemvirs der Universität betraten, richtete derselbe seine herkulische Gestalt in ihrer ganzen Länge auf, empfing von dem Diener mit der einen Hand die Perrücke, um sie auf sein kolossales Haupt zu stülpen, mit der andern verabreichte er dem Säumigen eine fest sitzende, gewaltige Ohrfeige und begrüßte dann mit spanischer Grandezza den werthen Besuch.

Schlosser speiste im Schönkopf'schen Hause mit mehreren geistvollen jungen Leuten, Studenten und Literaten. Er zog Goethe herüber, der sich in dem heitern Kreise bald heimisch fühlte. Jugend, Geist, Witz, kecker Humor vereinigten sich hier, die Unterhaltung zu beleben. Man führte bekannte Persönlichkeiten dramatisch vor, deren Schwächen auf scherzhaft-burleske Art dargestellt wurden, oder man geiselte in satirischen Ergüssen die stubengelehrten Poeten, besonders den eingebildeten Professor Clodius, oder Goethe rezitirte eine Schilderung von Leipzig, „dem Geburtsort schädlicher Insekten, der Mörderhöhle ihrer Bosheit."

Ungeachtet dieser Zerstreuungen studirte Goethe in seiner Weise fort. Mit seinen juristischen Studien sah es jedoch sonderbar genug aus, so daß zuletzt auch nur von einigem Ernst hinsichtlich des Kollegienbesuches kaum noch die Rede sein konnte. Es erging ihm damals just ebenso wie dem Studenten in seinem „Faust", dem Alles, was er gelernt, wie ein Mühlrad im Kopf herumkollerte. Ohne rechten Willen, in Rücksicht auf die Wissenschaft, welche er studiren sollte, etwas Tüchtiges einzuheimsen, wandte er sich mit um so größerem Eifer der Richtung zu, von welcher er sein ganzes Leben nicht wieder abwich: Alles, was ihn ernstlich beschäftigte, quälte oder zerstreute, in ein Gedicht umzuwandeln, theils um die Unruhe seines Innern zu verscheuchen, theils weil ein innerer Trieb ihn zu solchen dichterischen Ergehungen geradezu zwang. Dabei besuchte er eifrig das Theater sowie die schon damals berühmten Leipziger Konzerte und Oratorien; er zeichnete, unternahm auf Oeser's Anrathen einen

Ausflug nach Dresden, um die berühmte Gemäldegalerie zu besichtigen, und beschäftigte sich ernstlich mit dem Studium der Schriften von Winckelmann und Klopstock, besonders des „Laokoon" von Lessing, der gerade damals im Druck erschien. Eine rechte Freude machte es ihm, als Bernhard, der Sohn des thätigen und verdienten Buchhändlers Breitkopf, eine Sammlung von seinen Liedern in Musik setzte. „Da sind sie nun, — da habt ihr sie, — die Lieder, ohne Kunst und Müh' — am Rand des Bach's gesungen", mit diesen Versen begann er das Vorwort, womit er die Herausgabe der Sammlung einleitete. Uebrigens wirkten allzu häufige leidenschaftliche Aufregungen sowie die überaus unregelmäßige Lebensweise nicht günstig auf die Gesundheit des jungen Frankfurters. Bald ungeregelte, bald anhaltende, oft bis in die späte Nacht fortgesetzte Studien, neben dichterischen Ergüssen, wechselten mit heiteren Ausflügen und Vergnügungen, sowie mit aufreibenden Gelagen, die nicht selten erst am frühen Morgen endigten und wobei starke Dosen kräftigen Weines sowie Kaffee's die von Haus aus gute Konstitution des jungen Studenten ernstlich gefährdeten. Dazu bemächtigte sich seiner immer mehr eine lebensmüde, düstere Gemüthsstimmung. Ein Blutsturz überkam ihn und setzte dem ungeordneten und wüsten Leben ein Ende. Sein Leben schwebte in Gefahr und er kränkelte noch, als er am 28. August 1768 von Leipzig schied.

Wie ein Schiffbrüchiger betrat er das Vaterhaus; gescheitert waren seine hochgespannten Hoffnungen, gebrochen seine Gesundheit. Kaum erkannte man den frischen, lebensfrohen Jüngling, der vor drei Jahren in die Ferne gezogen war, in ihm wieder. Der Vater, dessen mürrische Launen das Alter bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte, empfing ihn mit Vorwürfen, die Mutter mit Thränen. Nur die fühlende, liebende Schwester stand ihm tröstend zur Seite, und die edle Klettenberg, stark durch ihren frommen Glauben, führte ihn mit gewinnender Liebe zu Dem, der irregeführten, verlorenen Kindern eine stete Zuflucht darbietet, wenn sie aus den Stürmen des Lebens gebrochen zurückkehren. Goethe war damals empfänglich für solche Tröstung; er kränkelte den ganzen Winter und fühlte sich unbehaglich unter der Aufsicht des grollenden Vaters, der ohnehin nicht leicht einen anderen Willen neben sich duldete. Zwar genas Wolfgang im Frühjahr vollständig, auch stellte sich sein Frohsinn wieder ein. Da jedoch alle Studien streng vorgeschrieben, die Tagesstunden sämmtlich geregelt waren, so fühlte doch Wolfgang die Last der Ketten, die ihn an das Triebrad eines einförmigen Lebens fesselten, indem er sich selbst zur gedankenlosen Maschine herabgewürdigt hielt. Endlich, im Frühjahr 1770, schlug die Stunde der Befreiung; es war beschlossen, daß er zur Vollendung seiner unterbrochenen Studien eine andere Universität, damals Straßburg, beziehen sollte. Dorthin reiste er im April ab.

In seiner neuen Residenz beschäftigte er sich ernstlich mit der Rechtswissenschaft; aber sein Wissensdrang bewog ihn, auch Kollegien der Chemie und Anatomie zu besuchen. Es war, als ob ihn eine dunkle Naturgewalt von

einem Feld des Wissens zum andern treibe, damit er Alles überschaue und sich Kenntnisse in den verschiedensten Gebieten aneigne. Mit gleicher Begierde betrachtete er die Raphael'schen Kartons, die bei den Empfangsfeierlichkeiten der jungen Königin Marie Antoinette ausgestellt wurden. In ihm erwachten bei Betrachtung dieser Meisterwerke neue Kunstgedanken und neue Ideen läuterten sein Urtheil. Wunderbar genug: die Vorliebe fürs Französische, welche Goethe aus Leipzig mitgebracht, verlor sich, als er in der damals noch zu Frankreich gehörigen, jetzt erst unserem Vaterlande wiedergewonnenen alten deutschen Reichsstadt viel mit Franzosen verkehrte. Dazu trug nicht wenig eine interessante Bekanntschaft bei, welche er zu jener Zeit machte. Es kam ein Mann nach Straßburg, der durch wissenschaftliche Leistungen in der Gelehrtenwelt zu hoher Bedeutung gelangt ist: Herder, schon damals ein glänzendes Gestirn am Himmel der rasch sich entfaltenden deutschen Literatur. Goethe lernte ihn zufällig kennen, und wenige Worte reichten hin, die genialen Männer einander näher zu bringen. Sie wurden bald befreundet und verbrachten glückliche Stunden im Gespräche über Poesie, Kunst und Wissenschaft. Goethe lernte viel; als er aber mit eigenen Produktionen hervorzutreten wagte, fühlte er sich durch Herder's schonungsloses Urtheil und beißende Bemerkungen abgestoßen. Und doch hätte er so gern dem älteren, schon gereiften Freunde so Vieles sagen mögen; trug er doch zwei großartige Entwürfe, seine theuersten Lieblinge, durch alle Verworrenheiten seines bisherigen Lebens schon damals mit sich herum: den „Götz von Berlichingen" und „Faust". In jenem wollte er den biedern, kräftigen deutschen Mann schildern, der in arger, gesetzloser Zeit sein Recht zu behaupten sucht, in diesem den nach dem Höchsten ringenden Erdensohn, der, gleich ihm selbst, mit nie rastender Begierde nach dem Höchsten strebt und ringt, und den finstern Mächten der Tiefe verfällt. Gern hätte er diese Ideen mit dem geistesverwandten Manne besprochen; aber, wie gesagt, er fühlte sich abgeschreckt und schwieg. Noch weniger vermochte er darüber mit seinen Studiengenossen zu reden, die sich, wie um ihre Sonne, um ihn sammelten. Da war der treue Lerse, den er später in seinen Götz verflocht, der tief grübelnde, gefühlvolle, aber einseitige Jung-Stilling, der kecke Lenz, der sich mit ihm in sprudelndem Humor maß — er schätzte sie Alle, allein ihrem Urtheil und poetischen Takt vertraute er wenig.

Es war an einem sonnenhellen Tage, als er einst zu Pferde stieg und mit einem Freunde nach dem Dörfchen Sesenheim ritt, sechs Stunden von Straßburg. Der Freund war daselbst im Pfarrhause bekannt und durfte es wagen, einen Gefährten mitzubringen. Das Haus des Pfarrers Brion war unansehnlich, wie eine Bauernwohnung, und dabei baufällig; doch die Leute, die es bewohnten, waren ebenso harmlos und bieder, so lieb und gut, daß es Einem wohl bei ihnen wurde. Unter ihnen war Friederike, die zweite Tochter, eine wahre Perle an Liebreiz und Reinheit des Herzens. Während der Pfarrherr, seine ehrsame Hausfrau und ihre älteste Tochter den Besuch begrüßten, kam

auch Friederike herein. Die Freude der Jugend, die Harmlosigkeit der Unschuld strahlte aus ihren blauen Augen, wie sie schlank und leichten Schrittes, im anliegenden weißen Mieder, den Strohhut am Arme, hereintrat. Goethe konnte den Blick nicht von ihr wenden; er hatte einen recht frohen Tag. Die Ausflüge nach Sesenheim wurden wiederholt, und wenn er nicht kam, so schrieb er poetische Briefchen, wie folgendes:

„Ich komme bald, ihr goldnen Kinder.
Vergebens sperret uns der Winter
In unsere warme Stube ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben, uns lieben wie die Engelein."

Manchmal brachte er Homer oder Ossian mit und las Stellen daraus vor, die das natürliche Gefühl der nicht ungebildeten Frauen im Pfarrhause ansprachen; manchmal erfreute er den Kreis der Zuhörerinnen mit seinen eigenen Gedichten. So umgab er Friederiken mit dem Zauber seiner Poesie und ward als ihr Bräutigam betrachtet. Aber bald bemächtigte sich seiner der Dämon, der ihn so oft aus ruhigem Besitze verscheuchte und in die Ferne trieb. Er fand sich seltener in dem Hause ein, dessen Frieden gleich dem seinigen gestört war; endlich reiste er nach einem traurigen Abschied im Herbst 1771 nach Frankfurt zurück.

Der Vater empfing ihn dieses Mal freundlich, denn er hatte in Straßburg als Doktor der Rechte promovirt und brachte das Diplom mit. Es ward ihm auch eine ziemliche Unabhängigkeit verstattet, da der alte, grämliche Herr, nachdem er seinen Lieblingswunsch erfüllt sah, sich mit Seidenzucht und anderen Liebhabereien befaßte. Indessen nagte der Gedanke an das gastliche Pfarrhaus und die arme Friederike wie ein Wurm an seinem Herzen. Ein Brief von Sesenheim meldete ihm in schlichter, herzlicher Weise, ohne sein Unrecht zu erwähnen, daß sie gefährlich erkrankt sei. Er war zerknirscht, er wollte zu den fernen guten Menschen eilen; aber er scheute den Widerstand seiner Familie, wenn er ein einfaches Landmächen in das reiche Haus als Schwiegertochter einführe. Er zögerte — er blieb, — suchte Zerstreuung in der Gesellschaft geistesverwandter Menschen. Solche fand er in Homburg und besonders in Darmstadt, wo damals die hochgebildete Landgräfin Karoline als Beschützerin der schönen Literatur an der Seite ihres bezopften militärischen Gemahls waltete. Er war der Rathgeber, der Helfer seiner Freunde, er suchte den eigenen Schmerz zu vergessen, indem er Andern in ihrer Noth Beistand leistete. Oft wanderte er zu Fuße in der späten Herbstzeit auf schlammigen Wegen, unter strömendem Regen von der einen Stadt zur andern, ohne in der dazwischenliegenden Vaterstadt einzukehren. Aber der Genius war mit ihm und hauchte ihm begeisterte Lieder ein. So wendete er sich an „Schwager Kronos", der den Wagen durch's Leben lenkt:



Im Pfarrhaus zu Sesenheim.

'Spute dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Frisch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Stein den Trott
Rasch ins Leben hinein!"

„Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam, Berg hinauf.
Auf denn, nicht träge dann,
Strebend und hoffend hinan!"

„Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein.
Von Gebirg zu Gebirg,
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahnungsvoll."

---

3. Wanderleben.

(1771—1775.)

In dem Kreise der Darmstädter Literaturfreunde ragte besonders ein Mann hervor, der durch scharfen Verstand, richtiges Urtheil und Sinn für poetische Wahrheit großen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Bildung und besonders auf Goethe erlangte. Es war dies Heinrich Merk, damals Kriegszahlmeister, später Kriegsrath in hessischen Diensten. Im Gespräche wie auch in öffentlichen Blättern trat er gegen Alles auf, was schwächlich und mittelmäßig war, und geißelte es mit vernichtendem Hohn. Er verfuhr ohne Schonung auch gegen die Produktionen seiner Freunde, ja selbst gegen die eigenen, sobald sie ihm unwürdig schienen. Goethe mußte manches bittere Wort von ihm hören; dagegen erkannte und ermunterte Merk auch die ungewöhnlichen Anlagen des Dichters und suchte ihn, vor seinem gewöhnlichen Zögern und Zersplittern der Zeit warnend, in der Ausführung seiner Entwürfe zu bestärken. Es waren in Darmstadt außer Beiden viele aufgeweckte Köpfe beisammen, die mit heiterer Laune und in genialer Ausgelassenheit über Wissenschaft und Kunst sich aussprachen, durch Muthwillen wol manchmal verletzten, doch zugleich den Aufschwung der deutschen Literatur zu erkennen und zu würdigen im Stande waren. Die Schriften des tiefsinnigen Hamann, die des anregenden Lessing, des geistreichen Wieland wurden mit Begierde gelesen. Auch Shakespeare's Wunderwelt mit ihrer erschütternden Wahrheit, mit ihren Höhen und Tiefen ging den strebsamen Männern auf. Sie erkannten, daß

die echte Poesie mit dem Morgenroth der Natur und der Wahrheit der Wirklichkeit ihre Gebilde bekleide, nicht daß sie Schminke und Flittern bedürfe, womit die von falschen Regeln eingeengten Produktionen der Franzosen aufgeputzt erscheinen.

Diese anregende Lebensweise brachte unserm Dichter noch einen andern Genuß. Er hatte die begeisterte Ode Klopstock's auf den Eislauf gelesen und versuchte sich nun in dieser noch nicht geübten Kunst. Durch Beharrlichkeit brachte er es hierin zu großer Fertigkeit. Oft fuhr er mit einigen Freunden bis spät in die Nacht auf der glatten Bahn des Herrengartenteiches. Wenn dann das Abendroth vor ihm glänzte, oder die Sterne über ihm und, auf der blanken Eisfläche sich spiegelnd, mit ihm dahineilten, so meinte er Flügel zu haben, die ihn der irdischen Banden enthöben. Bewegung und frische, reine Luft kräftigten seinen Körper und erhöhten das Gefühl der Gesundheit, das auch seinen Gedanken einen höheren Schwung verlieh.

Vater Goethe fand jedoch wenig Gefallen weder an solchen Uebungen des Sohnes, noch an seinem literarischen Treiben. Wolfgang sollte ein tüchtiger Jurist werden, der einmal als erster Rath an irgend einem Kolleg zu Ansehen gelange. Daher bewog er ihn, nach Wetzlar zu gehen, dem Sitze des Reichskammergerichts. Dort war das Leben freilich ein anderes als auf der blinkenden Eisbahn und im Kreise der Darmstädter Freunde. Das Gericht hatte wichtige Händel zwischen Fürsten, Städten und Gemeinden zu entscheiden; aber es ging seinen Schneckengang nach altem Brauch; das morsche Räderwerk der Gerechtigkeit bewegte sich so langsam, daß Richter und Beisassen darüber hinsterben konnten, ehe ein anhängiger Rechtsstreit zur Entscheidung kam. Daran konnte ein lebensfroher Dichter unmöglich Behagen finden. Aber auch in Wetzlar fehlte es nicht an Wein, fröhlicher Gesellschaft und geistigem Leben; die jungen Assessoren hatten eine Tafelrunde gebildet. Sie spielten Ritterromane, legten sich mittelalterliche Namen bei und sprachen in Kraftausdrücken, die sie alten Chroniken entlehnten. Bald war Goethe der Erste in diesem Verein. Nachdem er den Ritterschlag erhalten hatte, wurde er als Götz von Berlichingen eingeführt. Er spielte die Rolle vortrefflich, denn er hatte für seine poetischen Zwecke bereits die Lebensgeschichte des Ritters mit der eisernen Hand so, wie sie nach dessen eigenhändigem Entwurfe vorliegt, gründlich studirt. Er hielt Reden im Geiste des Ritters und seiner Zeit. Auch besuchte er den berühmten Juristen Höpfner in Gießen. Er führte sich als Studiosus oder erfahrener Scholast bei ihm ein und benahm sich ganz de- und wehmüthig. Als aber nach Verabredung Merk und Schlosser zum Mittagstisch anlangten, ließ er seiner Laune freien Spielraum, bis die Freunde dem erstaunten Professor Aufklärung verschafften. Höpfner blieb seitdem ein ihm ergebener Freund.

Dergleichen Zeitvertreib entfernte unsern Dichter nicht von seinem Bestreben, sich nach allen Seiten auszubilden. Homer, Ossian, die altnordischen

Dichtungen beschäftigten ihn lebhaft. Er suchte sich Gewißheit zu verschaffen über das, was schön und wahr ist, was den Kern aller Poesie bildete. Oft lag er an Frühlingstagen im Grase und dachte über die Dichtungen nach, in Gedanken versunken über das Gelesene. In einem solchen Augenblick trat einst der hannöver'sche Gesandschafts-Sekretär Kestner zu ihm, und er nahm, da er Wohlgefallen an der Persönlichkeit des geistvollen jungen Mannes fand, denselben mit in das Haus des Amtmanns Buff, mit dessen Tochter Charlotte er verlobt war. Goethe wiederholte den Besuch, durchstreifte mit beiden Verlobten Feld und Wald, Berg und Thal in der lieblichen Gegend um Wetzlar.



Johann Wolfgang Goethe in seiner Jugendzeit.

Goethe gewöhnte sich so sehr an die beiden liebenswürdigen Menschen, daß er sich gar nicht mehr von ihnen trennen konnte. Wenn er an die bevorstehende Verbindung seines Freundes mit Lotten und an den Abschied von ihnen dachte, so überkam ihn eine Wehmuth, die ihm den Tod als wünschenswerther erscheinen ließ. Im Herbste 1772 erfuhr er, daß einer seiner Kollegen, der junge talentvolle Jerusalem, sich unter ähnlichen Verhältnissen erschossen habe. Diese Nachricht machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck; aber er ergriff darum nicht selbst die tödliche Waffe, sondern in seinem Geiste reifte der Entwurf zu

dem Roman „Werther's Leiden", worin er eigene Erlebnisse mit dem Schicksal des unglücklichen Jünglings zusammenschmolz und sich dadurch von quälenden Gefühlen befreite. „Zische, Nord", sang er auf einsamer Wanderung, „tausendschlangenzungig mir ums Haupt! Beugen sollst du's nicht! — Beugen magst du kind'scher Zweige Haupt, von der Sonne Muttergegenwart geschieden."

Goethe verließ in demselben Herbst 1772 Wetzlar und wanderte, als rüstiger Fußgänger, die Lahn entlang nach Ehrenbreitstein, wo er mit seinem Freunde Merk in dem Hause der gebildeten Familie La Roche zusammentraf. Viele Ausflüge wurden gemacht, dann ging die Reise langsam in einem gemietheten Boote den Rhein hinauf, an Bergen und Burgen, Städten und Weilern vorüber, die den Strom so romantisch überragen und begrenzen. Und alle diese Bilder der herrlichen Natur des gesegneten Rheinlandes zogen wechselnd an der Seele des Dichters vorüber und hinterließen in seiner empfänglichen Phantasie ihre Eindrücke. Diesmal kam er gesund an Körper und Geist nach Frankfurt zurück.

Er befaßte sich nunmehr dem Wunsche des Vaters gemäß mit juristischer Praxis; gleichzeitig beschäftigte ihn die Bearbeitung seines „Götz von Berlichingen" und er vollendete das Drama voll Treuherzigkeit, deutscher Einfalt und Kernhaftigkeit, das er schon lange mit sich herumgetragen hatte, während des Winters. Die Schilderung der Zeit, die kräftige deutsche Natur des Helden, die derbe, eigenthümliche und doch niemals unschöne Sprache, die Wahrheit, die allen handelnden Personen Leben und Seele verlieh, erhoben die Dichtung über Alles, was auf diesem Felde dem deutschen Genius bis dahin gelungen war. Doch wollte der Dichter noch daran feilen und umbilden. Aber Merk trat mit seiner Entschiedenheit ins Mittel. „Bei Zeit auf die Zäune, so trocknen die Windeln!" rief er, als er gelesen und geprüft hatte. Aber nun war die sorgenvolle Frage, wo man schnell einen Verleger finden solle, der sein gutes Geld an eine ungewisse Sache wage. Auch da schaffte Merk Rath. Er meinte, man werde ohne Zweifel ein gutes Geschäft machen; daher wolle er die Druckkosten übernehmen, der Dichter solle das Papier anschaffen. Dieser Rath drang durch; der Götz wurde (ohne den Namen des Verfassers) gedruckt und der Lesewelt überliefert. Das Aufsehen, welches das Stück machte, war ungewöhnlich. Das Herz des Volkes war berührt; patriotische Gefühle wurden aufgeregt; der Gedanke: so war, so ist es im zerrissenen Vaterland, aber es wird und muß endlich anders werden — erhob sich überall, wo deutsches Blut in den Adern floß. Von allen Seiten kamen Zuschriften an den Dichter; die hochgebildeten Grafen von Stolberg und andere namhafte Schriftsteller jener Periode begrüßten ihn freundlich, ja kameradschaftlich. Während er sich also Ruf erwarb, nahm ihm ein Nachdrucker den Gewinn weg, den er an seinem Erstlingswerk hätte davontragen können. Der schlaue Bursche brachte den Nachdruck in größter Geschwindigkeit auf den Markt und verkaufte seine Exemplare um einen Spottpreis. Merk ertrug den Verlust mit großer

Seelenruhe; er meinte, die Flut werde sich schon wieder verlaufen und der Gewinn nachkommen; allein Goethe, dem der Vater zu solchem Zwecke kein Geld vorschoß, war durch das Unternehmen in drückende Schulden gerathen. Er ließ sich jedoch durch dergleichen Sorgen nicht abhalten, mehrere kleine humoristische Dichtungen zu schreiben, namentlich „Götter, Helden und Wieland", worin er dem letzteren vielgefeierten Dichter arg mitspielte.

Schon 1774 im Februar folgte dem vielversprechenden Anfange eine andere, fast noch beifälliger aufgenommene, wirkungsreichere Dichtung, der Roman „Werther's Leiden", als Rückerinnerung an Goethes Aufenthalt in Wetzlar. Er ist in Briefen abgefaßt, der Stil einfach und leicht dahinfließend, ohne süßliche Uebertreibung und Ueberspanntheit. Der Leser begleitet den jungen Werther mit Interesse in die anmuthige Gegend, wo das Thal am Morgen dampft, wo die Sonne über dem dunklen Wald zu ruhen scheint, wo er im Frühlingsleben das Wehen des Allliebenden fühlt, der Alles, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält. Man folgt ihm an den ländlichen Brunnen, wo die Mädchen das klare Wasser schöpfen und das Leben der alten Patriarchen sich vor seinem Geiste darstellt. Dann wieder betritt man mit ihm das Haus, wo Lotte im Kreise ihrer jüngern Geschwister mütterlich waltet. Bodenlose Leidenschaft entwickelt sich vor den Augen des Lesers; Werther sucht sich noch einmal herauszureißen, er wählt sich eine geschäftliche Laufbahn. Aber die Unzufriedenheit mit den bürgerlichen Verhältnissen, eine daraus hervorgehende Kränkung führte ihn in sein unthätiges, träumerisches Leben zurück. Da greift er endlich zur mörderischen Waffe, um allen seinen Schmerzen ein Ende zu machen. Man fühlt es, der Dichter hat Erlebnisse geschildert, nicht künstlich erfundene und zusammengestellte Begebenheiten. Er zeigt durch den ganzen Gang der Handlung, daß ein träumerisches, geschäftsloses Hinbrüten auch die begabteste Natur zum Untergange führt. Der krankhafte Zustand, welchen er schildert, war damals ein weitverbreiteter. Daher glaubte die Jugend im Werther eine Bestätigung ihrer Träumereien zu finden und sog daraus Gift statt Genesung, während denkende Männer aus entgegengesetztem Irrthum die Dichtung, als eine Vertheidigung des Selbstmordes, streng tadelten.

Infolge des Erfolges dieses Werkes entstanden eine Menge Nachahmungen, allein sie waren alle mehr oder weniger schwach. Man konnte von ihren Verfassern mit unserem Lieblingsdichter sagen: „Wie er sich räuspert, wie er spuckt, habt ihr ihm glücklich abgeguckt." Wiewol es diesem gleichfalls ohne Namensnennung des Verfassers (1774) erschienenen Roman nicht an Neidern und Anfeindungen fehlte, so zündeten die Erstlingswerke des jungen Dichters doch aller Orten und verkündeten eine herannahende neue Ordnung im Reiche unserer Nationalliteratur. Wie der Mann mit seinen Zielen wächst, so steigert auch der Erfolg den Muth; Goethe fühlte nun erst die ihm inwohnende Kraft, und das offenbarte sich alsbald. In einer Gesellschaft wurden die Denkwürdigkeiten des Herrn von Beaumarchais vorgelesen.

Man sprach davon, ob sie sich nicht zu einem Drama verarbeiten ließen. Goethe versprach ein solches in 14 Tagen zu liefern. Er schloß sich in sein Studirzimmer ein und schrieb seinen „Clavigo" in noch kürzerer Zeit nieder. Obgleich Merk darüber urtheilte: „Solchen Quark können auch Andere schreiben," — so bot dennoch ein Buchhändler dem bereits gesuchten Verfasser ein kostbares Porzellanservice, wenn er ihm noch mehrere Werke der Art in Verlag gebe. Goethe belachte den Vorschlag, nahm sich indessen vor, verschiedene Lieblingsideen zu behandeln, und besprach seine Absicht mit seinem kritischen Freunde in Darmstadt. Dort sah man oft die beiden bedeutungsvollen Männer durch die Straßen oder im herrschaftlichen Bosket mit einander lustwandeln: Merk, ein langer, hagerer Mann mit hervorstehender, spitziger Nase und grauen, stechenden Augen, verrieth auf den ersten Blick den scharfen Beobachter und den herben Kritiker; Goethe mit der breiten Stirn, über welche das gepuderte Haar zurückgestrichen war, eine Gestalt von normaler Schönheit, wandelte im grünen Frack, breiter Pattenweste, schwarzsammtnen, kurzen Beinkleidern neben dem Begleiter her. Er war in körperlicher wie in geistiger Beziehung dessen Gegentheil und doch an ihn, seinen „Mephistopheles", wie er Merk nannte, durch ein geistiges Bündniß gekettet.

Uebrigens genoß der junge Dichter der ausgebreitetsten Bekanntschaft. Man drängte sich zu ihm; das sonst so stille Haus des alten Raths ward der Sammelplatz bedeutender Männer, da Keiner durch Frankfurt reiste, ohne den genialen Poeten aufzusuchen. So hielten sich auch einige Zeit der berühmte Lavater und der seltsame Basedow daselbst auf. Ersterer war bekannt durch seine Physiognomik, durch die Kunst, Charaktere durch das Studium der Physiognomie zu ergründen; Letzterer suchte empfindsame Herzen und freigebige Hände für seinen Plan einer naturgemäßen Erziehung zu gewinnen. Beide Männer, der freundliche, leidsame Lavater und der heftige, oft hart absprechende Basedow zogen unseren Goethe an. Er begleitete sie auf einer Rheinreise und ertrug selbst die Tabakswolken, in die sich der Schulverbesserer einzuhüllen pflegte. Dagegen war dieser ihm oft unerträglich, wenn er mit Lavater und anderen Personen über Religion und Glaubenssätze stritt. Auf der weiteren Fahrt wünschte Basedow, vom Disputiren und Rauchen ganz ausgetrocknet, eines frischen Trunkes halber an einem Wirthshause anzuhalten; Goethe aber, seine heisere Stimme überschreiend, befahl dem Kutscher weiter zu fahren. Als der Schmaucher darüber ganz wild wurde und nicht übel Lust bezeigte, an dem jüngeren Genossen die Kraft seiner Arme zu versuchen, tröstete dieser den Erzürnten mit großer Ruhe: „Vater, Ihr seid mir Dank schuldig", sagte er; „denn Ihr habt glücklicherweise das Bierzeichen nicht gesehen, das aus zwei verschränkten Triangeln zusammengesetzt ist. Ihr aber werdet über ein Triangel schon toll; wären Euch die beiden zu Gesicht gekommen, so hätte man Euch müssen an Ketten legen." — In Koblenz schrieb er, zwischen Lavater und Basedow sitzend:

„Und wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."

Auf der Weiterreise traf man mit dem Philosophen Jacobi zusammen. Da wurde viel über den berühmten Denker Spinoza gesprochen, dessen Schriften beide Männer studirt hatten. In Elberfeld fand er Jung Stilling, den er von Straßburg her kannte. Nur er verstand den stillen, träumerischen Freund und munterte ihn auf, die Resultate seines Denkens und Lebens der Welt vorzulegen. Bei allem Behagen, welches ihm das Reisen und der Wechsel seiner Lebensweise bereitete, konnte Goethe doch den Geist der Unruhe nicht los werden, der ihn von der Gründung eines behaglichen Hausstandes verscheuchte. Als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, bot sich ihm abermals eine günstige und glänzende Gelegenheit dar. Er hörte in einer Gesellschaft Lili, die Tochter eines Bankiers, am Flügel singen und spielen. Sie war schön und geistig gebildet und wandte bald ihre Neigung dem gefeierten Dichter zu. Da auch die Bedenklichkeiten der Familie beseitigt wurden, so schien nichts seinem Glücke im Wege zu stehen. Aber nun gerieth er, wie gewöhnlich, in Zweifel und verscherzte selber das, was er so sehr gewünscht hatte. Das war aber in der That viel, denn der nachmalige Gatte Lili's sagte oft, er danke Gott, daß er ihm einen solchen Engel zugeführt habe.

Nachdem noch unser Dichter in rascher Folge (1775) sein erschütterndes Drama „Stella" geschrieben hatte, unternahm er mit den Grafen von Stolberg eine Reise in die Schweiz. Jubelnd begrüßte er die schneegekrönten Bergriesen, die thauigen Thäler, Seen und schäumenden Wasserfälle, und vornehmlich seinen lieben Freund Lavater. Da ward der Schmerz um verlorenes Gut milder in seiner Brust und leuchtete nur, wie Alpenglühen, aus den Liedern hervor, die er in der frischen, freien Bergwelt entwarf. Zur Ausführung größerer Pläne kam es während der Reise nicht; die Umgebung wirkte zu bewältigend auf den empfänglichen Dichter; aber eine Fülle von Ideen trug er mit sich in die Heimat zurück.

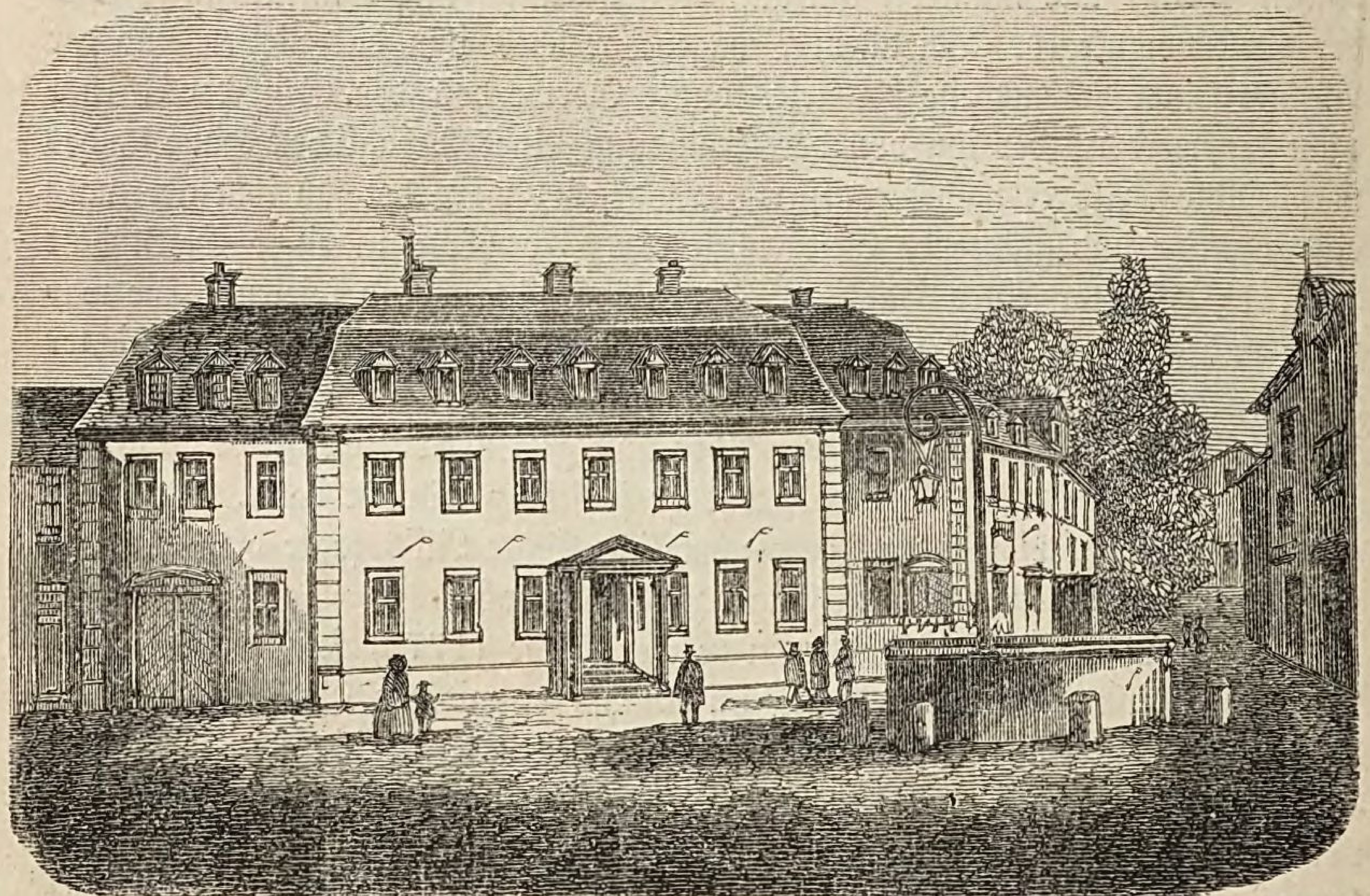
---

4. Die Hochflut des Lebens in Weimar.

(1775—1792.)

Goethe hatte sich kaum in Frankfurt wieder eingerichtet, als er eine Einladung an den Hof zu Weimar erhielt. Schon ein Jahr vorher war er durch den Erzieher des Prinzen Konstantin veranlaßt worden, sich dem Herzoge Karl August und dessen Bruder in Darmstadt vorzustellen. Jetzt wünschte man, daß er sich ganz nach Weimar wende. Sein Vater war dagegen. Er meinte, tüchtige juristische Praxis sei sicherer als Hofgunst. Indessen erschien

der Ruf dem Dichter höchst ehrenvoll und überaus anlockend. Denn unter Leitung der verwitteten, lebensfrohen Herzogin Amalie hatte sich in der kleinen Residenz viel geistiges Leben entwickelt; da lebten schon Wieland, Musäus und andere Dichter und Gelehrte; hier nur allein schätzte man, würdigte man nach Verdienst das Regen des frischen Geistes, welcher die Blütezeit der deutschen Literatur verkündigte, hier sah man in der guten Gesellschaft nur auf geistige Tüchtigkeit. Nach längerem Schwanken nahm unser Dichter die Berufung an. Er erreichte den Ort seiner Bestimmung am 7. November 1775.



Goethe's Haus in Weimar.

Weimar, das noch unbedeutende Städtchen an der Ilm, aber durch die Herzogin Amalie und ihren Sohn Karl August damals der Sammelplatz der edelsten Geister Deutschlands, ist angenehm gelegen. Seitwärts auf einem Hügel erhebt sich das herrliche Schloß und daran stößt der schön angelegte Park mit freundlichen Spaziergängen. Der Dichter suchte sich zunächst mit den Verhältnissen und den bedeutendsten Persönlichkeiten an dem kleinen Fürstenhofe bekannt zu machen. Mit den Dichtern und Gelehrten war er schon vertraut; die anderen hervorragenden Personen lernte er bald würdigen. Da war vor Allen die Herzogin Mutter, erst 36 Jahre alt, voll feuriger Liebe für Poesie, aber auch begierig nach anderen geistigen Genüssen. Manchmal trug sie Dichtungen deklamatorisch vor, oft überraschte sie die Gesellschaft durch Mummenscherz. Der junge Herzog, erst wenige Monate vor Goethe's Ankunft zur Regierung gelangt und mit der sanften, liebenswürdigen Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt, war seiner Mutter sehr ähnlich.



Der Musenhof in Weimar.

Lebensfroh und thatendurstig, suchte der junge Fürst in einem Wirbel von Genüssen die Ungunst des Schicksals, das ihm die Gelegenheit zu Thaten versagt hatte, zu vergessen. Doch trugen die Vergnügungen in Weimar nicht, wie an manchen anderen Fürstenhöfen damaliger Zeit, das Gepräge von Rohheit, sondern sie waren veredelt und erhoben durch die höheren Reize, welche die Poesie über das Leben verbreitet. In diese Kreise trat nun Goethe ein mit seiner vielseitigen Bildung und mit seinem Genie. Kurze Zeit darauf bildete er den Mittelpunkt und die Zierde des weimarischen Musenhofes, an dem mehrere Jahrzehnte lang Sterne erster Größe, ein Wieland, Herder, später Schiller, in seltenster Vereinigung glänzten. Goethe gewann die Freundschaft des Herzogs, die ihm, wenige Trübungen abgerechnet, über fünfzig Jahre erhalten blieb. Schon 1776 wurde er Legationsrath, 1779 wirklicher Geheimerath, drei Jahre darauf ward ihm der Adel verliehen, nicht lange nachher wurde er sogar zum Minister ernannt. Obgleich der vielgesuchte Mann an allen Festlichkeiten des Hofes eifrig Antheil nahm und frischen Humors selbst in die Ausgelassenheit einer lebenslustigen Gesellschaft einstimmte, so lagen ihm doch nicht minder seine amtlichen Geschäfte am Herzen. Oft mahnte er an den Ernst der überkommenen Pflichten, was nicht immer gut aufgenommen wurde; dann trat wol zeitweilig Kälte und Entfremdung ein, die von dem ahnenreichen Adel genährt wurde. Goethe fühlte sich dadurch verstimmt, und dies um so mehr, als er durch Geschäfte und Zerstreuungen an Ausführung poetischer Entwürfe gehindert wurde. In solchen Stunden des Mißmuths nahm er seine Zuflucht zu einer edlen und gefühlvollen Freundin, Charlotte von Stein, die mit poetischem Sinn die reinste Sittlichkeit verband. In ihrem Umgange lernte er kennen, welch kostbarer Schatz eine Frau sei, deren Werth sich nicht sowol auf hohe Stellung begründete, als vielmehr in dem Adel der Gesinnung und durch tiefes Gemüth kundgab. Den Grundzug ihres Charakters spiegelt die Prinzessin Eleonore ab, die im „Tasso" so edel und wahr gezeichnet ist.

Der Zuspruch dieser Freundin erhob ihn über manche peinliche Verhältnisse und verlieh ihm den Muth, im Streben nicht nachzulassen. Sein altes, kühnes Selbstvertrauen erwachte von Neuem, und es spricht sich der Dichter am Schlusse des schönen Gedichtes „Die Seefahrt" deutlich aus:

„Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern."

Ein anderes in dieser Zeit verfaßtes Gedicht, „Die Harzreise", bezieht sich auf das mühselige und verwegene Ersteigen des Brocken in Begleitung eines Försters mitten im Winter. Durch tiefe Schneemassen, auf eisigen Pfaden,

schwindelnden Abhängen entlang, steigt der kühne Dichter zum Gipfel hinan, um der schweigenden, unermeßlichen Einöde ins Angesicht zu schauen und der Welt kund zu geben, wie sie sich in seinem Geist spiegle.

Wenn man sich das Leben Goethe's in jener Zeit und späterhin vergegenwärtigt, so muß man über die Kraft und Fülle seines Genies und über die Elastizität seines Geistes staunen. Er befaßte sich mit Staatsgeschäften, widmete der Universität Jena ausdauernde Fürsorge, ja er verschmähte es nicht, den Details seines Amtes volle Aufmerksamkeit zuzuwenden; dabei war er gleichsam die Seele bei den Lustbarkeiten des Hofes, richtete ein Liebhabertheater ein, berief dazu Sänger und Sängerinnen, schrieb artige Schäferspiele, die im Park, unter dem Baldachin des Himmels aufgeführt wurden, besuchte zum zweiten Male die Schweiz, und zwar diesmal an der Seite seines jungen Fürsten, und dabei fand er noch Muße zur Ausführung größerer Dichtungen. In solchen Stunden heiliger Weihe entstanden viele seiner herrlichen Volkslieder und Romanzen, namentlich „Erlkönig", gleichsam eine Vision der Geheimnisse des Waldes, und „Der Fischer", worin er den überwältigenden Zauber des Meeres schildert, der den träumenden Sterblichen in seine geheimnißvollen Tiefen herunterzieht; da reiften seine idealen Dramen „Iphigenie" und „Torquato Tasso", die schon 1779 aufgeführt wurden. Ferner rückte „Faust", die genialste und gewaltigste seiner Schöpfungen, merklich weiter. Indessen genügten alle diese Werke dem rastlos vorwärts strebenden Dichter keineswegs. Ihm war das Ideal der antiken Schönheit aufgegangen. In diesem Gewande, gelöst von allem überflüssigen Schmucke, in einfacher Handlung, jedoch emporgetragen durch den Adel der Gesinnung, sollte der seiner Dichtung inwohnende deutsche Geist erscheinen. Er fühlte aber, daß er unter dem Drange der Geschäfte und des Hoflebens zu solchen Ausführungen nicht gelangen werde. In Italien, dem Lande der Kunst, im Anschauen der klassischen Werke des Alterthums, dort hoffte er die nöthige Ruhe und Stimmung zu finden. Er verließ daher Weimar, ohne Etwas von seinem Vorhaben verlauten zu lassen, und reiste nach Süden, 1786. Erst seine italienischen Briefe verriethen den Freunden seinen Aufenthalt.

Am Ufer des Gardasees nahm er sein Drama „Iphigenie" vor; dort gab er ihm die vollendete Form, in der es vor uns liegt, den Wohlklang der Verse, die Weihe edelster Gesinnung, welche die Dichtung wie ein göttlicher Hauch durchdringt und verklärt. Der Dichter führt uns zuerst in den Tempelhain, wo Iphigenie, aus dem Heroengeschlechte der Atriden, als reine Priesterin waltet und vor den Greuelthaten ihres Hauses bewahrt bleibt. Sehnsuchtsvoll blickt sie über das Meer nach dem gottgeliebten Lande der Hellenen. Sie spricht:

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines.
Wie in der Göttin stilles Heiligthum
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühle,

Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
— — — — — — — — — — — — —
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Der König naht, bietet ihr seine Hand an; aber sie will nicht von der Hoffnung des Wiedersehens ihrer Lieben scheiden und enthüllt ihm das jammervolle Geschick ihres Hauses. Durch ihre Weigerung erzürnt, fordert er Wiederherstellung der bisher unterlassenen Menschenopfer. Orestes, ihr Bruder, und sein Gefährte Pylades, an die Küste der Barbaren verschlagen, werden in Ketten hergeführt, um auf dem Altar der Göttin zu bluten. Iphigenie erkennt den Bruder, vernimmt, wie er, den Vater zu rächen, die Mutter erschlagen habe und den Erinnyen verfallen sei. In ihrer Gegenwart ergreift ihn der Wahnsinn zum letzten Male. Sie sucht die Theuren zu retten; aber die täuschenden Worte, womit sie den König berücken soll, finden in ihrer reinen Seele keinen Raum. Im innern Kampfe ruft sie aus:

„Ich habe nicht gelernt, zu hinterhalten,
Noch Jemand Etwas abzulisten. Weh',
O weh' der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre, wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen."

Die Noth drängt; aber sie kann nicht lügen. Kühn wagt sie, dem König Alles zu entdecken, um durch die Macht der Wahrheit selbst die Barbaren zu besiegen. „Verdirb uns, wenn Du darfst!" ruft sie entschlossen aus. Er fragt überrascht:

„Du glaubst, es höre
„Der rohe Skythe, der Barbar, die Stimme
„Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
„Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

„Es hört sie Jeder.
Geboren unter jedem Himmel,
Deß Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt."

Der Barbar kann ihren mächtigen Worten nicht widerstehen. Die reine Jungfrau, voll Unschuld und Wahrheit, bändigt seinen auflodernden Zorn und vollendet die Sühne ihres Hauses, daß der Fluch der Götter von ihm weicht.

Von gleicher idealer Schönheit ist „Torquato Tasso", wenn auch der Abschluß weniger befriedigt. Es sind herrliche Wahrheiten in den Worten der Prinzessin Leonore von Este:

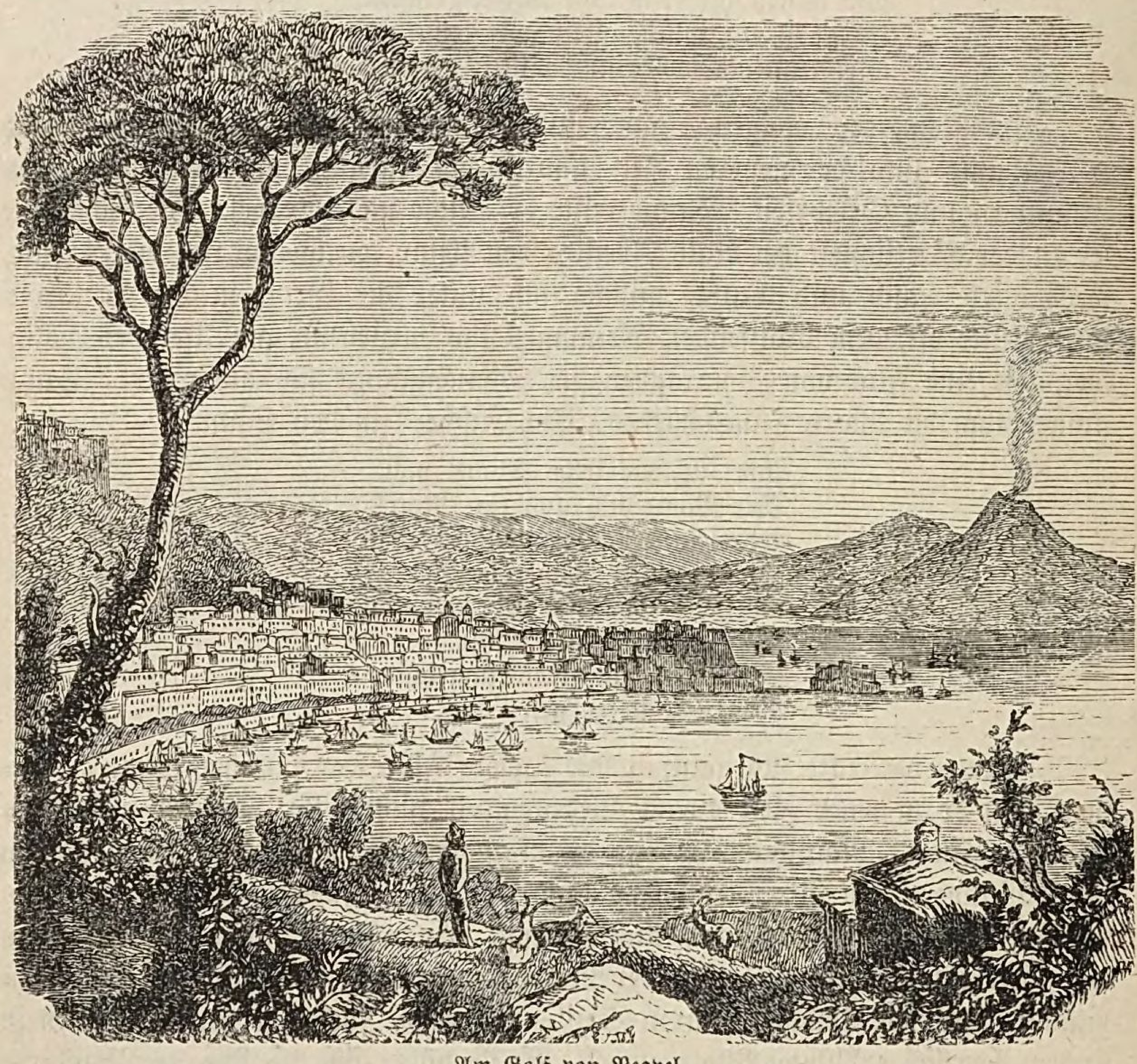
„Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint
Und unsere bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien;
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab;
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen."

In Rom, der „ewigen Stadt", studirte unser Dichter die Kunstwerke des Alterthums und der neueren Zeit und sprach darüber mit den anwesenden Künstlern und Gelehrten. Dann reiste er weiter nach Neapel. Hier schwelgte er in der Herrlichkeit der Natur, bestieg den Vesuv, durchwanderte die Gegend, beobachtete Land und Leute, mischte sich unter die Gruppen der Lazzaroni und weilte oft, dem brausenden Getümmel sich entziehend, am Ufer des Golfs, der, wie eine Flut von Smaragden, im Sonnenglanze sich ausbreitet. Dann kamen ihm die Worte seines Liedes „Der Fischer" in den Sinn:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Goethe versenkte sich ganz in die üppige Fülle der südlichen Natur. Daher schuf er zu jener Zeit etwas Bedeutendes nicht. Er entwarf zwar den Plan zu einer „Nausikaa", worin er die homerische Welt mit ihren Reizen und Wundern, in ihrer einfachen und doch so erhabenen Größe entfalten wollte; aber er kam nicht zur Ausführung. Er träumte unter dem Rauschen der Meereswellen, im Schatten der Pinien; er athmete den Duft der Orangenhaine; durch die üppigen Fluren Siziliens irrend, suchte er den ewigen Geist in der herrlich erblühten Pflanzenwelt. Er bemühte sich, die Idee der Urpflanze aufzufinden, an der man erkenne, wie Keim, Blüte und Frucht gleichzeitig in den Gefäßen enthalten sei. Alle diese Resultate seines Dichtens und Forschens theilte er den Freunden in Deutschland mit. Endlich trat er selbst den Rückweg an, mit schwerem Herzen sich von Rom und seinen Kunstschätzen losreißend. Doch verweilte er noch da und dort in dem Lande, das seinem Drange nach möglichster Vollendung so reiche Ausbeute gewährt hatte, so daß er erst nach zwei Monaten, im Juni 1788, in Weimar wieder anlangte. Er fand aber

im Vaterlande Vieles verändert. Er, bestrebt mit höchster Kraft, die gebildete Welt für den Genuß der edelsten Kunstschöpfungen empfänglich zu machen, sah, daß man ganz anderen Richtungen sich zugewendet hatte. Das Publikum verschlang gierig Heinse's „Artinghello", wo Sinnenreize durch einen Firniß von bildender Kunst aufgestutzt erscheinen; man staunte auf der Bühne „Die Räuber" von Schiller an, jene erste Schöpfung eines neu auftauchenden Dichters voll ungebändigter, maßloser Genialität, während man die neue Ausgabe des Werkes der Goethe'schen Muse, darunter „Iphigenie" und Tasso", in ihrer vollendeten Form, kühl aufnahm.



Am Golf von Neapel.

Dies hielt ihn nicht ab, seinen Zeitgenossen eine neue werthvolle Schöpfung, den „Egmont", vorzuführen. Er behandelte darin dramatisch jenen niederländischen Helden, dessen Haupt unter dem Henkerbeile Alba's fiel, dessen Tod aber das Signal zur Erhebung der geknechteten Niederlande und zu ihrer Befreiung gab. In diesem Drama, das 1790 im Druck erschien, bewegt sich niederländisches oder vielmehr deutsches Volksleben in naturgetreuer Darstellung.

Der Held, mit den wechselnden Bildern des Todes wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde vertraut, erliegt, harmlos am Abgrunde wandelnd, der klug umgarnenden Arglist.... Die Trommeln wirbeln zum Tod! — aber des Helden letzte Worte verkündigen prophetisch den Kampf für die Freiheit und den endlichen Sieg.

Viel urkräftiger, gewaltiger noch als im „Egmont" erscheint die dichterische Gestaltungsgabe Goethe's in seinem „Faust", dem erhabensten Werk des Meisters, dessen ersten Theil er bald nachher beendigte. Diese Dichtung, in welcher die dramatische Form nur zum äußerlich verknüpfenden Bande dient, stellt nicht allein den ringenden Dichter selbst dar, sondern überhaupt jeden von Wissensdurst und Thatendrang erfüllten Menschen, ja den Menschengeist überhaupt, der damals, wie heute, nach dem Besitze der höchsten Wahrheit, nach Verjüngung und natürlicher Freiheit rang und oft genug, wenn sein himmelstürmender Kampf vergeblich ist, in den Staub der gemeinen Wirklichkeit zurücksinkt. Anschaulich ist das innerliche Gemüths- und Geistesleben hier in lebendigen, handgreiflichen Gestalten dargestellt, und selbst Mephistopheles, der Geist der Verneinung mit Fleisch und Bein, ist eine feste, poetische Gestalt geworden. Eben so wahr wie natürlich strömen die Gedanken in allen Tönen und Melodien, von der Rhythmik der erhabensten Hymne bis zu dem ergötzlichen Humor der Bacchusbrüder in Auerbach's Keller. Dazwischen bewegt sich Gretchens liebliche Gestalt; ihre Worte offenbaren einen Himmel von Seelenreinheit und frommer Unschuld! Wie einfach, und man möchte sagen berauschend, ist ihr Lied: „Es war ein König in Thule" — wie rührend ihr Gebet an Maria:

„Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth
Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod."

Nach Beendigung dieser schon früher entworfenen Werke vermochte sich Goethe nicht sofort zu neuen Arbeiten zu entschließen; er war, wie schon oben angedeutet, verstimmt und beschäftigte sich nunmehr mit naturwissenschaftlichen Studien.

Vereinsamt fast stand er in poetischer Beziehung auf der erstiegenen Höhe. Wieland wußte Vieles an seinen Bestrebungen auszusetzen; der treffliche Herder, der ruhmvolle Vorkämpfer für die höchsten Interessen der Menschheit, der seit 1776 gleichfalls in Weimar, und zwar als General-Superintendent, angestellt war, hob mit großer Schärfe diese und jene Fehler an den Dichtungen des jüngeren Dichters hervor. In diese Zeit fällt das Eintreten eines begeisterten Jüngers Apoll's in den Kreis jener begabten Männer, welche den Musenhof von Weimar bildeten. Auch Friedrich Schiller war für die Vereinigung jener seltenen Talente gewonnen worden, welche die herzogliche Familie um sich versammelte. Aber zwischen dem schwäbischen und fränkischen

Dichter herrschte längere Zeit eine Art Antipathie. Schiller nahm die Gestalten seiner Dichtungen durch Reflexion aus sich heraus; es waren seine Ideen, die er mit menschlicher Form bekleidete; sie waren groß, doch nicht immer wahr, der Wirklichkeit völlig entsprechend. Goethe schrieb Erlebnisse; er ließ Alles, was das wirkliche Leben ihm bot, in seinem Geiste sich verklären, und schuf es dann um in lebensvolle Figuren, wahr, edel und schön. Daher boten sich den beiden Dichtern nicht so leicht Anknüpfungspunkte dar, und zur Verständigung war die Zeit nicht geeignet; denn das furchtbare Drama der französischen Revolution mit seinen langandauernden Erschütterungen hatte schon begonnen, und Deutschland grenzte zu nahe an den vulkanischen Herd, als daß es hätte unberührt bleiben können.

Die Fürsten rüsteten sich, für die Sache der Monarchie in die Schranken zu treten. Herzog Karl August, voll Thatendurst und für die deutsche Sache begeistert, schloß sich Preußen an. Er zog mit den deutschen Heeren 1792 in die Champagne; Goethe begleitete ihn. Während der mörderischen Kanonade von Valmy im Argonner Wald ritt der Dichter, um an sich selbst den Eindruck naher Todesgefahr zu erproben, in die Vorderreihen. Er fühlte keine Furcht; aber die ringsum niederschmetternden Kugeln versetzten ihn doch in einen Zustand völliger Abspannung. Auf dem unglücklichen Rückzuge hielt er seinen Muth aufrecht und wußte oft durch heitern Scherz die niedergeschlagenen Gemüther aufzurichten. Im folgenden Jahre wohnte er der Belagerung von Mainz bei, zog mit den Siegern in die eroberte Stadt ein und kehrte dann nach Weimar zurück, wo er unter wissenschaftlichen Studien die Stunden steigender Unruhen zu vergessen suchte.

---

5. Die letzte Zeit und das Ende.

(1793—1832.)

Mittlerweile hatte Schiller auf Goethe's Antrag die Professur der Geschichte in Jena erhalten. Dort nun kamen beide große Männer in nähere Berührung. Sie hatten nämlich einer naturwissenschaftlichen Vorlesung beigewohnt und auf dem Rückwege nöthigte ein Regenguß unsern Goethe, bei Schiller einzutreten. Im sinnigen und wechselnden Gespräche lernten sie sich gegenseitig verstehen. Sie sahen sich öfters, ein Briefwechsel wurde eröffnet, und nun erkannten sie, wie sie beide einander förderten, ergänzten, und ein fester Freundschaftsbund vereinigte forthin die beiden Dichterfürsten. Sie zogen jetzt in kecken Xenien gegen die Kläffer zu Felde, die das Genie anbellen wie der Mops den Mond; aber sie schufen auch Werke, die ihre gewaltigen Kräfte der Welt kund thaten. Schiller eröffnete eine Reihe von Dramen mit seinem „Wallenstein"; Goethe gab zunächst „Reineke Fuchs" ganz im Geiste

der alten Thierfabel und doch mit Bezugnahmen auf moderne Zustände. Unter den Uebersetzungen Goethe's, welche aus jener Periode herrühren, verdienen „Voltaire's Mohamed" und „Tancred"; unter seinen originalen Schöpfungen steht mit oben an „Wilhelm Meister's Lehrjahre", ein Roman, gleich ausgezeichnet durch Dichtung wie Sprache.



Herzog Karl August, von Sachsen-Weimar.

Wilhelm Meister in niederen und höheren Kreisen der Gesellschaft sich bewegend, strebt nach allseitiger Ausbildung seiner Talente. Auf seinen Wegen und Abwegen begleiteten ihn, wie magische Gestalten, ein alter Harfner

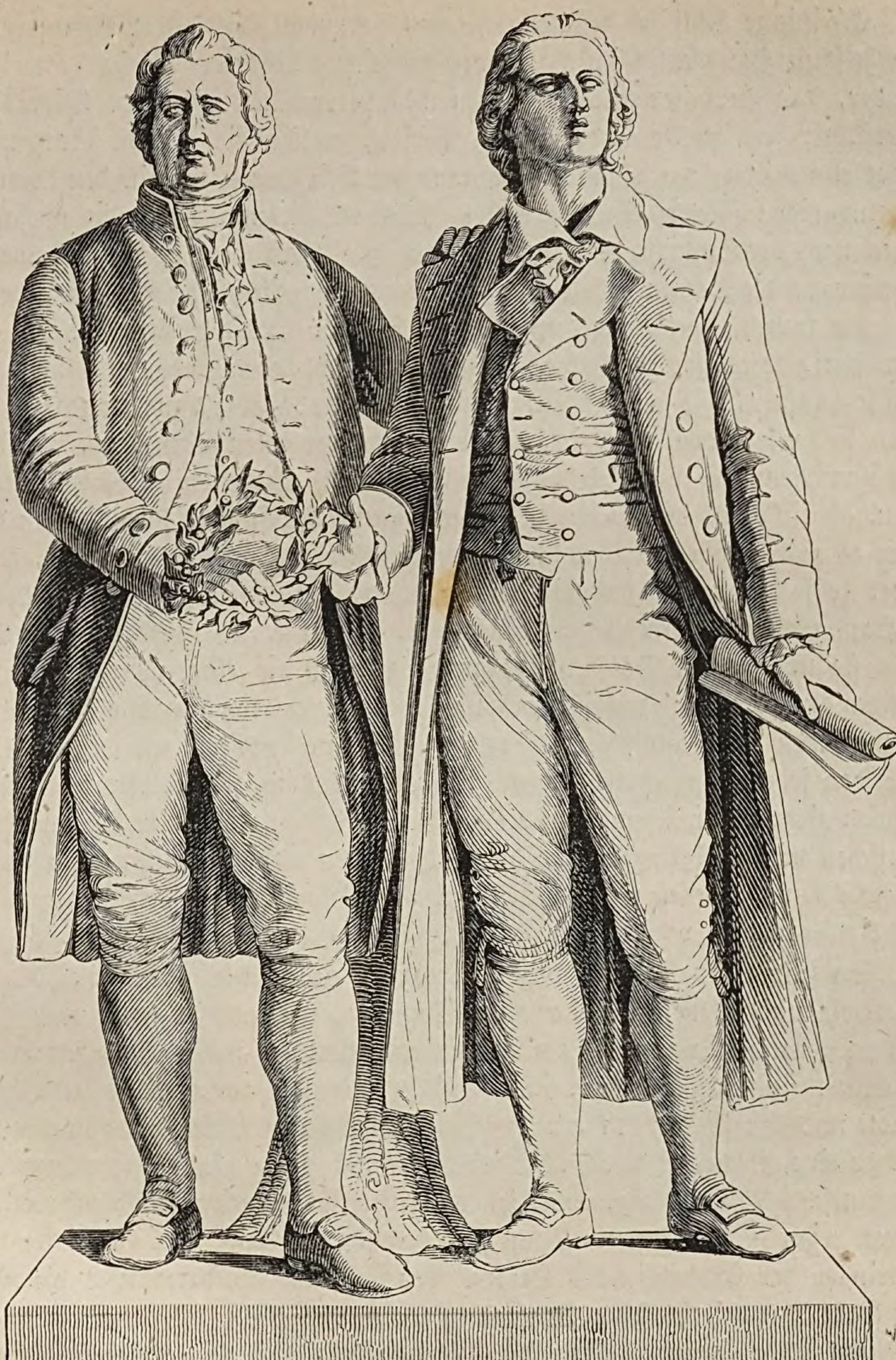
und „Mignon", das Wunderkind des Südens, das ihn immer fort nach Italien locken will mit dem Liede der Sehnsucht:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n" . . . . .

Als endlich der Dichter „Hermann und Dorothea" nachfolgen ließ, da verstummten auch die kritischen Kläffer vor der Anmuth und Naturwahrheit, welches dieses Epos, oder, wenn man will, diese Idylle entfaltet. Ungenügender erschien „Die natürliche Tochter". Der Dichter hatte sich schon zu sehr vom Drama entfernt und in das epische Schaffen hineingelebt. Aber darin war er noch der alte Meister, er vollendete seine „Wahlverwandtschaften", eine Novelle, ganz abgerundet, wie aus einem Guß geboren. Der Mißverstand hat darin unsittliche Tendenzen finden wollen; allein der tragische Schluß, der über dem Ausgange waltet, führt zu der unumstößlichen Wahrheit hin, daß alle Ueberschreitung der Schranken heilsam sittlicher Gesetze, sei sie durch Verhältnisse oder durch Leidenschaft veranlaßt, über die Schuldigen Verderben bringt.

So schuf unser Dichter, unbeirrt durch die Stürme des Krieges, der im Süden wüthete. Aber mit dem Jahre 1805 nahte eine schwere Zeit. Seine bisher dauernde Gesundheit wankte, so daß man an seiner völligen Genesung zweifelte. Während er selbst noch leidend war, traf ihn die erschütternde Botschaft von Schiller's Hingang am 9. Mai 1805. Goethe fühlte es wol, daß mit dem Freunde die bessere Hülfe seiner Kraft hingestorben sei. Man erzählt sich, daß Goethe nach Schiller's Tode mehrere Tage lang in einsamer Trauer über den Verlust des Freundes hingebracht habe. Die Neidlosigkeit, mit welcher Goethe auf den Ruhm und die Erfolge seines volksthümlicheren Freundes hinblickte, erhellt besonders aus einem bekannt gewordenen Ausspruche des hochgestellten Mannes. Als man einst darüber stritt, welcher von beiden deutschen Dichtern, ob Goethe oder Schiller, der größere sei und Goethe zufällig Zeuge des müßigen Streites ward, machte er demselben durch einen kernhaften Ausspruch ein Ende: „Ihr Deutschen" meinte er, braucht euch darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen, seid doch froh darüber, daß ihr zwei solcher Kerle habt wie uns Beide."

Kaum daß sich Goethe aus seiner Niedergeschlagenheit über den Tod seines großen Genossen wieder aufgerafft hatte, da flammte auch im verhängnißvollen Jahre 1806 die Fackel des Krieges über den Norden Deutschlands. Karl August von Weimar, kommandirender preußischer General, befand sich damals beim Heere. Daher überströmte ein Theil der Kriegsscharen Napoleon's schon am Abend nach der Schlacht von Jena die Hauptstadt des Herzogthums Weimar. Feuersbrunst und Plünderung bezeichneten den Weg, welchen die Sieger nahmen. Auch Goethe gerieth in der Schreckensnacht in Gefahr. Zwei französische Soldaten waren um Mitternacht in seine Behausung eingedrungen, ließen sich's bei reichlichen Vorräthen wohl sein, brachen aber endlich trunknen Muthes in sein Schlafzimmer und wurden mit ihm handgemein.



Ritschel's Goethe-Schiller-Statue. Enthüllt zu Weimar am 3. September 1857.

In der äußersten Gefahr wußte Christiane Vulpius, welche das Hauswesen des Geheimen Rathes leitete, Hülfe herbeizuschaffen. Vielleicht aus Dankbarkeit für ihr entschlossenes Auftreten, führte er sie, obgleich er schon im 57. Jahre stand, einige Tage nachher am 19. Oktober zum Traualtar.

Christiane Vulpius befand sich schon geraume Zeit als Vorsteherin des Goethe'schen Haushaltes im Hause des Geheimen Rathes. Dieser hatte ihren Bruder, den Verfasser des bekannten Räuberromans „Rinaldo Rinaldini", unterstützt; jetzt wollte er der treuen Person, welche die kleinen Sorgen des Tageslebens ihm fern gehalten, während der Kriegsnoth und in den kommenden unruhigen Zeiten einen gewissen Rückhalt bieten. Denn die Gefahren waren nach der Schlacht bei Jena groß genug. Man warf in der allgemeinen Verwirrung die Schuld auf den Herzog wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen.

Da sprach Goethe die denkwürdigen Worte: „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Was hat der Herzog gethan, das nicht lobenswerth ist? Er soll, er muß so handeln, wie er handelt. Und müßte er darüber Land und Leute verlieren, so darf er doch um kein Haar breit von der edlen Sinnesart, von dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht vorschreibt, abweichen. Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen in seinem eigenen Hause muß bieten lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, daß Beides, sein Fall und Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn ins Elend begleiten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war. Ich aber will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist. Die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Lied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und die Franzosen von dem ihren herunter singen."

So sprach der Dichter, den man gar oft egoistischer Gleichgiltigkeit für das Wohl und Wehe des Vaterlandes bezüchtigt hat, und er hätte nach seinen Worten gehandelt, wenn es zum Aeußersten gekommen wäre. Indessen brauste der Sturm glücklich vorüber. Die Feinde drangen zwar plündernd in die Stadt, und Goethe gerieth am ersten Tage selbst in Gefahr; dann aber erhielt er eine Sicherheitswache. Napoleon selbst hatte eine Unterredung mit dem deutschen Dichterkönig, wobei jener mancherlei Wahres und Unwahres über Literatur zur Schau stellte. Kurze Zeit nachher erlaubt auf Fürbitten und Andringen der Gemahlin des Herzogs der siegreiche Soldatenkaiser die Rückkehr Karl August's in seine Staaten.

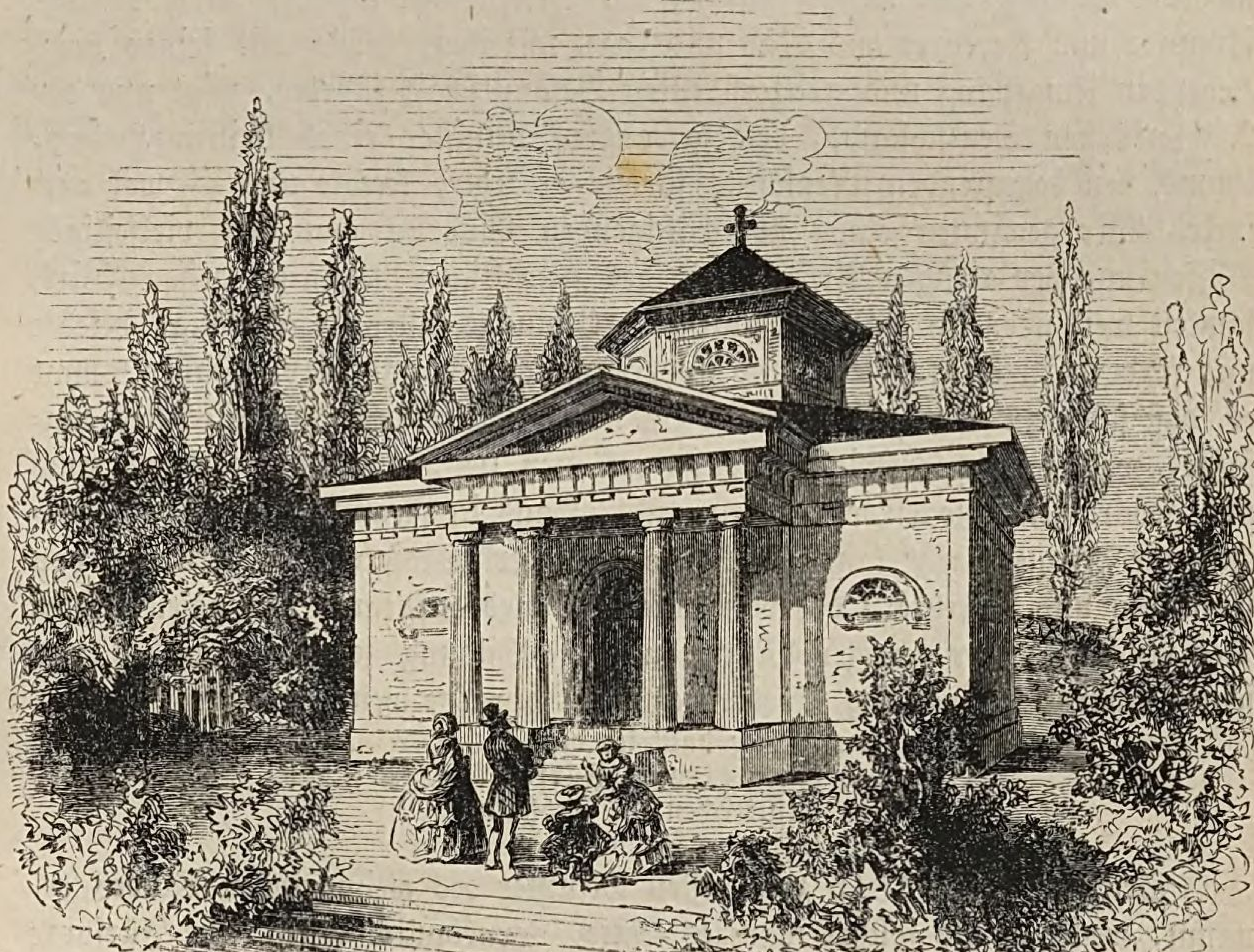
Am 19. September 1807 war die herzogliche Familie wieder im Theater versammelt. Goethe feierte ihre Wiedervereinigung durch ein großartiges Vorspiel. Die Kriegsgöttin tritt auf; sie beginnt in Trimetern, die, wie ein ein mächtiger Strom, majestätisch dahinrauschen:

„Durch dieser nachtbedeckten Felder still Gebreit
Mit unbemerkten Schritten stürm' ich rasch heran,
Ob irgend Jemand widerstände meiner Kraft.

Noch aber find' ich Niemand. Ja, behende soll
Dies Schwert mir Raum verschaffen, wenn sich mir
Die aufgeschreckte Menge kühn entgegenstellt.
Denn diesem Stahle widersteht kein Sterblicher."

— — — — — — — — — — — — — —

Nach wiederhergestelltem Frieden fuhr der Dichterkönig fort in seinem poetischen und wissenschaftlichen Schaffen. Dagegen ließ er sich im Jahr 1809 von der regelmäßigen Antheilnahme an den Staatsgeschäften entbinden. Auch von der Leitung des Theaters trat er zurück, als man ein Stück, den „Hund des Aubry", zur Aufführung brachte, in welchem außer den zweibeinigen Schauspielern gar ein vierbeiniger Akteur, nämlich ein leibhaftiger Hund, sein Pensum auf der Bühne abspielen sollte. Vorher schon schrieb er seine Selbstbiographie.



Die Fürstengruft in Weimar.

„Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit," hieß das merkwürdige Buch, worin er zugleich eine Geschichte merkwürdiger Erscheinungen seiner Zeit gab. Die Befreiung Deutschlands feierte er durch ein Festspiel „Des Epimenides Erwachen." Im Jahre 1814 sah er nach siebenzehn Jahren seine Vaterstadt wieder, wo man ihn, als er bei der Aufführung des „Tasso" im Theater erschien, mit außerordentlichem Jubel empfing.

Der Vater des gefeierten Dichters war zwar schon seit Jahren gestorben; aber er hatte doch noch dessen Ruhm erlebt. Er, der einst sein wunderbares

Genie in die spanischen Stiefel der strengen Rechtswissenschaft eingeengt hatte, freute sich im Alter an dem Glanze, der das Haupt des Sohnes umstrahlte. Besser wußte, wie oben schon angedeutet, die Mutter ihren Liebling zu würdigen. Die „Frau Rath", die den Gatten überlebte, gehörte zu den Berühmtheiten ihrer Zeit; ihr einfach natürliches Wesen, ihre klare, heitere Weltanschauung, ihre Gabe, die Menscheu so zu nehmen, wie sie behandelt sein wollen, erwarben ihr zahlreiche Freunde und Verehrer in allen Kreisen. Fürstliche Frauen und Männer, strebsame Freunde ihres beühmten Sohnes, weither gereiste Fremde und wol auch müßige Neugierige suchten die Bekanntschaft der würdigen Matrone. Die umfassende Korrespondenz, welche Goethe mit Freunden und Genossen seines Strebens unterhielt (die mit Schiller füllt allein mehrere Bände), und welche durch jenen Briefwechsel ergänzt wird, welchen Freunde und Verehrer aus Nah und Fern mit ihm, sowie mit seiner hochstehenden Umgebung und weitzerstreuten Bekanntschaft führten, zeigt uns den Dichterfürsten Deutschlands, den gewandten Minister eines kleinen Herzogthums, den bedeutenden Menschen, so wie er lebte, strebte und — wol auch irrte. Wir gewinnen einen überwältigenden Eindruck von dem vielseitigen Wissen und der riesigen Arbeitskraft des gewaltigen Mannes, dessen Wirksamkeit weit über ein halbes Jahrhundert hinaus Alles durchdrang, belebte und förderte, was groß, edel und unvergänglich genannt wird. Daher kommt es, daß schon zu Goethe's Lebzeiten ein nimmer ruhendes Interesse Alles umfaßte, was seinen Entwicklungsgang erkennen ließ, und dazu gehörte auch und gehört heute noch Goethe's elterliches Haus in Frankfurt a. M., in welchem die „Frau Rath" lange Zeit, wie eine Merkwürdigkeit, oft gern und von Freunden und Verehrern des berühmten Sohnes aufgesucht und gefeiert war. Des Einflusses der herzigen Mutter auf die Bildung seines Gemüthes und seines Charakters war sich Goethe gar wohl bewußt, wenn er sagt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum Fabuliren.

Seit dem Jahr 1815 zum ersten Minister des weimarischen Landes ernannt, weckte er als solcher manches Gute, vornehmlich blieb seine Fürsorge der Hebung der Universität Jena zugewendet. Er ermunterte weiterhin und förderte das Talent, auf welchem Gebiete der Literatur es sich ihm auch bemerkbar machte, und wendete reges Interesse den bildenden Künsten zu. Er begünstigte in diesem Sinne die weimarischen Kunstausstellungen, nach wie vor das Theater daselbst, das ihm als eine der Pflanzschulen der Kunst erschien, indem sein scharfer Blick vorzugsweise auf die Schauspielkunst gerichtet blieb. Nach dem Tode seines fürstlichen Freundes Karl August (1828) lebte er, von den Staatsgeschäften zurückgezogen, abwechselnd in Weimar, Dornburg und Jena, beglückt durch das heiterste Alter und im verdienten Genuße der Verehrung und Hochachtung der gebildeten Welt von ganz Europa.

Noch war des greisen Dichterfürsten Kraft nicht erschöpft. In seinem „Westöstlichen Divan" durchwanderte er den fernen Osten, hierauf setzte er seinen „Wilhelm Meister" in den „Wanderjahren" fort, und endlich fügte er den zweiten Theil des „Faust" dem ersten bei. Obgleich mehrmals bedenklich erkrankt, war er doch immer wieder genesen. Die Last der Jahre beugte den greisen Dichter nicht; seine Haltung war gerade, seine Bewegungen ungezwungen, sein Auge feurig, wie in den Tagen der goldnen Jugendzeit. Nur auf Stirn und Wangen hatte die Zeit und die lange geistige Arbeit tiefe Furchen gezogen.

Auch fehlte es ihm zu keiner Zeit an Anregungen und guter Gesellschaft in anmuthig-buntem Wechsel. Wer auf Bedeutung und Verdienst Anspruch erheben konnte, durfte erwarten bei der alten Excellenz beste Aufnahme zu finden. Und so pilgerten Scharen von interessanten Persönlichkeiten nach der Stadt an der Ilm, um aus dem Munde des greisen Dichterfürsten unvergeßliche Worte reiner Menschlichkeit zu vernehmen. Da Goethe bis in die letzte Zeit seines Erdenpilgerns an Allem regen Antheil nahm, was für fördersam, gut, wahr und tüchtig galt, so hörte Weimar bis zum Tode dieses großen Deutschen nicht auf, als ein Mekka von allen den zahlreichen Verehrern gepriesen zu werden, welche der erste unter den deutschen Dichtern zu allen Zeiten in reichem Maße gehabt hat.

So kam das Jahr 1832 heran.

Am 15. März wehte eine rauhe Ostluft über die kahlen Felder, durch die blätterlosen Bäume des Parks; dennoch fuhr Goethe seiner Gewohnheit nach spazieren. Indessen fühlte er sich bald unwohl und ließ umkehren. Festen Trittes stieg er in seinem Hause die Stufen der Treppe hinan, wo seine Schwiegertochter ihn besorgt erwartete. Er beruhigte sie, fühlte aber bald Schmerzen und Beängstigungen, und die Umgebung bemerkte, daß sein Auge glanzlos, sein Aussehen verändert schien. Es war die Hand des Todes, die auf ihm ruhte. Bis zum 22. März dauerte der wechselnde Kampf. Da saß er in seinem Lehnstuhl ohne Schmerzen, manchmal in Phantasien, die wie Visionen seinem Geiste vorüberzogen.

„Warum tastet ihr meinen Schiller an", rief er unter Anderm, „meinen Liebling? Er war gar herrlich. Warum liegt sein Briefwechsel da? Hebt ihn doch auf — — O dieser Frauenkopf, von schwarzen Locken eingefaßt" — — Seine Stimme wurde schwächer; das Ende nahte.

„Licht, mehr Licht" — das waren die letzten Worte, welche die Lippen des sterbenden Dichters aussprachen.

Während die Umstehenden auf seine Athemzüge lauschten, hörten sie außerhalb wunderbare Klänge, bald wie Aeolsharfentöne, bald wie Klavier, bald wie vierstimmigen Choral, bald in weiter Ferne, bald in der Nähe. Man hatte diese Harmonien schon am frühen Morgen vernommen und rings in die Nachbarschaft gesandt, um Stille zu erbitten. Die Nachbarn hatten Alle versichert, daß sie während der Krankheit des verehrten Greises nicht entfernt an

Musik dächten. Auch vernahm man die Klänge bald nach dieser, bald nach jener Seite, bald in, bald außer dem Hause. Und nicht die Diener und Glieder des Hauses allein hörten die geheimnißvollen Klänge, sondern andere Personen, die sich nach dem Befinden des Kranken erkundigten, auch Personen hohen Ranges. Die Sage von dieser merkwürdigen Erscheinung war damals in Weimar verbreitet und galt in einem weiten Kreise für wirkliche Thatsache. Auch neuerdings ist ihrer in mehreren Blättern Erwähnung geschehen. Gewiß lag ihr irgend eine absichtliche oder unabsichtliche Täuschung zu Grunde; aber es ist ein schöner, kindlicher Glaube, daß unsichtbare Wesen durch überirdische Harmonien den Heimgang des Geistes feierten, dessen irdisches Sein in Melodie und Wohlthat hingeströmt war, daß sie seinen Aufgang in das Reich der ungetrübten Wahrheit und Schönheit mit ihren Hymnen begleiteten.

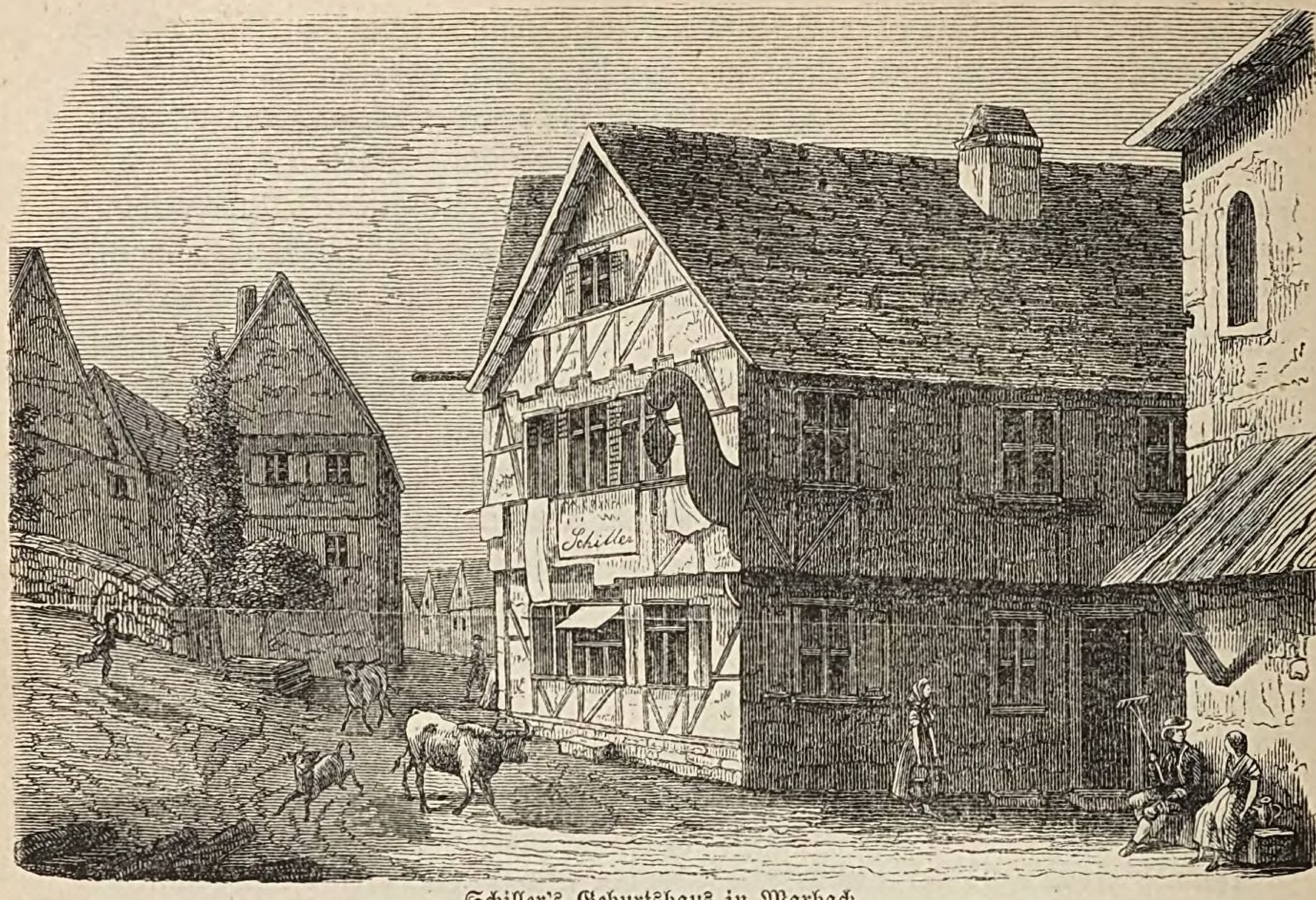
Der leblose Körper des verklärten Dichterfürsten wurde mit fürstlichen Ehren bestattet und in der Fürstengruft zu Weimar neben seinen vorangegangenen Freunden Schiller und Karl August von Weimar beigesetzt.

Die 40 Bände umfassenden Werke sprechen am deutlichsten für die erstaunlichen Leistungen dieses Geistesheroen. Die Art und Weise wie er das ganze Leben seiner Zeit zusammenfaßte, ist geradezu mustergiltig. Was er uns in seinen unsterblichen Schöpfungen hinterlassen, erscheint fast als Werk einer ganzen Generation von Menschen, nicht als das eines einzelnen Geistes. Als Dichter, vornehmlich als Lyriker, bewegt Goethe sich gleich gewandt nach allen Seiten hin, vom leichtanmuthigen Liede bis zur gedankenreichsten Ode; seine Elegien sind gleich vollendet im Sinne der alten wie der neuen Elegiker; seine Romanzen und Balladen erklingen in allen Weisen, bald naiv und lieblich, bald schaurig und furchtbar, seine Idyllen voll Innigkeit, und seine Epigramme voll Witze und Schärfe. Er hat das Drama meisterhaft bearbeitet nach allen Gattungen und in allen Formen. Der Aesthetik eröffnete er neue Bahnen, in denen er sie als verschönernde Lebensgefährtin und der Poesie als nothwendigste Begleiterin erscheinen ließ. So groß sein Verdienst nach dieser Richtung hin ist, so nachhaltig, ja noch unberechenbar, erscheint der Gewinn, den unsere Sprache aus seiner vielseitigen Thätigkeit gezogen. Goethe steht unter Denen oben an, welche sich die Hebung und Fortenwicklung unserer Muttersprache haben angelegen sein lassen; er verkündete noch in den letzten Jahren seines Lebens, daß keine andere Literatur sich in dem Grade als Vermittlerin gegenüber der Weltliteratur eigne, als die unseres Vaterlandes, vermöge des Alles verarbeitenden deutschen Geistes. Dabei lebte Goethe lange genug, um die verschiedensten Erscheinungen unserer geistigen Entwicklung in diesem und dem vorigen Jahrhundert in sich aufzunehmen, und sein Geist blieb bis an sein Lebensende frisch genug, um das Durchlebte und Geschaute mit seltener Wahrheitsliebe und Klarheit den Zeitgenossen, sowie der Nachwelt zu überliefern. Da er selbst ein Meister der Lebenskunst, dabei offen und mittheilsam war, so konnte er in seiner durch musterhafte Anordnung ausgezeich=

neten Selbstbiographie ohne Scheu Vieles aus seinem Leben und seiner Zeit erzählen, was gleich unbefangen nur wenige hochbegabte Naturen fertig gebracht hätten, ohne anzustoßen. Weiterhin bewegte er sich auf dem Gebiete des Wissens, vornehmlich der Naturkunde, mit derselben Vielseitigkeit wie auf dem Felde der Dichtkunst, was allein schon schon aus seiner „Farbenlehre" hervorgeht. Er verwandte eine Menge Zeit auf die Naturbeobachtungen, wie z. B. die bis dahin weniger kultivirte Lehre vom Urtypus der Pflanzen- und Thierwelt (Morphologie); ferner zog er eine Menge Gegenstände aus dem gesammten Gebiete der Naturwissenschaften, wie Optik, die Erscheinungen des Lichtes, dann aus Mineralogie, Geognosie und Botanik in das Bereich seiner Studien; er zeigte gleich reges Interesse für Philosophie und Anatomie, wie Astronomie und Meteorologie. Was er als Kunstfreund und als Kunstkenner wollte und vollbrachte, davon zeugen die Zeitschriften, „die Propyläen," welche der Meister von 1798—1800 im Verein mit seinem gelehrten Freunde, dem Archäologen, J. H. Meyer, herausgab, sowie die von 1816—1828 erschienenen Bände unter dem Titel „Alterthum und Kunst".

Gleich vollendet, staunenswerth und in sich fertig, wie das geistige Schaffen und Wirken des wunderbaren Mannes, war auch sein äußeres Erscheinen. Dachten Diejenigen, welche ihn als Jüngling geschaut, unwillkürlich an die Anmuth Apoll's, so verglichen seine Freunde und Bewunderer die majestätisch-heitere Ruhe des Greises mit der des olympischen Zeus, ja Hufeland behauptet, nie einen Menschen gekannt zu haben, bei welchem geistige und körperliche Schönheit so vollendet, harmonisch und bezaubernd mit einander vereint gewesen wären, als bei dem großen deutschen Dichterfürsten.

Seine Vaterstadt hat ihrem großen Sohne durch den berühmten Bildhauer Schwanthaler ein ehernes, von Stiglmaier gegossenes Denkmal errichten lassen. Goethe's Büste, Trippel's Meisterwerk, ziert die Bibliothek von Weimar, wo auch David's Kolossalbüste aufgestellt ist. Die herrliche auf Seite 115 abgebildete Schiller-Goethe-Gruppe, ein Werk Meister Ritschel's, verewigt des größten deutschen Dichters Andenken in derjenigen Stadt, wo er länger als ein halbes Jahrhundert geschaffen und gewirkt hat, und zahlreiche andere Bildwerke bezeugen, daß unsere Nation erkannt hat, was sie einem der größten Söhne Deutschlands schuldet.



Schiller's Geburtshaus in Marbach.

Friedrich Schiller,

der Lieblingsdichter des deutschen Volkes.

Geboren 10. November 1759, gestorben 9. Mai 1805.

„Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn. Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."

1. Im Elternhause.

Johann Christoph Friedrich Schiller, der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, ein Kind des sangreichen Schwabenlandes, hat zu Marbach das Licht der Welt erblickt, als Sohn des nachmaligen Hauptmanns Johann Kaspar Schiller, des Hauptes einer rechtlichen, gottesfürchtigen Familie. Es ist wohl von Interesse, auch von den Eltern Näheres zu erfahren, welche einen solchen Sohn erzogen. Sein Vater, ein nur einfach gebildeter, aber kraftvoller, gewandter und thätiger Mann, folgte im Jahre 1745 als Wundarzt mit einem bayerischen Husarenregimente nach den Niederlanden und verrichtete hier gleichzeitig die Dienste eines Unteroffiziers. Im Jahre 1757 ward er Fähndrich und Adjutant bei dem Regimente Prinz Louis. Dieses Regiment machte

während des Siebenjährigen Krieges die Kreuz- und Querzüge der österreichischen Armee mit.

Seit 1759 bei einem anderen württembergischen Regimente stehend, benutzte Schiller's Vater jede freie Stunde, um sich die fehlenden Kenntnisse anzueignen. Während seiner Mußestunden pflegte er außerdem mit Vorliebe und mit glücklichem Erfolge eine Baumschule, wodurch sich der Herzog von Württemberg bewogen fühlte, ihm die Aufsicht über eine größere derartige Anstalt, die sich auf einem herzoglichen Lustschlosse, der sogenannten Solitude, befand, anzuvertrauen. In dieser Stellung pflanzte er nach und nach über 60,000 Stämme, schrieb ein lehrreiches Werk über die Baumzucht und befriedigte somit vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen. Geachtet von seinem Fürsten und geehrt von Allen, die ihn kannten, erreichte er ein hohes Alter und hatte die Freude, den Ruhm seines Sohnes noch zu erleben. Dankerfüllt gegen den Allmächtigen, der ihn noch so Herrliches hatte schauen lassen, giebt er seinem Gefühl Ausdruck in folgender Stelle eines seiner Aufsätze:

„Du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!"

Im Jahre 1749, 26 Jahre alt, hatte Johann Kaspar Schiller, die schlanke Tochter des herrschaftlichen Holzinspektors und Gastwirths „Zum Löwen" in Marbach, Elisabeth Dorothea Kodweiß, heimgeführt. Zehn Jahre später erblickte Friedrich Schiller, am 10. Nov. 1759, das Licht der Welt.

Die Züge der Mutter Schiller's trugen unverkennbar das Gepräge der ihr inne wohnenden Seelengüte. Die einfache Frau zierte jene wahre Weiblichkeit, welche eben so entfernt ist von Schwärmerei wie von falschem Scheine. Ihr ganzes Wesen verrieth die Milde und Zartheit ihres Gemüths, so daß Scharffenstein, ein Jugendfreund unseres Dichters, von ihr sagen konnte: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres Weib gekannt. Sie war schlank und wohlgebaut, ihr Haar war blond, ihr Gesicht von Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an." Sie war eine eben so treffliche Gattin als Mutter, wie nicht minder eine wackere Tochter, die in Zeiten der Noth alle Kräfte aufbot, ihre armen Eltern zu trösten und zu unterstützen.

Da ihr Gatte während der ersten Lebensjahre ihres Friedrich's oft im Felde stand, lag ihr vier Jahre lang allein die Pflege und Erziehung ihres Sohnes ob. Friedrich war ein zartes Kind. Er hatte von Kinderkrankheiten Mancherlei zu leiden und insbesondere von krampfhaften Anfällen, die jedoch seine Natur allmählig überwand. Als der Vater nach Hause zurückkehrte, hatte der vierjährige Sohn bereits angefangen, alles Gesehene und Gehörte scharf

aufzufassen und in lebendiger Deklamation zu erzählen, oder wie man an regsamen Kindern oft wahrnimmt, durch Geberden und Sprachweise, gleich einem Schauspieler, die empfangenen Eindrücke wiederzugeben.

Mit außerordentlicher Liebe, voll Aufopferung und Bewunderung hing Friedrich's ältere Schwester Christophine an dem aufgeweckten Bruder. Sie erzählt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindesgesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen, gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfchens."

Ebenso berichtet diese Schwester, wie die treue Mutter es sich angelegen sein ließ, ihren Kindern die schönsten Märchen zu erzählen und sie mit den faßlichsten Gedichten von Klopstock, Paul Gerhardt, Gellert, Opitz und Uz bekannt, sie überhaupt für das Bessere und Höhere empfänglich zu machen und zu begeistern.

Ihrem Berichte verdanken wir auch das Folgende: „Unsere Mutter war gewohnt, wenn sie des Sonntags mit uns beiden Kindern zu ihren Eltern ging, uns das Evangelium zu erklären, über welches gerade gepredigt wurde. Einst nahmen wir den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus der auferstandene Heiland zugesellt hatte. Die Rede und Erzählung der Mutter wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir Alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. So ward dieser Berg uns zu einem Berge Tabor!"

Einen großen und wohlthätigen Einfluß auf den kleinen Schiller übte ein Ortswechsel aus und begünstigte die weitere Entfaltung und das Wachsthum der von der frommen Mutter gepflanzten und so sorgfältig gepflegten Keime. Als Friedrich ungefähr sechs Jahre alt war, im Jahre 1765, versetzte der Herzog von Württemberg Schiller's Vater als Werbeoffizier mit Hauptmannsrang nach Schwäbisch=Gmünd, erlaubte ihm jedoch, im nahen Grenzdorfe Lorch zu wohnen. Hier fand die Familie Schiller in dem Hause des Pfarrers Moser fast täglich die herzlichste Aufnahme.

Bald durfte auch der kleine Fritz Antheil an dem Unterrichte nehmen, den der Pfarrer seinem eigenen Sohne Ferdinand gab. So kam es, daß jener mit sechs Jahren schon die Anfangsgründe der lateinischen und im siebenten die der griechischen Sprache sich aneignete. Der sanfte Ferdinand war Friedrich's erster Jugendfreund, an welchen er sich mit Innigkeit anschloß, und ihr gemeinschaftliches Lernen blieb nicht ohne merklichen Einfluß auf ihre Fortschritte.

Der Ernst und das würdevolle Wesen des wackern Dorfgeistlichen machte so tiefen Eindruck auf unsern Friedrich, daß zu seinen liebsten Knabenträumereien der Wunsch gehörte, dereinst auch ein solcher „Moser" zu werden. Er versäumte daher niemals Kirche und Schule, und oft stellte er sich, ein schwarzes

Tuch umgeschlagen, auf einen Stuhl oder einen Tisch, um nach Knabenart den Prediger darzustellen. Dabei sah er recht ernsthaft drein; wer zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand scherzte oder lachte, lief er erzürnt fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Man erzählt, daß seinen Vorträgen damals schon eine gewisse Eintheilung nicht fehlte, daß sie oft recht sinnig, auch wol mit Sprüchen ausgeschmückt gewesen seien.



Fritz der kleine Prediger und Ferdinand sein Zuhörer.

Kaum hatte sich des Knaben Geist noch etwas mehr entfaltet, so zog es ihn und seine Schwester Christophine unwiderstehlich hinaus auf die Berge, zu dem Bach und Quell sowie ins Grün des Waldes. Oft gesellte sich auch der kleine Conz, später als Dichter bekannt, zu ihnen. Es ist derselbe, der in Erinnerung an jene Jugendfreuden oft gesungen hat vom mächtigen Zauber

jener Berge, von den schattigen Tannen, den mächtigen Eichen, von der Holztaube Gegirr. „Jeder Fußtritt, jede Stätte — singt er — ist mir ein Blatt, worauf lebendig verzeichnet ist mein Knabengefühl!"

Die Umgegend von Lorch gestaltete sich auf diese Weise für die drei im Erwachen begriffenen poetischen Seelen zur Zauberwelt. Bald eilten sie hinan zu dem Gipfel des in Kegelgestalt schroff emporsteigenden hohen Staufen und genossen von hier aus eine unbeschränkte Aussicht über die Umgegend mit ihren Feldern, Wiesen und Waldungen; dann wiederum begleiteten sie den Vater nach dem zwei Stunden entfernten Kalvarienberg. Der Weg führte an den Stationen vorbei, welche in kunstlosen Darstellungen das Sterben des Heilandes zur Anschauung brachten und die jungen Gemüther mit Schauer und Andacht erfüllten.

Mächtig erregt ward vornehmlich Friedrich's Seele, so oft er seinen Vater nach Kloster Lorch folgen durfte. Dort liegen die Gebeine der Hohenstaufen; da ruht der Ahnherr jener Reihe kaiserlicher Gewalthaber, die zu den glänzendsten Vertretern deutscher Macht und Herrlichkeit im Vaterlande sowie im fernen Italien gehören. Schiller's Vater wußte die Namen aller jener hochbegabten Herrscher zu nennen und gar Vieles von ihnen zu berichten, von dem trefflichen Konrad, von Friedrich dem Rothbart, von dem hochgebildeten Friedrich II. und dem unglücklichen Konradin, mit dem der Heldenstamm der Hohenstaufen erlosch.

Vater und Mutter trugen in ihrer Weise dazu bei, die sagenreiche Umgebung des Wohnortes noch zu heben. Was nicht die Ueberlieferungen der heimatlichen Gebirge zu erzählen wußten, mit denen so manche gern gehörte Sagen, die im Munde des Volkes fortlebten, in Verbindung standen, das flüsterten geheimnißvolle Stimmen aus den verfallenen Thürmen und Burgmauern dem dafür empfänglichen Gemüthe des Knaben zu. Und wenn derselbe von den Bergen heimkehrte, so waren es daheim bald die Reisen des Columbus, bald die Thaten Alexander's, welche Friedrich's junge Seele mit hohen Ideen erfüllten.

So fand überall die Bildung des Gemüths frische Nahrung, denn im Elternhause wohnten Liebe, Gottesfurcht, Ordnung und Mäßigkeit, und die beiden Geschwister lernten dort offen, wahr und gehorsam zu sein. Nur eine Eigenthümlichkeit Friedrich's erregte oft den Unmuth der Eltern: ihn wandelte zeitweilig die Versuchung an, Alles zu verschenken, Bücher, Kleider, sogar Theile seines Bettes. Eines Tages bemerkte der Vater, daß die Schuhe seines Sohnes nur mit Bändern zugebunden waren. Zur Rede gestellt, erwiederte Fritz: „Ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, er trägt sie nur am Sonntag; ich habe ja für die Sonntage noch ein Paar andere!" Der Vater theilte die Ansicht seines Sohnes keineswegs, entließ denselben jedoch für diesmal noch mit einem gelinden Verweise.

Nicht die gleiche Nachsicht zeigte der Vater, wenn Fritz mit derselben

Freigebigkeit hinsichtlich seiner Schulbücher schaltete und waltete. In solchen Fällen aber zeigte Schwester Christophine stets die Fülle ihres empfindsamen Gemüthes. Gar oft klagte sie sich als Mitschuldige an und nahm für den geliebten Fritz Scheltworte, wol gar Züchtigungen auf sich. Durch solche rührende Beweise von Geschwisterliebe ward dann nicht selten das Herz des Vaters gerührt und sein Unwille besänftigt.

Mit dem siebenten Jahre nahm Friedrich Abschied von den goldenen Tagen der ersten Kindheit, indem der Landesherr Schiller's Vater nach Ludwigsburg auf einen einträglicheren Posten berief; so gelangte der Knabe aus der Stille des Gebirges in das Geräusch einer kleinen Residenz.

2. Auf der Karlsschule.

Noch immer war es Friedrich's kindlicher Wunsch, Pfarrer — ein Moser — zu werden. Der Vater, der die vorzüglichen Anlagen seines Sohnes erkannte, hatte dagegen nichts einzuwenden, zumal in Württemberg der geistliche Stand ein hochgeachteter war. Um den Sohn für den erwählten Beruf vorzubereiten, ließ er denselben bald nachher in die lateinische Schule eintreten, wo Fritz mit zehn Jahren bereits in die zweite Klasse gerückt war. Der rasch emporgeschossene Bursche verstand seinen Mitschülern zu imponiren; die jüngeren fürchteten sich vor ihm und die älteren fügten sich seinen Anordnungen. Doch schlossen sich ihm nur wenige seiner Schulgenossen mit ganzer Seele an, am nächsten stand ihm der kleine Wilhelm von Hoven.

Eine mächtige Wirkung auf Friedrich's Fortentwicklung übte das Theater aus. Der Herzog Karl bot zu dieser Zeit Alles auf, um die Pracht seines Hofes leuchten zu lassen. Von jeher an übermäßige Verschwendung gewöhnt, scheute er keinen Aufwand, aus Frankreich wie aus Italien kamen Schauspieler, Tänzer, Sänger und Sängerinnen herbei, um an seinem Hofe aufzutreten. Fritz bot sich oft Gelegenheit, ihren Vorstellungen beizuwohnen, und nicht selten ward er stumm vor Staunen und Bewunderung, wenn er die prachtvollen Dekorationen, die künstlichen Elephanten und Löwen, die prächtigen Aufzüge zu Fuß und hoch zu Roß auf der Bühne betrachten durfte. Dies Alles beschäftigte seine junge Seele so sehr, daß er mit Beihülfe seiner Schwester es versuchte, das Geschaute zu Hause nachzubilden. Während Christophine Coulissen malte, Figuren ausschnitt und alles Nöthige herbeizuschaffen suchte, saß dann Friedrich in Gedanken versunken da, über ein Trauerspiel nachsinnend, das nicht selten in Ermangelung der gewünschten Zuschauermenge vor aufgehangenen Röcken und aufgestellten Stühlen zur Aufführung gelangte.

Nach der ersten Klasse der Anstalt der lateinischen Schule vorgerückt, versuchte Friedrich neben den alten Sprachen vorzugsweise gern sein Talent im Dichten und er brachte namentlich mit großer Leichtigkeit lateinische Verse

fertig. Es würde zuverlässig gute Fortschritte gemacht haben, wenn sich denselben nicht ein Hinderniß entgegengestellt hätte, indem aus nicht bekannt gewordenen Ursachen sich ein Mißverhältniß zwischen ihm und einem seiner Lehrer entwickelte. Friedrich verzagte an seinem Weitervorwärtskommen. Während seiner Freistunden streifte er einsam durch die benachbarten Auen und Wälder, und seine Gespräche mit den auserwählten Herzensfreunden schlossen dann mit Klagen über sein Schicksal, und die Sorge um seine Zukunft plagte ihn bei Tag und Nacht. So zeigte er während seiner Konfirmation solche Niedergedrücktheit und Gleichgiltigkeit, daß Vater und Mutter sich deshalb nicht wenig beunruhigten. Doch auch diese Zeit ging vorüber, und als er sich mit verdoppeltem Fleiße auf die alten Sprachen warf, brachten die nächsten Prüfungen ihm in allen bezüglichen Fächern die ausgezeichnetsten Censuren.

Im Jahre 1770 hatte Herzog Karl auf der Solitude eine Erziehungsanstalt für Söhne unbemittelter Eltern, hauptsächlich Soldatensöhne, errichtet. Schon in den nächstfolgenden Jahren wurde diese Anstalt erweitert, und es wurden auch Söhnen aus höhern Ständen, besonders Offizierssöhnen, der Eintritt gestattet. Dieselben sollten infolge des erweiterten Planes hier die nöthige Vorbereitung zur Universität erlangen. Um talentvolle Schüler für die Solitude zu gewinnen, erkundigte sich der Herzog oft persönlich nach den besseren Schülern der lateinischen Schule. Bei dieser Gelegenheit ward ihm auch der junge Schiller genannt; sämmtliche Lehrer erklärten ihn für einen überaus begabten Knaben. Es erging hierauf die Aufforderung an Schiller's Eltern, ihren Sohn der Akademie zu übergeben; ja der Herzog erbot sich denselben auf fürstliche Kosten unterrichten zu lassen und in Allem freizuhalten; auch wollte er später für eine gute Anstellung in seinen Diensten sorgen. Doch erst nach dreimaligem Andringen willigten die Eltern ein, sich von ihrem Sohne zu trennen, und die Mutter suchte in dem Gedanken Trost, ihren Liebling wenigstens jeden Sonntag sprechen zu können. So zog derselbe am 17. Januar 1773 in seinem blauen Röcklein, nebst einem Kamisol ohne Aermel, fünfzehn lateinischen Büchern und einer Baarschaft von 45 Kreuzern in die Solitude ein, um sich nach des Vaters Willen nunmehr dort zum Studium der Rechtswissenschaft vorzubereiten.

Der fleißige Schüler machte der guten Meinung seiner Lehrer Ehre; im Lateinischen gehörte er zu den besten Schülern; bald gewann er auch im Griechischen den ersten Preis. Jetzt begann in ihm der Quell der Dichtkunst wieder zu sprudeln, und bald überkam ihn eine Ahnung von seiner Begabung. Dabei erfüllten ihn religiöse Regungen, heilige Gefühle und Gedanken. Dann suchte er in Gebeten nach Beruhigung und hielt nicht selten mit anderen Karlsschülern förmliche Andachtsstunden. Die Vorträge jener Zeit waren natürlich weit ernster gemeint, als die kindlichen Predigten vor den Stühlen des Pastor Moser'schen Pfarrhauses.

Auf solch ein Gemüth mußte das neue Hohelied jener Zeit, Klopstock's vielbewunderter „Messias", wie ein Saatkorn wirken, das auf ein wohl vorbereitetes Erdreich gestreut wird. Das fromme Epos machte auf den jungen Schüler denselben mächtigen Eindruck, als vorher die Homer'schen Gesänge und Virgil's Oden. Diese Begeisterung für die Dichtkunst steigerte sich, als unser Schiller rasch hinter einander Lessing's Dramen, Shakespeare's Meisterwerke, den „Julius von Tarent" von Leisewitz und Gerstenberg's „Ugolino" kennen lernte; mehr noch regte ihn Goethe's „Götz von Berlichingen" an. Tieferes Eingehen in den Geist jener Dichtungen, vornehmlich der „Ugolino", weckte in ihm die Liebe zur tragischen Dichtkunst. Das unablässige Sinnen und Brüten führte jedoch keineswegs durch Ueberreizung zum Erschlaffen. Im Gegentheil, seine Seele erstarkte, aus dem schüchternen Knaben entwickelte sich ein Jüngling von kräftiger Gestalt und muthigem Selbstvertrauen.

Dieses Erwachen der geistigen Natur Schiller's fiel just in eine Periode, zu welcher die besten Kräfte unserer Nation sich bestrebten, unsere Sprache vom Bann Jahrhunderte alter Verkommenheit zu befreien und die ganze Schönheit derselben ans Tageslicht zu fördern. Indessen sie trachteten nicht allein dahin, der Dichtkunst neue freie Bahnen zu eröffnen, sie wollten auch die Zuerkennung dichterischen Werthes abhängig machen sowol von der Tiefe der ausgesprochenen Gedanken, dem Reichthum der schaffenden Phantasie, wie von der naturgetreuen Wahrheit der dargestellten Charaktere und der glücklichen Schilderung des innersten Seelenlebens. Die Schönheit der Form, in welche erhabene Ideen eingekleidet waren, sollte Hand in Hand gehen mit der harmonischen Entwicklung und Durchführung der leitenden Grundgedanken, kundgegeben in einer einfach edlen, reinen Sprache.

Solche Bestrebungen konnten nicht verfehlen, auf einen so begabten Jüngling, wie Schiller, ganz bedeutenden Eindruck zu machen und in dessen Geist und Gemüth den lebhaftesten Widerhall hervorzurufen. Manches Andere kam hinzu, Friedrich's dichterischen Sinn zu wecken und zu fördern, wenn auch der Zwang, welchen die auf der Karlsschule herrschende Erziehungsweise mit sich brachte, einer freieren Entfaltung der dichterischen Thätigkeit nicht gerade günstig sein mochte. Dabei waltete jedoch zwischen den meist jungen, lebensfrohen Lehrern der Karlsschule und deren Schülern ein Geist gegenseitigen Vertrauens. Ja, der nicht selten zu Härte und Eigenmächtigkeit geneigte Herzog zeigte sich Lehrern und Eleven seiner Lieblingsanstalt gegenüber meist von seiner bessern Seite. Nicht selten nahm er Ton und Sprachweise des besorgten Vaters an, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß sämmtliche Schüler der Karlsakademie demselben trotz des herrschenden Zwanges ein dankbares Andenken bewahrt haben.

So wirkte der Unterricht, die gebotenen Kunstgenüsse, das Theater und die gute Gesellschaft einer Hofhaltung auf Schiller's Geist belebend und anregend ein. Die Karlsschule bildete ein Stückchen Welt für sich, in der um=

zusehen es sich schon lohnte. Versicherte Schiller selbst doch in späteren Jahren seines Lebens, daß er seine glücklichste Zeit (freilich war es die Zeit der ersten Jugend) auf der Akademie des Herzogs zugebracht habe. Und schon damals hielt sich Schiller von aller Selbstverzärtelung fern, alles Unedle widerte ihn an und er lernte bereits zu jener Zeit die so heilsame Kunst, an sich selbst strengere Anforderungen zu stellen als an Andere. Bald begann er auch selbstthätig zu schaffen, und seine ersten Produkte legten Zeugniß ab von einem starken Gemüth und einer das Maß des Gewöhnlichen weit überragenden, schöpferischen Kraft. Doch hat er sowol seinen „Student von Nassau“ wie den „Cosmo von Medici“ nur als Stilübungen betrachtet und solche in der Folgezeit den Flammen übergeben. Die Rechtswissenschaft, der er sich nur dem Vater zu Liebe zugewendet, kam ihm, je mehr er der Poesie lebte, immer trockner vor, viel zu trocken für seinen Leben athmenden und Leben sprühenden Geist, und daher mag es wohl gekommen sein, daß seine Lehrer ihn zum Studiren überhaupt nicht geeignet hielten. Richtiger aber erkannte der Herzog den Zögling seiner Karlsschule, indem er alle Bedenklichen mit den Worten zurückwies: „Laßt mir diesen nur gewähren, aus dem wird schon Etwas.“

Im Jahre 1775 verlegte der Herzog, dem das immer gedeihlichere Erblühen seiner Lieblingsanstalt am Herzen lag, dieselbe nach Stuttgart. Am 18. November marschirten die Eleven mit ihren Vorgesetzten und Lehrern in Uniform und in militärischer Ordnung von der Solitude ab. Nachdem sie sich der Hauptstadt bis auf eine halbe Stunde genähert, stellte sich der Herzog, der ihnen feierlichst entgegengeritten war, zu Pferde an ihre Spitze. Langsam, im Paradeschritt, von einer großen Menschenmenge begleitet, zogen sie in Stuttgart ein. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Unter einem Blumenregen, umbraust von donnernden Lebehochs auf den Herzog, ging der Zug durch die Straßen. Am Eingange des Akademiegebäudes standen die Eltern und Angehörigen der Eleven und begrüßten die junge Schar mit freudigem Zuruf.

In dem so feierlich empfangenen Zuge marschirte auch der sechzehnjährige Schiller; aber der langhalsige Jüngling, dessen blasses Gesicht Sommersprossen bedeckten, muß nicht eben sehr reizend ausgesehen haben in seinem hellblauen Wamse von Kommißtuch mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch, die langen Beine in weißen Tuchhosen, auf dem Kopfe einen kleinen Dreimaster, unter dem an den Schleifen zwei mit Gips gekleisterte Papilloten hervorstanden, während hinten ein langer falscher Zopf vom Nacken den Rücken hinab baumelte. — Beim Eintritt des Zuges in die Akademie wurde der Herzog von den Professoren der Anstalt empfangen, worauf sich der Zug unter Trompeten- und Paukenschall in die Akademiekirche bewegte. Nach Beendigung der Festpredigt führte dann der Herzog selbst die Zöglinge in ihre neue Behausung ein und wies einem Jeden seinen Platz an.

Um die Akademie ihres Namens würdig zu machen, gründete der Herzog unter Anderem auch einen Lehrstuhl für die Medizin und ließ in den Reihen

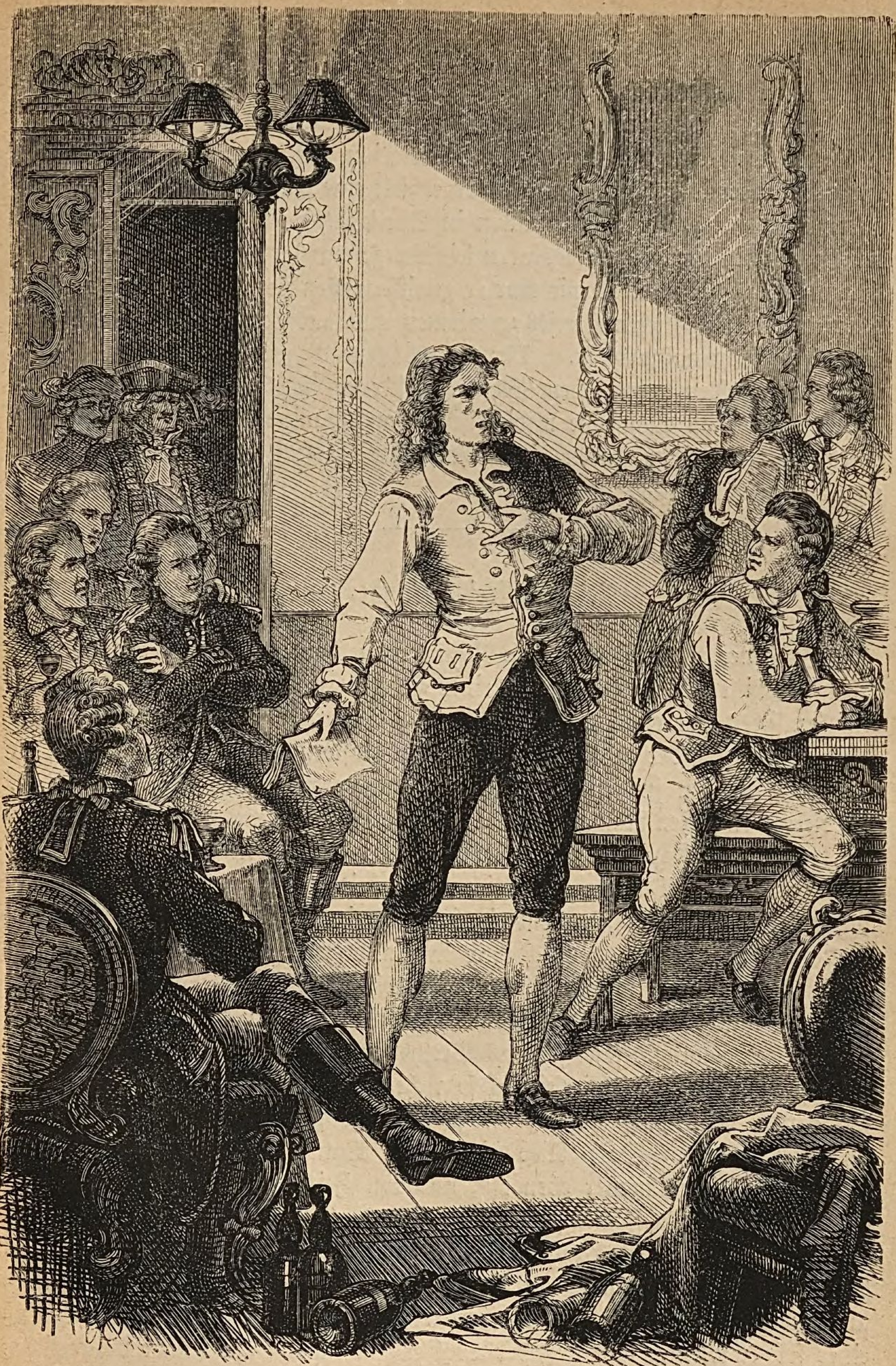
der Eleven umfragen, wer sich dem Studium dieser Wissenschaft geneigt zeigen möchte. Zu den sich meldenden Jünglingen gesellte sich auch Schiller, vielleicht mehr um des Reizes der Neuheit willen, als aus Interesse an der Sache. Sein Vater war allerdings hiermit nicht einverstanden, fügte sich aber, als der Herzog, welchem an thunlichster Ausfüllung der einzelnen Fächer seiner Anstalt lag, seine Billigung, ja seinen Wunsch ausdrückte, daß Schiller dem neugewählten Studium sich widmen möchte.

Die ganze Einrichtung der Akademie war nach streng militärischer Ordnung geregelt. Unter dem Leiter der Anstalt, Oberst Seeger, kommandirten zwei Majore, sodann Aufseher verschiedener Grade, unter denen besonders Leutnant Nieß sich durch unerbittliche Strenge hervorthat. Er war der Schrecken der Akademisten, zugleich aber die Zielscheibe aller guten und schlechten Witze, welche von den jungen Leuten losgelassen wurden. Dieser Nieß witterte verpönte Bücher hinter wohlverschlossenen Schrankthüren, und wehe dem Jünglinge, welcher der Sehnsucht nach dem verbotenen Genuß einer Pfeife in einem entfernten Winkel der Akademie nachgab. Denn Herr Nieß schnüffelte Raucher und sogar Schnupfer unerbittlich auf und hatte es bald herausgebracht, daß Schiller zu diesen beiden Klassen von Verbrechern gehörte. — Die Akademisten waren in fünf Divisionen getheilt, jede von einem Hauptmann kommandirt. Auf Kommando wurde Toilette gemacht, wurden die Lektionen gehört, wurde studirt, gespeist, gebetet, schlafen gegangen. So ging es das ganze Jahr hindurch, denn Ferien gab es in der Akademie nicht. Spaziergänge im Freien kamen nur selten vor und dann immer unter strengster Aufsicht. Doch fehlte es den Akademisten nicht an Gelegenheit zur Bewegung, denn sie erhielten Unterricht im Tanzen, Reiten und Fechten; auch war in dem geräumigen Garten Jedem ein Beet zugetheilt, welches er selbst zu pflegen hatte. Der Herzog aber interessirte sich persönlich so sehr für die Akademie, daß er alle Vorfälle bis in das Einzelste untersuchte, auch selbst Belohnungen vertheilte und Strafen diktirte. Häufig unterhielt er sich mit den Zöglingen, meist in herzlichem und väterlichem Tone; den vierteljährlich wiederkehrenden Prüfungen wohnte er von Anfang bis Ende bei und mischte sich auch wol selbst schulmeisterlich hinein. Da wurden Preise ausgetheilt, von Professoren und Eleven Festreden gehalten, auch auf einem eigens in der Akademie eingerichteten Theater Festspiele aufgeführt, bei welchen Schiller wiederholt mitgewirkt hat, wenn er auch, zum Schauspieler durchaus nicht geschaffen, sich in komische Rollen gar nicht zu finden wußte und in tragischen Rollen oft so sehr übertrieb, daß er die Zuschauer eher zum Lachen als zum Weinen reizte. Mehr Glück hatte er dagegen als Festredner; so sprach er einmal über das vom Herzog selbst gestellte Thema: „Die Tugend in ihren Folgen beleuchtet", in wärmster Sprache, welche ihm den lauten Beifall der anwesenden hohen Gäste eintrug.

In das neu aufgenommene medizinische Studium suchte sich der junge Schiller allen Ernstes einzuleben, wenn er auch daneben den inneren Drang

seiner dichterischen Natur nicht völlig zu überwinden vermochte. Schwer genug mußte es freilich bei der strengen Aufsicht in der Akademie dem jungen Dichter fallen, der unbeugsamen Hausordnung hin und wieder einige Augenblicke für den geheimen Umgang mit der Muse abzustehlen. Schon aus diesem Grunde schritt wol die Ausführung einzelner poetischer Leistungen, in denen er geistige Erfrischung und Erholung fand, nur sehr langsam vor. Hin und wieder mußte er sogar ein Unwohlsein vorschützen, um nur im Krankensaale der Akademie über die vorgeschriebene Abendstunde hinaus noch die Vergünstigung einer Lampe zu genießen, deren Schein unter anderen poetischen Versuchen auch einen Theil seines ersten Drama's, „Die Räuber", entstehen sah. Ertönte dann der Schritt des nahenden Aufsehers, so fuhr das Manuskript schnell unter bereit liegende medizinische Bücher, und wenn einmal der Herzog selbst, wie es nicht allzu selten geschah, die Runde machte, so mochte dieser das spätnächtliche Aufsitzen des „Eleven Schiller" bei scheinbar wissenschaftlichen Arbeiten nicht ungnädig vermerken. In solcher Weise dauerte es natürlich Jahre lang, ehe das größere Erstlingswerk zum Abschluß gelangte. Daß von einer Mittheilung der geheimen Arbeiten an die nächsten Freunde kaum die Rede sein konnte, versteht sich bei der strengen Disziplin der Akademie von selbst. Dennoch gelang es später einmal, das fertig gewordene Stück den eingeweihten Genossen zum Vortrag zu bringen.

In der Morgenfrühe eines Sommersonntags war die Abtheilung, bei der Schiller und seine Freunde standen, unter Führung ihres Hauptmannes zu einem ordonnanzmäßigen Spaziergang ausgerückt. Als sie zurückkamen und auf einige Stunden ohne die sonst übliche strenge Aufsicht ihrer sonntäglichen Freiheit sich erfreuen durften, gab es ein Gemunkel unter den Freunden, die Schiller umgaben, und während die Anderen sich in dem Garten tummelten, zogen sich Schiller und mehrere vertraute Gefährten, u. A. Hoven, Heideloff, Dannecker, Kapf und Schlotterbeck, sich einzeln und verstohlen seitwärts in ein unbelauschtes Zimmer zurück. Dort nahmen sie Platz, während Schiller ein zerknittertes, vielfach um- und durchgearbeitetes Manuskript aus der Brusttasche seiner Uniform zog. Es war sein Trauerspiel, das er bei dieser dem Reglement der Anstalt abgelisteten Gelegenheit den Freunden im Zusammenhange vorlesen wollte. Der Vortrag des Dichters war Anfangs ruhig und gehalten, als er aber zu der Stelle im vierten Akte kam, wo Karl Moor seinen todtgeglaubten Vater in dem Thurmkerker wiederfindet, steigerte sich der Ausdruck des Vorlesers zu solchem Feuer, daß die Freunde über die großartige Dichtung und die leidenschaftliche Deklamation in Erstaunen, ja in Bestürzung geriethen, worauf sie in lauten Beifallssturm ausbrachen. Nach einer anderen glaubwürdigen Ueberlieferung ereignete sich diese Scene im Bogserwalde; sie fällt in das Jahr 1780, während die ersten Anfänge der „Räuber" bis 1777 zurückreichen.



Schiller liest seinen Freunden „die Räuber" vor.

Inzwischen hatte Schiller im Zusammenhange mit seinen Fachstudien einen Aufsatz unter dem Titel „Philosophie der Physiologie" geschrieben, ohne damit jedoch den vollen Beifall des Herzogs zu ernten. Erst eine zweite Abhandlung über den „großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" sowie eine fachmedizinische Dissertation gaben den Ausschlag, daß er aus der Akademie entlassen wurde. Er erhielt eine Anstellung als Regimentsmedikus bei einem Grenadierbataillon in Stuttgart, womit freilich seine Person der Gewalt des strengen Landesherrn keineswegs entrückt war. Denn als Zögling der herzoglichen Akademie war er gewissermaßen verpflichtet, sich ganz den Diensten des herzoglichen Hauses zu widmen und aus denselben ohne gnädigste Erlaubniß nicht auszutreten. Der neugebackene Regimentsarzt empfing achtzehn Reichsgulden monatlichen Gehalt, wofür er sich kaum standesgemäß erhalten konnte, da auch seine medizinische Praxis, mit welcher er nicht sonderliches Glück gehabt haben soll, ihm keine großen irdischen Reichthümer eingetragen hat.

3. Schiller's Wanderjahre.

In seiner neuen Stellung als Regimentsmedikus nahm der einundzwanzigjährige Schiller in Stuttgart bei einer Hauptmannswittwe (der „Mischerin") sein ärmliches Quartier, dessen Ausstattung ein großer Tisch, zwei Bänke, ein Kleiderrechen an der Wand und in einem finstern Alkoven zwei Feldbetten (das eine für den jungen Medikus, das andere für seinen Diener) bildeten. In diesem einfachen Raume verkehrte der junge Mann mit lieben alten Freunden, namentlich Kapf und Scharffenstein, denen sich weiterhin auch die Akademiegenossen mit Petersen und Reichenbach, beide an der herzoglichen Bibliothek angestellt, zugesellten. Von Ludwigsburg herein, wo er als Waisenhausarzt wirkte, kam Hoven, so oft es sich thun ließ, und gar oft mag dann in heiterem Zusammensein bei dem einfachsten Mahle die lebenslustige Natur der jungen Leute vor lauter Muth und Uebermuth übersprudelt sein. In der Nähe von Schiller's Wohnung befand sich das Wirthshaus zum Ochsen, welches in seiner echt schwäbischen Gemüthlichkeit sich so recht zu einer „Geniesherberge" eignete. Da wurde denn nach Herzenslust gezecht und geraucht, gespielt und kraftgenialisch geredet. Doch blieb die bessere Natur des nach hohen Idealen ringenden Dichters immer oben auf, und von Zeit zu Zeit brachte mehr noch als ein strenges Kopfschütteln des Vaters das herzliche Liebeswort der Mutter den Sohn wieder in das rechte Geleise. Und was die Güte der Mutter vermochte, begreift man, wenn man sich an die Schilderung ihres Charakters (vgl. S. 123) und an Scharffenstein's Lob desselben erinnert. Zu dem sänftigenden Einfluß einer solchen Mutter kam noch der wohlthuende Umgang mit einer mütterlichen Freundin, welche Schiller um jene Zeit in der verwittweten Frau Wilhelmine

von Wolzogen gewann, deren Söhne er schon auf der Militärakademie kennen gelernt hatte. Es war eine durch seltne Herzensgüte und gesellige Anmuth ausgezeichnete Frau, welche nicht wenig dazu beitrug, daß der empfängliche Sinn des Dichters für alles Hohe und Edle stets wach blieb.

Im Kreise solcher Freunde und Freundinnen vergaß der junge Regimentsmedikus gerne die Widerwärtigkeiten seines Amtes, welches es mit sich brachte, daß er einem aufreibenden Lazarethdienst sich widmen mußte. Allein auf die Dauer fand er doch an diesem Leben nicht das rechte Genüge, er kam vielmehr zu der Einsicht, daß die Heilkunde eben nicht das Feld wäre, auf welchem ihm besondere Erfolge blühen würden. So wendete er sich denn mit erneuerter Liebe wieder der edlen Dichtkunst zu und brachte sein gewaltiges Drama „Die Räuber" in die Oeffentlichkeit. Seine Kraft, durch den Zwang einer strengen Erziehungsweise so lange zurückgehalten, durchbrach in dieser Erstlingsschöpfung alle Schranken des bis dahin Ueblichen. Jenes kühne Werk, dessen Träger an ihren ungebändigten zum Theil ungeheuerlichen Leidenschaften zu Grunde gehen, entschied über Schiller's ganzes künftiges Leben. Wiewol es den „Räubern" an innerer Wahrheit fehlt und so vielfach sich auch die Form anfechten läßt, so hatte sich doch in ihnen ein Talent offenbart, welches noch viel Bedeutenderes in Aussicht stellte. Trotz aller seiner Schwächen wurde das gewaltige Drama viel mehr bewundert und gepriesen, als getadelt, besonders jauchzte ihm die ungestüme Jugend zu. Ganz Deutschland begrüßte den Urheber des epochemachenden Werkes voller großen Erwartungen. Und man täuschte sich keineswegs. Rasch wurde eine Reihe anderer Dichtungen bekannt, welche das Interesse an dem talentvollen schwäbischen Dichter wo möglich noch steigerte, während allerwärts Nachahmungen der „Räuber" in Form von Räuberromanen und -Dramen darauf hinwiesen, wie glücklich der erste Wurf unseres Schiller gelungen war. Aber auch in anderer Richtung brachte dem Dichter sein Werk einen wirklichen Erfolg; es führte ihm ein in aufopfernder Liebe treu ergebenes Freundesherz zu. Ein junger Musiker, Namens Andreas Streicher, 1761 zu Stuttgart geboren, hatte mit Begeisterung die „Räuber" gelesen und fand endlich die Gelegenheit zur Erfüllung seines Herzenswunsches, mit dem Dichter persönlich bekannt zu werden; er hat diese erste Zusammenkunft mit Schiller treu im Gedächtniß bewahrt. Streicher hatte sich den Dichter der „Räuber" als einen heftigen jungen Mann vorgestellt, dessen Feuer in Sprache und Geberden alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müßte. Wie angenehm fand er sich da enttäuscht, als ihm bei jenem Zusammentreffen das seelenvollste, anspruchsloseste Gesicht entgegenlächelte. Bescheiden lächelnd wurde die schmeichelhafte Anrede des jungen Künstlers von dem Dichter erwiedert, der im Gespräche die zarteste Sprache führte und über Alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neue, ungewöhnliche und doch überzeugende, natürliche Anschauungen entwickelte. Das anfänglich blasse Aussehen, das im Lauf des Gespräches in hohe Röthe überging,

die etwas krankhaft erscheinenden Augen, die kunstlos zurückgeworfenen Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vortheilhaft gegen die Geziertheit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Es war eine günstige Stunde, als der junge Musiker den jungen Dichter kennen lernte. Sie wurden Freunde, und keine der idealen Freundschaften jener Zeit war höheren Schwunges als die, welche fortan Streicher seinem Schiller weihte. Der Dichter hatte hier ein Herz gefunden, in welches er alle seine Ansichten, Pläne und Sorgen niederlegen konnte, und der weiche, träumerische Musiker gewann in dem täglichen Umgange mit dem verehrten und geliebten Freund eine Kraft der Aufopferungsfähigkeit, die zu bewähren er nur zu bald Gelegenheit erhalten sollte.

Unterdessen hatte Schiller mehrere Aufforderungen erhalten, sein Trauerspiel einer Umarbeitung zu unterziehen, damit es auf der Bühne dargestellt werden könne. Nachdem er diesem Wunsche thunlichst entsprochen, wurde dann das Stück zum ersten Male 1782 in Mannheim unter ganz außerordentlichem Beifalle aufgeführt. Aus den rheinischen Städten (so erzählt uns Johannes Scherr in seiner Biographie Schiller's), aus Heidelberg, Darmstadt, Worms, Speier, Frankfurt und Mainz waren die Leute zu Roß und zu Wagen gekommen, und wer sich einen Platz sichern wollte, mußte schon um 1 Uhr Mittags im Theater sich einfinden. Schiller selbst kam noch mit knapper Noth vor dem Aufziehen des Vorhangs auf den ihm reservirten Platz im Parterre, und da stand er nun ungekannt unter der Menge, dem Wahrspruch entgegenharrend, welcher seine Zukunft bestimmen, sein Schicksal entscheiden sollte. Wie muß dem Jüngling das Herz in der Brust geschlagen haben, wenn er seine Blicke über das „vielköpfige Ungeheuer", genannt Publikum, hinschweifen ließ, welchem jetzt die Anerkennung oder Verdammung dessen anheimgegeben war, was er in glühenden Stunden gesonnen und geschaffen! Aber der Vorhang hob sich und das Spiel begann.

Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt: Boek spielte den Karl, Iffland den Franz, Beil den Schweizer. Zwar die drei ersten Akte thaten keine bedeutende Wirkung, aber mit dem vierten trat ein vollständiger Umschwung ein. Mit dem Feuer der Schauspieler steigerte sich natürlich auch das der Zuschauer, und die wilde Großartigkeit der Dichtung riß Alle mit sich fort. Ein tiefes Schaudern bebte durch das Haus, als Iffland in seiner großen Scene, wo er sich anschickte, die furchtbare Vision Franz Moor's zu erzählen, mit geisterbleichem, vom irren Lampenlicht beleuchteten Gesicht ohnmächtig zusammenbrach, und als nach zehn Uhr der Vorhang fiel, machten die Zuschauer ihren stürmisch erregten Gefühlen durch ungestümen Beifall Luft.

Glücklich über den errungenen Erfolg kehrte Schiller von seiner heimlichen Ausflucht in seine Berufsthätigkeit zurück, die ihm fortan freilich noch geringere Befriedigung als bisher gewähren mußte. War er in Mannheim als der Dichter Schiller bewillkommnet, welchem Männer von Geist und

Ansehen sich huldigend nahten, so galt er in Stuttgart nur als der Regimentsmedikus Schiller, im Range etwa einem Feldwebel gleich, der zu widerwärtigen Verrichtungen verpflichtet und einer einförmigen Thätigkeit unterworfen war. Um diese zu beleben, ging er mit feurigem Eifer an eine Fortsetzung der dramatischen Arbeiten und trieb zunächst auf der Bibliothek geschichtliche Vorstudien für das ins Auge gefaßte Trauerspiel „Fiesco".

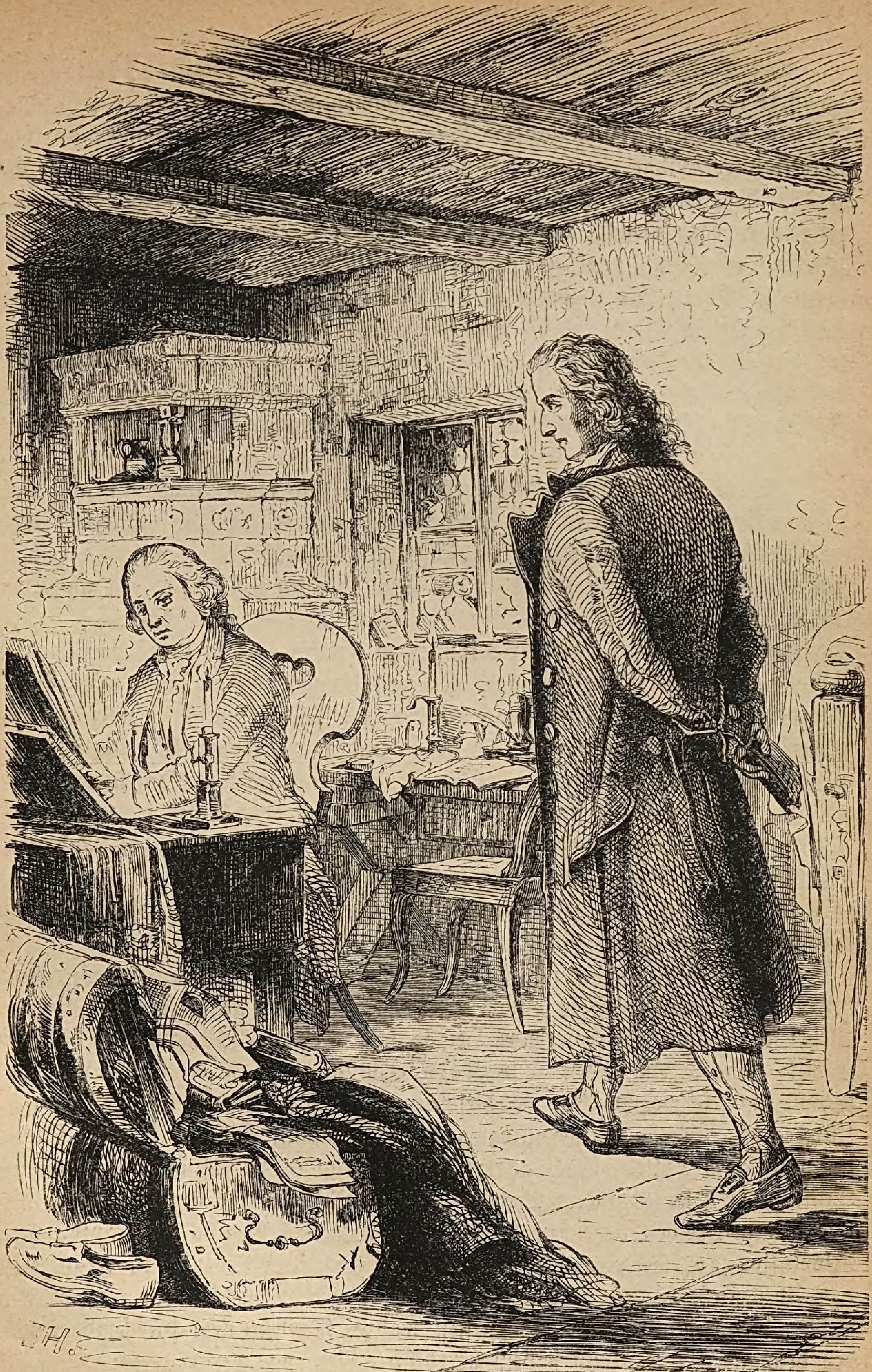
Als aber einige Monate später eine zweite Aufführung der „Räuber" auf der Mannheimer Bühne in Scene ging, konnte Schiller abermals nicht fern bleiben, doch zog ihm diese wiederholte Reise ohne des Herzogs Erlaubniß eine Ordnungsstrafe zu, welche er in einem vierzehntägigen Arrest abzubüßen hatte. Außerdem erwuchs ihm noch ein anderer Verdruß infolge der öffentlichen Aufführung seines Stückes. Die biederen Graubündner jener Tage fühlten sich nämlich durch eine Stelle des Drama's, welche sie auf sich bezogen, beleidigt und verklagten deshalb den Dichter beim Herzog. Dieser verbot infolge dessen Schiller, irgend Etwas, das nicht zu seinen medizinischen Fachstudien gehöre, zu veröffentlichen. Eine derartige Beschränkung seiner Freiheit mußte aber dem aufstrebenden Genius um so drückender erscheinen, je günstigere Aussichten sich ihm aus der wohlwollenden Aufnahme seiner „Räuber" seitens des Publikums eröffneten. Mehr noch, Schiller hatte mit einigen namhaften Männern sich zur Herausgabe einer Literaturzeitung verpflichtet. Unter diesen Umständen ist es wohl begreiflich, wenn er daran dachte, sich dem unleidlichen Zwange, den der Herzog über ihn verhängte, auf jede Art zu entziehen. Er sann auf Flucht aus dem herzoglichen Lande und fand bei diesem Plane an dem treuesten aller Freunde, an seinem geliebten Streicher, den wirksamsten Beistand; ja dieser war sofort bereit, Schiller auf der beabsichtigten Flucht zu begleiten. Vor Allem galt es zunächst, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Doch vergebens rechnete Schiller auf die Unterstützung des Mannheimer Theater-Intendanten von Dalberg. Indessen half zunächst die Armuth wieder der Armuth. Eine kleine Geldsendung, um welche Streicher seine Mutter gebeten, traf nach langem Warten ein und ermöglichte es den Freunden, Frankfurt a. M., wohin man schon geflohen war, zu verlassen. Der treue Andreas, nur seiner Begeisterung für den Freund Gehör gebend, verzichtete einstweilen auf eine Reise nach Hamburg, um den Dichter nicht zu verlassen, bevor dessen Schicksal irgend eine günstigere Wendung genommen hätte. Die Reise ging mit dem Marktschiff den Fluß hinab nach Mainz und von da zu Fuße nach Worms, wohin sich Schiller einen Brief von Meyer ausgebeten hatte. Der Brief war da und bestellte den Dichter in das eine kleine Wegstunde von Mannheim entfernte Dorf Oggersheim und hier, in der Herberge, welche den nichts weniger als poetischen Namen „zum Viehhof" führte, trafen denn die Wanderer mit Meyer und seiner Frau zusammen. Der Regisseur theilte dem Dichter mit, daß Dalberg zweifelsohne zur Annahme des ungearbeiteten „Fiesco" sich verstehen würde, und es wurde also beschlossen, daß Schiller in der Abgeschieden-

heit von Oggersheim das Drama umarbeiten und, da von Frau Meyer mitgebrachte Stuttgarter Briefe noch immer die Gefahr eines Auslieferungsbegehrens betonten, unter dem Namen „Schmidt" hier verweilen sollte. Frau Meyer schickte am folgenden Tage die Koffer der Freunde und Streichers kleines Klavier heraus und so richteten sie sich, so gut es ging, im Viehhof ein. Freilich war dieser Aufenthalt trübselig genug, um so mehr, da eine rauhe Spätherbstwitterung die Freunde in die vier Wände einer unsaubern und zerrütteten Wirthschaft bannte. Sie hausten in einer kleinen, vor Zeiten weißgetünchten Stube, durch deren zerbrochene und kümmerlich mit Papier verklebte Fensterscheiben der kalte Novemberwind blies. Ein mit Klammern an die Wand befestigter Tisch, zwei Stühle, wovon der eine ohne Lehne, und ein altväterisches Bettgestell in einer Ecke, das war das ganze Mobiliar. Das dürftige Feuer in dem ungeheuren Kachelofen vermochte den Raum nicht zu durchwärmen.

Hierzu kam noch, daß bei knappster Sparsamkeit der Geldvorrath Streicher's für nur drei Wochen ausreichte. Aber die Jugend und der ideale Sinn halfen über alle Unannehmlichkeiten des Augenblicks hinweg. Stunden lang schritt der Dichter voll der tiefsten Ideen in dem kleinen Raume auf und ab, gesenkten Hauptes der Gestaltung dramatischer Bilder nachsinnend. Zur Seite sitzt der treue Andreas an dem kleinen Klavier und greift in die Tasten, wohl wissend, wie sehr die Musik dem Freunde die Seele löst und des Dichters Gedanken entbindet. Schiller steht dann von Zeit zu Zeit still und lauscht den ermuthigenden Klängen; plötzlich richtet er den Kopf empor und eilt an den Tisch, um beim trüben Scheine eines Talglichtes auf das Papier zu werfen, was der Genius ihm offenbart hat.

Inzwischen beschlich die Mannheimer Freunde des Flüchtlings doch die Sorge, daß sein Aufenthalt in der Umgebung der Stadt nicht Sicherheit genug biete, und es wurde dem Dichter durch seine Freundin, Frau von Wolzogen, auf einem ihrer Güter, Bauerbach bei Meiningen in Thüringen, ein Asyl gewährt. Dorthin zog Schiller, nach einem ergreifenden Abschiede von Freund Streicher im November 1782, und arbeitete dort während des Winters an seinen Dramen „Verschwörung des Fiesco", „Kabale und Liebe" und an den ersten Ideen seines Schauspieles „Don Carlos."

Im Sommer 1783 verließ Schiller sein ländliches Asyl und wandte sich wieder nach Mannheim, um mit dem dortigen Theater in nähere Verbindung zu treten, und wie er jeden großen Schritt seines Lebens mit Entwürfen zu einer umfassenden Wirksamkeit weihte, so kündigte er auch damals von Mannheim aus sein ferneres Wirken durch mehrere Programme an. Unter Anderem richtete er folgenden Zuruf an seinen Leserkreis: „Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Fürst, mein Vaterland, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Gern gestehe ich, daß bei Herausgabe meiner „Rheinischen Thalia" meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."



Friedrich Schiller und Andreas Streicher in Oggersheim.

Der Intendant Dalberg jedoch zeigte sich gegen Schiller, der ihm so begeistert und vertrauensvoll entgegengekommen war, gerade nicht sehr edel. Ward auch Schiller nach langem Harren endlich zum Theaterdichter an der Mannheimer Bühne ernannt, so änderte doch diese Stellung nur sehr wenig in der äußeren Lage unseres Dichters; dieser seufzte vielmehr nach wie vor unter dem Drucke der Armuth, und als gar das Publikum seinen „Fiesco" mit einer gewissen Zurückhaltung aufnahm, ging auch Dalberg's Gunst zu Ende. Aber gerade in den trüben Tagen der Noth zeigte sich die Seelengröße Schiller's und die Stärke seines Charakters. Kämpfend mit den Sorgen um die Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse, hielt sein Geist doch an den hohen Idealen fest, die sich ihm in göttlicher Klarheit entfaltet hatten, und treffend sagt deshalb sein englischer Biograph Thomas Carlyle von ihm:

„Wenn das Leben eines Autors bewegter und schmerzlicher ist als das anderer Menschen, so ist es doch geiststärkender und erhebender. Das Schicksal kann ihn unglücklich machen, verächtlich machen kann er nur sich selbst! Die Geschichte des Genius hat in der That ihre lichte Seite so gut als ihre dunkle. Und wenn es betrübend ist, das Elend und — was schlimmer — die Erniedrigung so vieler begabter Männer zu überschauen, so ist es doppelt beglückend, andererseits über die Wenigen nachzudenken, die es inmitten der Versuchungen und Sorgen, denen das Leben in all seinen Gebieten und zumeist in den ihrigen unterworfen ist, in Ruhe und tugendreicher Majestät durchwandert haben und nun nicht weniger ihres Lebens als ihrer Schriften halber unserm Andenken heilig sind. Solche Männer sind die Blüte dieser niedern Welt; ihnen allein gebührt das Beiwort „groß" mit dem ganzen Nachdruck seines stolzen Klanges. In ihrem Dahinscheiden ist die Harmonie, die man zu betrachten liebt; wer Heldengedichte schreiben will, der sollte aus seinem ganzen Leben ein Heldengedicht machen."

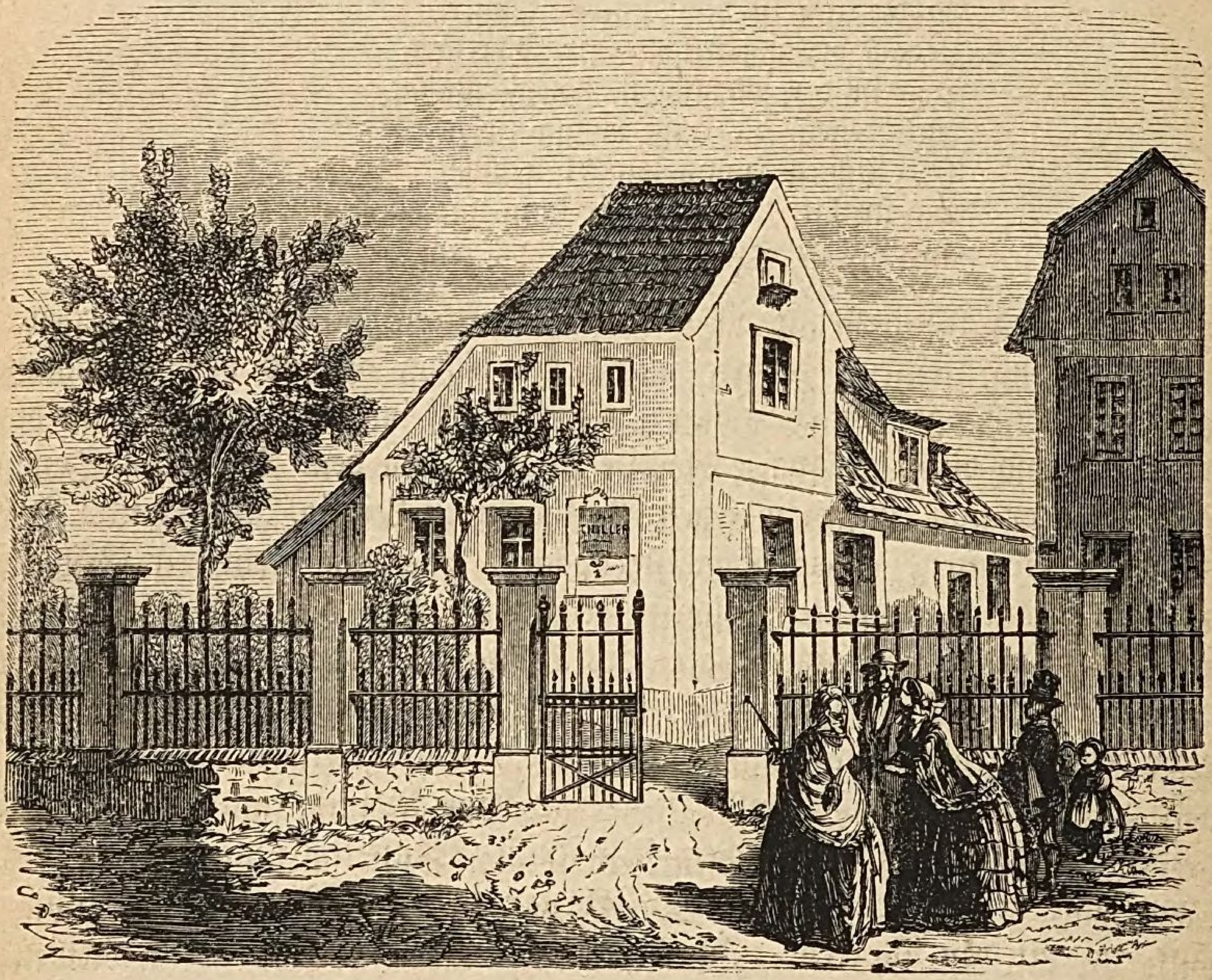
Schiller benutzte die sich ihm darbietende Gelegenheit, am benachbarten hessen-darmstädtischen Hofe einige Scenen aus seinem „Don Carlos" vorzulesen, wofür ihn der regierende Herzog von Sachsen-Weimar, der daselbst zufällig gegenwärtig war, zum Rath ernannte. Diese Auszeichnung war Schiller um so werthvoller, da dieser ausgezeichnete, den Wissenschaften und Künsten ergebene Fürst hiermit auch des schwäbischen Dichters höheres Streben anerkannt hatte. Eine andere Ehrenbezeigung widerfuhr ihm mehrere Jahre später seitens unserer Nachbarn überm Rhein. Die französische Republik verlieh dem Freiheit liebenden Dichter schon bald nach Beginn der französischen Revolution das Bürgerrecht. Als aber später die Bewegung in Frankreich in schrankenlose Willkür und wüste Blutgier ausartete, war Schiller der Erste, welcher dieses sinnlose, allen Begriffen wahrer Freiheit widersprechende Treiben brandmarkte, u. A. in seinem herrlichen „Liede von der Glocke":

„Freiheit und Gleichheit hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein!"

Doch was bedeuten alle die genannten äußeren Anerkennungen gegen die Huldigung aus tiefstem Herzen, welche ihm schon damals von so manchem begeisterten Anhänger seiner Dichterwerke bald still im Verborgenen, bald durch lautes Lob und durch greifbare Beweise zu Theil wurden! Schon im Sommer 1784 hatte er von einigen warmen Verehrern in Leipzig, Körner und Huber und deren Bräuten, einem Schwesternpaare, eine von mehreren Geschenken begleitete, herzlich gemeinte Zuschrift erhalten. Aus dem sich infolge dessen mit Körner, dem nachmaligen Vater des Dichters Theodor Körner, entspinnendenden Briefwechsel erwuchs rasch eine jener edlen und idealen Freundschaften, welche dem achtzehnten Jahrhundert so sehr zur Ehre gereichen. Dieser Freundschaft verdankte nun auch Schiller sehr bald seine Rettung aus dem alltäglichen Treiben in Mannheim, in welchem sein idealer Sinn fast unterzugehen drohte. Schon ganz gebeugt rief er am 22. Februar 1785 die Freunde in Leipzig um Hülfe an mit den Worten: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben; in einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir hier zuwider. Werden Sie mich wohl aufnehmen? — —" Und die erbetene Hülfe blieb nicht aus; die umgehend erfolgende Einladung war von einer reichen Geldspende für die Reise begleitet. Am 17. April traf Schiller in Leipzig ein, von wo er schon nach wenigen Wochen in die ländliche Stille des benachbarten Dorfes Gohlis übersiedelte.

Durch das Schattengrün des Rosenthales führt von der Stadt Leipzig ein kurzer Gang in nördlicher Richtung nach dem Dorfe Gohlis, wo das kleine Haus steht, welches schon Tausende von Wallfahrern als eine jener Stätten betreten haben, die „ein guter Mensch geweiht hat für alle Zeiten." Hier bewohnte

Schiller im ersten Stock ein Stübchen mit einem daran stoßenden Schlafkämmerchen. Oft begrüßte er in dem kleinen Raume seine frohgestimmten Freunde, und lautere Freude hallte dann wieder. Von Sorgen entbunden, im Kreise guter und liebevoller Menschen, dichtete er hier das wunderbar ergreifende und hinreißende Lied an die Freude: „Freude, schöner Götterfunken!"; auch setzte er seine Arbeiten am „Don Carlos" fort. Doch litt es ihn nicht lange in dieser Gegend, da sein Freund Körner inzwischen als Oberkonsistorialrath nach Dresden versetzt worden war. „Was soll ich noch hier?" schrieb er Anfangs September dem Freunde. „Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freunde schwermüthig vorüber, wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands.



Das Schillerhaus in Gohlis bei Leipzig.

Nur das Vergangene macht sie mir theuer. Die ganze Gegend ist für mich öde, denn die Seele ist dahin!" — Bald darauf folgte er denn auch den Freunden nach Dresden nach und lebte dort, wohl aufgehoben, bei den Freunden mehrere Jahre theils historischen, theils philosophischen Studien.

Unweit Dresden besaß der Oberkonsistorialrath Körner beim Dorfe Loschwitz einen Weinberg und darin ein kleines Haus, das er in der schönen Jahreszeit mit seiner Familie zu bewohnen pflegte. Hier genoß der Dichter gar häufig seines Gönners Gastfreundschaft. Aber auf der Höhe des Weinbergs, mit der Aussicht auf die ferne Stadt, steht noch heute der „Schillerpavillon", ein einfaches Häuschen, in welchem Schiller an schönen Tagen zu arbeiten liebte.



Schiller und Körner in Loschwitz bei Dresden.

Der Blick auf das malerische Thal, durch dessen Wiesengründe und Rebengelände der Elbstrom hinzieht, ist außerordentlich reizend, ein rechter Dichterwinkel und Dichterhorst, von dem aus die Muse Schiller's ihren freiesten Flug unternehmen konnte. Gern schweifte er in der anmuthigen Landschaft umher, aber gern kehrte er auch wieder zu dem traulichen Heim zurück, wo ihm der freundlichste Verkehr mit lieben Personen winkte. So gehörte dieser Aufenthalt in dem Loschwitzer Landhause im Herbst 1785 zu den angenehmsten Lebenserfahrungen des Dichters, und wiederholt kehrte er dorthin im Sommer 1786 wie im Frühling 1787 zurück. Es war aber auch eine fruchtbare Zeit für ihn, sowol an freundlichen Anregungen wie an gediegenen Arbeiten. Dort vollendete er seinen „Don Carlos", entwarf das Schauspiel „Der Menschenfeind" und den ersten Plan zu dem Roman „Der Geisterseher". — Schon damals dachte er ernstlich daran, sich außerhalb des Gebietes der Dichtkunst einer andern Thätigkeit zu widmen, die sein Fortkommen zu sichern vermochte. Nachdem er eine Zeit lang zwischen Medizin und Geschichte geschwankt hatte, führten ihn die geschichtlichen Vorarbeiten zum „Don Carlos" auf einen reichen Stoff: den Abfall der Niederlande unter Philipp II. Zu jener Zeit faßte er auch die Idee zum „Geisterseher", auf welche ihn die Fahrten des berüchtigten Grafen Cagliostro brachten, der in Italien, Rußland, Deutschland und Frankreich als Geisterbeschwörer, als Arzt, als Alchymist, als Freimaurer und religiöser Schwärmer manches Jahr sein Unwesen getrieben, alle Welt getäuscht und betrogen, die Beutel, Schatullen und Schmuckkästen vieler seiner Verehrer geleert hatte, bevor es gelang, den Betrüger zu enthüllen, und ihn endlich zu Rom in lebenslängliche Haft zu bringen.

Im Jahre 1787 finden wir Friedrich Schiller in Weimar, wo er sich von Wieland und Herder mit Wohlwollen aufgenommen sah und die Aufforderung erhielt, der Zeitschrift „Merkur" seine Kraft zuzuwenden. Schiller unterzog sich dieser Aufgabe mit allem Fleiße, auch fanden seine Beiträge allgemeine Anerkennung. Den darauf folgenden Sommer verlebte er in dem Hause der Frau von Lengefeld, welche während der Sommermonate auf einem Landgute bei Rudolstadt und die übrige Zeit in dieser Stadt selbst sich aufhielt. Er schreibt darüber: „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage verlebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet." Er hatte sich nämlich hier mit Fräulein Charlotte von Lengefeld verlobt. Während dieser glücklichen Zeit machte unser Dichter die Bekanntschaft Goethe's, der damals schon als zu den ersten Dichtern der damaligen Glanzperiode der deutschen Literatur zählte. Obgleich Anfangs ihre Gefühle und Anschauungen eher aus einander gingen, als miteinander harmonirten, so konnte sich doch sehr bald schon der jüngere Genosse überzeugen, daß der zehn Jahre ältere Goethe ihn wahrhaft schätzte und jede Gelegenheit benutzte, wo er sich ihm nützlich zu zeigen vermochte. Durch ihn erhielt Schiller eine Professur an der Universität zu Jena.

Ehe er dieselbe antrat beschäftigte er sich eifrig mit historischen Arbeiten und schreibt, darauf Bezug nehmend, einem seiner Freunde: „Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Der Anblick großer, unbebauter Felder hat für mich viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt."

Unausgesetzt studirte er in dieser Periode die altgriechischen Schriftsteller. „Ich lese fast nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Einfachheit zu entfernen anfing!" — so schreibt und so streng urtheilt er über sich selbst.

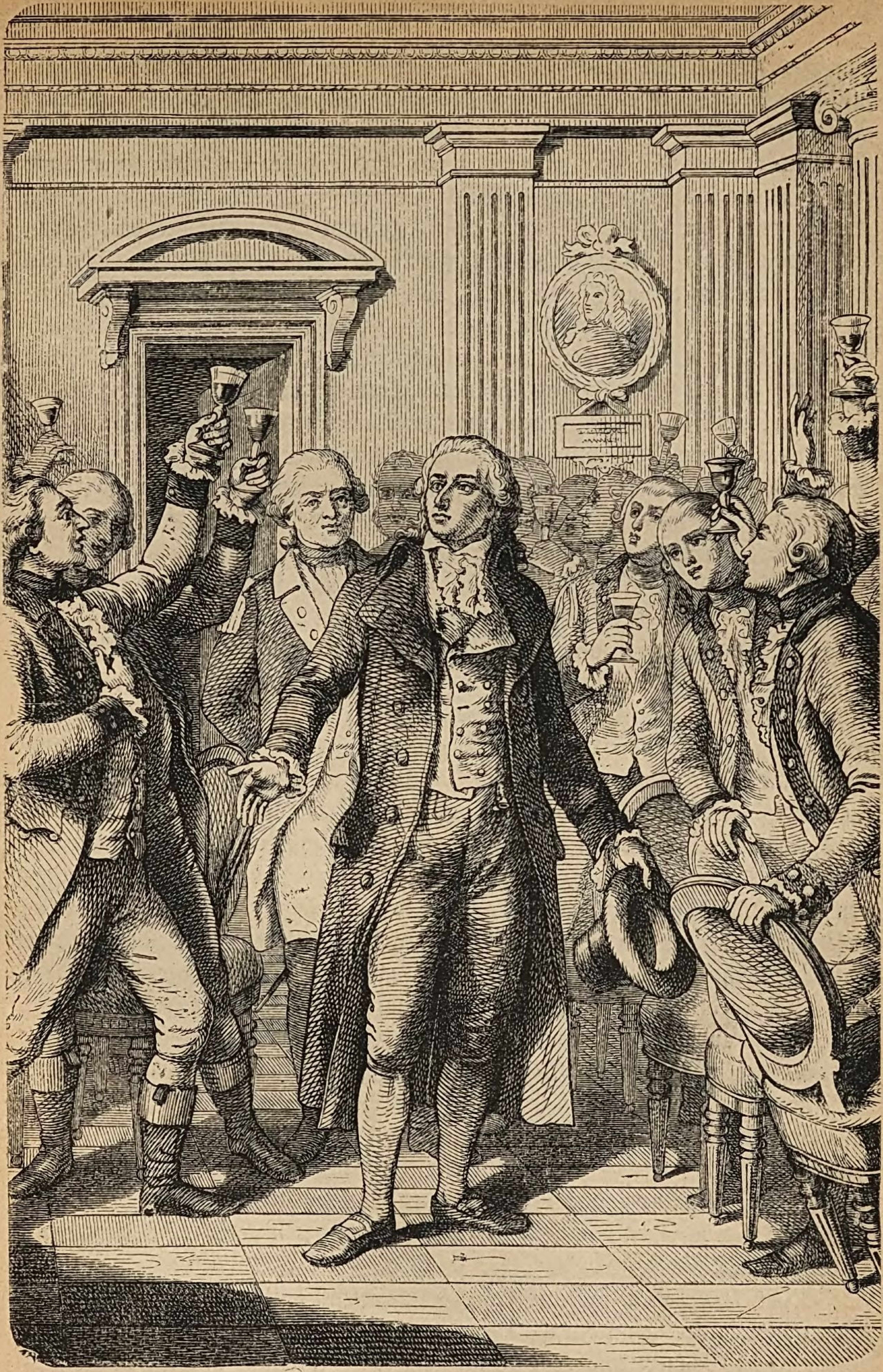
4. In Jena.

Die ersten Jahre seiner Wirksamkeit in Jena verflossen im Ganzen äußerst glücklich. Seine Vorlesungen der Geschichte wurden von mehr als 400 Zuhörern besucht; seine literarischen Arbeiten verschafften ihm eine, wenn auch nicht übermäßig große, denn doch ausreichende Einnahme. Unter solchen Umständen nahm er keinen Anstand, seinen eigenen Hausstand zu gründen, indem er seine Verlobte als Gattin in sein Haus einführte. Wie glücklich er jetzt sich schätzte, läßt sich aus seinen Briefen erkennen. Er schreibt: „Es lebt sich ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich Alles um mich her in dichterische Gestalten. Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Geist findet schönste Nahrung und Erholung. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich mein Ziel erreicht habe, erstaune ich selbst, wie Alles weit über meine Erwartung gegangen ist. Das Schicksal hat mich gleichsam zum Ziele getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles." Allen, welche damals mit Schiller verkehrten, machte auch seine äußere Erscheinung einen imposanten Eindruck. Seine große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt ward gehoben durch eine gewisse militärische Haltung, die ihm noch von der Akademie her geblieben war. „Dazu kam", so erzählt uns seine Schwägerin Karoline, „die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, welches ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und, sich im Aeußeren ausdrückend, seinem Auftreten etwas Edles verlieh. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal und Arme und Füße standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen Blau und Lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich

starken Augenbrauen warf, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er in ruhigem Schauen mehr in das eigene Innere gekehrt als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche; die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Seine Stimme war nicht hell noch wohlklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester. Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Er liebte sehr Blumen um sich, und Lilien hatte er vor allen gern."

Die aus der ersten Periode des Aufenthaltes in Jena herrührenden Arbeiten Schiller's gehören dem Bereiche seines damaligen Studiums, der allgemeinen Geschichte, sowie der Geschichte und Poesie des Alterthums, an. Hierher gehören „Die Götter Griechenlands", „Die Künstler", sowie unausgeführt gebliebene Entwürfe zu epischen Gedichten aus der Geschichte Friedrich's des Großen. Angeregt durch Reinhold, beschäftigte sich Schiller in den nächsten Jahren eifrig mit dem Studium der philosophischen Schriften des großen Denkers Kant, und so entstanden während 1792 und den folgenden Jahren eine Reihe philosophischer und ästhetischer Abhandlungen, welche als „Kleine prosaische Schriften in vier Bänden" in den Jahren 1792 bis 1802 veröffentlicht worden sind.

In dieselbe Zeit fällt leider der Beginn jenes körperlichen Leidens, dem schließlich Schiller's Körper unterliegen sollte. Im Jahre 1791 warf eine gefährliche Brustkrankheit den Dichter aufs Krankenlager, so daß das erträumte Glück recht bedrohlich getrübt ward. Schiller's Gesundheit war für dessen ganze übrige Lebenszeit zerrüttet. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmste befürchten, und er mußte seine Vorlesungen wie alle anderen anstrengenden Arbeiten aussetzen. Jetzt kam es darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen; doch ehe die Freunde im Vaterlande sich zu solchem Zweck vereinigten, traf unerwartet Hülfe von Dänemark ein. Von dem für den Dichter begeisterten Erbprinzen von Holstein-Augustenburg, sowie dem gleich fühlenden Grafen von Schimmelmann wurde ihm auf drei Jahre ohne alle Bedingung ein Jahrgehalt von tausend Thalern



Schiller's Huldigung durch die Karlsschüler.

10*

angeboten. Und dieses hochherzige Anerbieten wurde dem leidenden Dichter entgegengebracht auf eine so feine und zarte Weise, daß er es nicht wohl ausschlagen konnte. So konnte er schon Ende Juli mit seiner Gattin nach Karlsbad aufbrechen. Hier entwarf er nun, da trotz der Schwäche seines Körpers ihm die volle Kraft des Geistes geblieben war, den Plan zu seinem „Wallenstein", der jedoch erst nach sieben Jahren, 1799, völlig beendigt wurde. Nachdem er seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" zu Ende gebracht hatte, unternahm er im August 1793, von seiner Gattin begleitet, eine Reise in seine Heimat. Er verbrachte, abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg verweilend, im Kreise seiner Eltern und Freunde glückliche Tage, verschönert durch die Geburt seines ersten Sohnes. Trotz seiner fortwährenden Kränklichkeit arbeitete er fleißig an den angefangenen Werken weiter, er sprach sich in Briefen an den Erbprinzen von Augustenburg über die Zwecke „ästhetischer Erziehung" aus und besuchte auch während einer weitern Reise Stuttgart und Tübingen. Bei dieser Gelegenheit machte er auch einen Ausflug nach der Akademie, in welcher er so manche frohe und bittere Stunden während seiner Jugendzeit verlebt hatte. In den Räumen dieser Erziehungsanstalt war Schiller's Andenken in hohen Ehren gehalten; man zeigte dort den vorsprechenden Fremden Schiller's Bett und nannte das Gartenbeet, welches einst der Dichter selbst zu pflegen hatte, den Schillergarten. Als nun Schiller im Jahre 1793 die Akademie besuchte, wurde er mit einer außerordentlichen Begeisterung in dem großen Speisesaale von den 400 Zöglingen begrüßt. Vor jeder der acht Tafeln mußte er, von den Vorstehern begleitet, anhalten und empfing jedesmal ein wiederholtes lautes Hoch, das ihn mit tiefer Rührung erfüllte. Denn wohl gedachte er im Herzen der schmerzlichen Demüthigung, die ihm einst unter demselben Dache widerfahren war, zu dessen Wölbung jetzt der Jubelruf einer von seinen Schöpfungen begeisterten Jugend emporscholl, und gewiß galt ihm diese Huldigung als ein erhebender Trost für die bittere Erinnerung, daß er einst bei Nacht und Nebel aus Stuttgart entweichen mußte, um zu werden, was er geworden. Außer dieser Huldigung ward damals unserem Dichter noch manche andere Befriedigung zu Theil. Ueberall hatte er Gelegenheit, mit hervorragenden Männern, Dichtern, Schriftstellern und Verlegern in engere Verbindung zu treten. Wilhelm von Humboldt und Goethe schlossen sich ihm inniger an, und so mancher schöne Plan kam zur Reife, den diese herrlichen Menschen gemeinschaftlich zur Ausführung zu bringen beschlossen. Von Tübingen aus erging wiederholt ein Ruf an ihn, ihn aber ketteten Bande der Dankbarkeit an den weimarischen Hof, der ihm freiwillig den gewährten Jahrgehalt verdoppelt hatte.

Nicht lange aber sollte er sich des Gelingens seiner Wünsche und Hoffnungen, sowie der gefundenen allgemeinen Anerkennung erfreuen; bereits war wieder neuer Schmerz und neue Gefahr im Anzuge. Die französischen Heereshaufen brachten eine verheerende Seuche mit, an der Schiller's sämmtliche

Angehörige auf der Solitude erkrankten und der sein Vater nebst seiner jüngsten Schwester erlagen. In dieser Zeit ward ihm ein zweiter Sohn geboren.



Schiller, dessen Frau und Goethe.

Nach seiner Rückkehr nach Jena reifte der im Verein mit einer Anzahl namhafter Schriftsteller vorbereitete Plan zu einer Zeitschrift „Die Horen"

zur Ausführung, nachdem mit 1793 die „Thalia" zu Grabe gegangen war. Das Jahr 1795 brachte vierzig größere und kleinere Gedichte, die theils in den „Horen", theils in dem „Musenalmanach" veröffentlicht wurden; neben seinem „Wallenstein" ließ er noch mehrere Arbeiten in Zeitschriften erscheinen.

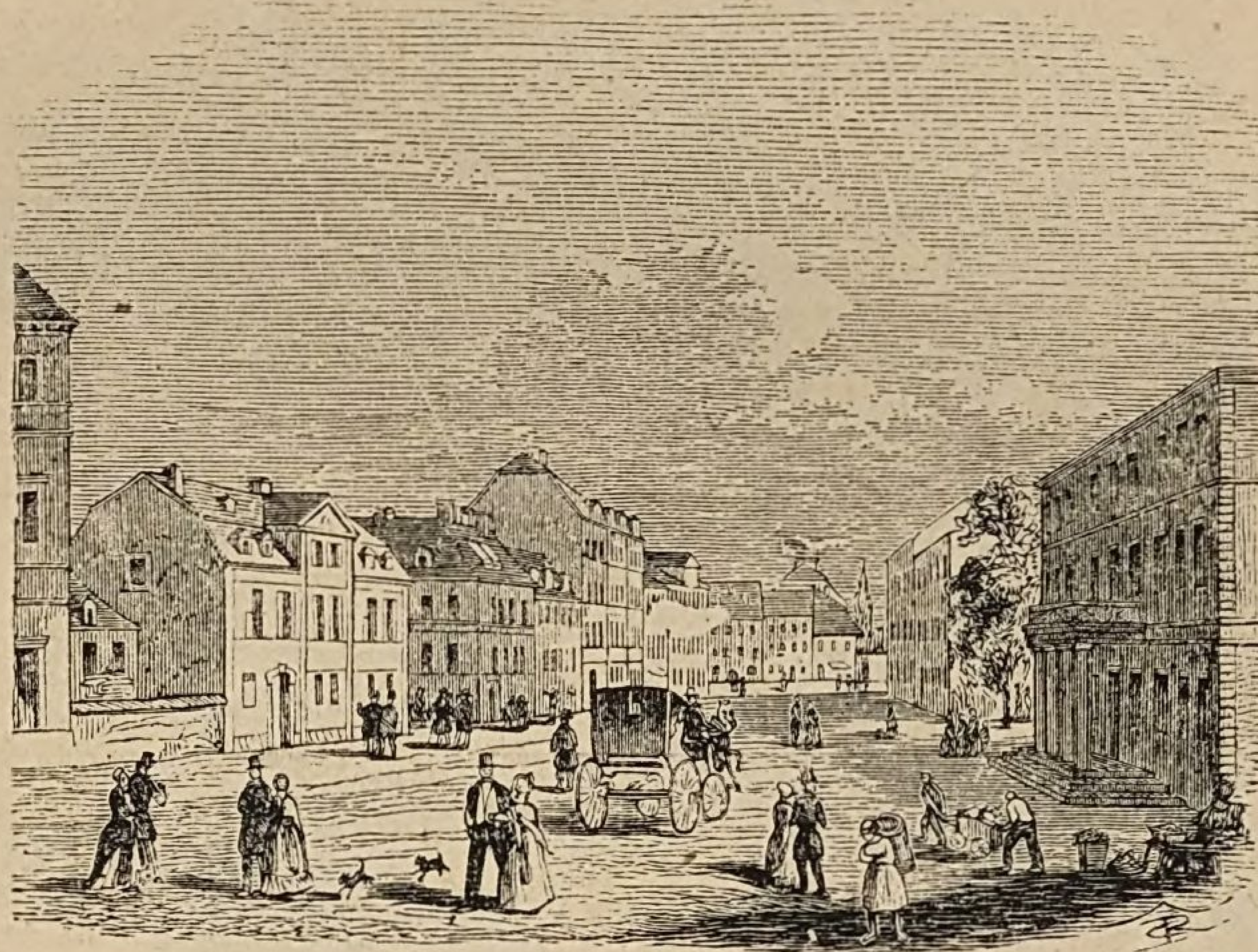
Mittlerweile hatte sich seine Verbindung mit Goethe nur freundschaftlicher gestaltet. Die beiden Männer verbanden sich mit einander zu Schutz und Trutz, zu gemeinschaftlicher Abwehr mißgünstiger Machinationen. Kein Wunder, daß eine wahrhafte Aufregung in der gesammten Leserwelt entstand, als die „Xenien", welche er im Verein mit Goethe herausgab, ans Licht der Welt traten. In ihnen zogen Beide mit Eifer gegen die häufigen, seichten und mittelmäßigen Erscheinungen auf dem literarischen Gebiete, gegen Schwärmerei, Frömmelei und falsche Erziehungsweise, gegen alles Leere und Abgeschmackte zu Felde, und sie ließen sich hierin weder durch Schmähungen noch durch die zornigen Ausfälle der Angegriffenen erschrecken und beirren. Der Bund, den beide Dichter geschlossen, wurde vielmehr inniger und bedeutungsvoller. Vereinigten sich doch in ihnen zwei wunderbar begabte Geister gewissermaßen zu einer vollkommenen Menschennatur. Während Schiller mehr im Reiche des Idealen lebte und seiner Phantasie nicht selten zu großen Spielraum ließ, hielt sich Goethe meist an die wirkliche Welt mit ihren mannichfaltigen Lebenserscheinungen. Um so mehr aber ward Schiller hierdurch wieder zur Poesie hingedrängt, und so schuf er „Die Ideale des Lebens", „Die Würde der Frauen", das von Alt und Jung so hoch gehaltene „Lied von der Glocke", diese stimmungsreiche Tonleiter aller menschlichen Empfindungen.

Noch glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt;
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme!

sagte von ihm sein trauter Freund.

Am 2. Mai 1797 bezog Schiller das von ihm erkaufte Schmidt'sche Gartenhaus in Jena und wetteiferte jetzt mit Goethe im Balladen-Dichten. Die meisten seiner Balladen sind unsern Lesern bekannt, Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer", die „Bürgschaft", der „Kampf mit dem Drachen", der „Handschuh", der „Taucher", die „Kraniche des Ibykus" sind ja in allen größeren Gedichtsammlungen enthalten. Aus der längeren Beschäftigung mit der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges war Schiller, wie schon erwähnt, der Plan zu einer dramatischen Behandlung des merkwürdigen Abschnittes jener ereignißvollen Zeit entsprungen; der Stoff aber war so umfangreich, daß er sich unmöglich in ein einziges Stück zusammendrängen ließ.

Er folgte Goethe's Rathe und trennte ihn in mehrere Abtheilungen. Am 12. Oktober 1798 wurde das Vorspiel „Wallenstein's Lager" in Weimar zum ersten Mal gegeben. Am 24. Dezember vollendete er die „Piccolomini", welche sowol in Weimar als auch in Leipzig großen Beifall fanden; bald darauf, im April 1799, erfolgte die Aufführung des dritten Theiles: „Wallenstein's Tod". Der großartige geschichtliche Stoff war äußerst glücklich gewählt und schien durch die hohe Vollendung, in welcher Schiller dieses Meisterwerk den staunenden Zeitgenossen vorführte, wohl geeignet, die deutsche Jugend in ihrem Streben nach allem Hohen und Edlen zu heben.



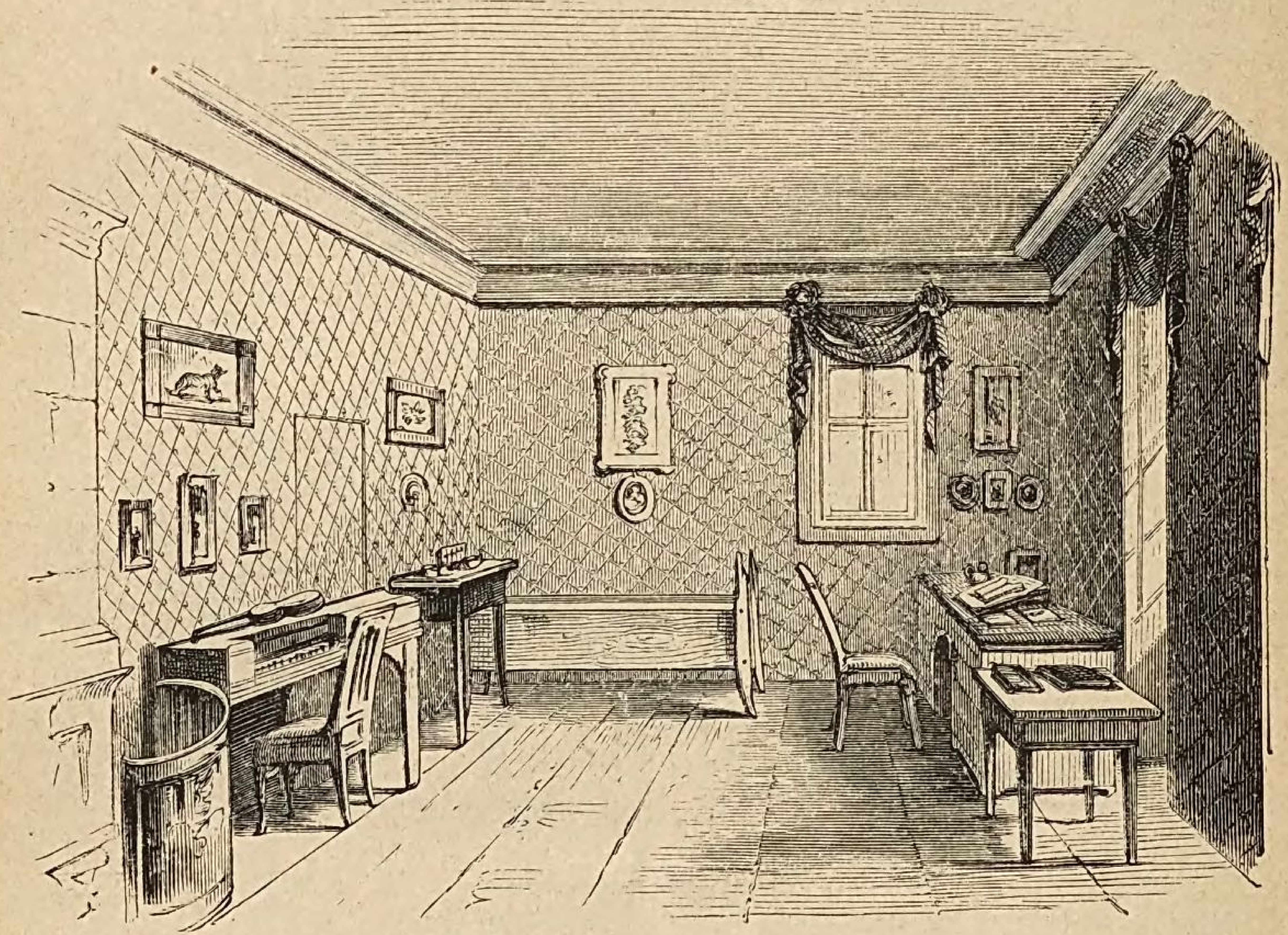
Schillerhaus in Weimar.

5. Uebersiedlung nach Weimar.

Mittlerweile faßte man in Weimar, auf Goethe's Anregung, den Entschluß, durch Aufführung gediegener Kunstwerke der Bühne eine höhere Bedeutung zu geben und dieselbe immer mehr zu einer Bildungsstätte der Kunst umzuschaffen. Schiller verließ daher Jena, siedelte nach Weimar über und widmete nun seine ganze Kraft dem Theater. Man suchte die bedeutendsten Schauspieler für diesen Zweck zu gewinnen und einzuüben und brachte außer den Schiller'schen Stücken auch die besten Dramen von Lessing, Goethe, Klopstock, Stolberg u. A. auf die Bühne. Schiller und Goethe bearbeiteten französische und englische Stücke; Schiller z. B. Shakespeare's „Macbeth", Racine's „Phädra" und Gozzi's „Turandot" rc. Rasch folgten nun auf einander „Maria Stuart", die „Jungfrau von Orleans", die „Braut von Messina" und das Lieblingsdrama der deutschen Nation, „Wilhelm Tell". — Der Erfolg aller dieser Schöpfungen war ein überaus glänzender.

In Weimar verbrachte unser Dichter, geehrt von seinem Fürsten und geliebt von seinen Freunden, die seinen Werth erkannten, glücklich als Gatte und Vater, mehrere ungetrübte Jahre. Er gewann neue Kraft des Körpers und frische Heiterkeit des Geistes, und neue Hoffnungen und Pläne keimten in seiner Seele. Sah er zurück auf das Erreichte, so durfte er stolz sich zutrauen, noch Größeres vollführen zu können.

Damals stand er auf der Zinne seines Ruhmes. Sein Name lebte im weiten Vaterlande im Munde seiner Zeitgenossen.



Schiller's Arbeitszimmer in Weimar.

Nach längerem Aufenthalte zu Dresden im Hause des trauten Freundes Körner wieder in das geliebte Weimar zurückgekehrt, vernahm er die Kunde von seiner Erhebung in den Reichsadelstand. So geehrt er sich auch hierdurch fühlte, so hatten ihn doch seine unsterblichen Schöpfungen bereits längst den glänzendsten Adelsbrief ausgestellt, welcher einem Sterblichen zu Theil werden kann. Heute verhält sich die Menge dem Wörtchen „von" gegenüber nicht sehr enthusiastisch; damals jedoch ward die dem Lieblingsdichter der Nation erwiesene Ehre als eine dem Genius eines deutschen Mannes dargebrachte besondere Huldigung angesehen. Doch die Freude, welche unser Dichter über die ihm gewordene neue Auszeichung empfand, wurde durch den Tod der geliebten Mutter gar sehr getrübt. Weitere Ehre und Preis brachten das Jahr 1804, in welchem sein „Wilhelm Tell" zum ersten Mal in Weimar zur Aufführung gelangte. Bei dieser Gelegenheit wiederholte sich eine Scene, welche an einen

Vorfall erinnert, der sich vor mehr als 2000 Jahren im Theater zu Athen zugetragen. Bei den Worten des Dichters Aeschylus:

„Denn scheinen nicht, der Beste will er aber sein,
Einerntend Frucht vom tiefen Saatfeld seiner Brust,
Aus dem hervorsprießt weisen Raths Besonnenheit!"

da blickten alle im Theater Anwesenden auf den gegenwärtigen Aristides. So war es auch hier. Bei der Stelle:

Ein glaubenswerther Mann, Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen,

wendeten sich die Blicke der sämmtlichen Zuschauer auf den anwesenden berühmten Geschichtschreiber Johannes von Müller.

Auch in Berlin fand „Wilhelm Tell" höchst beifällige Aufnahme. Binnen acht Tagen ward das herrliche Werk dreimal wiederholt. Als bald darnach Schiller persönlich nach der preußischen Hauptstadt kam, sah er sich von allen Seiten mit Ehrenbezeigungen überschüttet. Kaum nach Weimar zurückgekehrt, ward ihm von Berlin aus der ehrenvolle Antrag, sich mit 3000 Thalern Jahrgehalt in der preußischen Residenz niederzulassen. Er hing jedoch mit zu großer Verehrung an seinem Beschützer, dem edlen Karl August; auch mochte sich seine Gattin nicht gern von den heimatlichen Umgebungen trennen, daher schlug er das Anerbieten aus. Hierzu kam, daß es wieder recht mißlich um seine Gesundheit stand, und da sein fürstlicher Gönner ihm außerdem bald darauf in einem huldvollen Schreiben eine Gehaltszulage von 400 Thalern verhieß, blieb Schiller dem Lande treu, das ihn vor Jahren so freundlich aufgenommen hatte.

Zu Anfang des Jahres 1802 gelang es Schiller, sich ein eigenes Heim in einem Hause zu verschaffen, welches er einem in Weimar lebenden Engländer abkaufte. Es ist ein einfaches Giebelhäuschen, gelegen an der sogenannten „Esplanade", dem gegenwärtig glänzendsten Stadttheil Weimar's, unter dessen neuen großartigen Gebäuden das erhaltene Schillerhäuschen sich gegenwärtig allerdings sehr gedrückt ausnimmt. Man hat auch Sorge dafür getragen, das ehemalige Arbeitszimmer des Dichters in dem Erkerstockwerk so zu bewahren, wie es bei seinen Lebzeiten gewesen. Da steht noch der bescheidene Schreibtisch des Dichters nahe dem Fenster, dessen einst rothseidener Vorhang mit seinem röthlichen Schimmer belebend auf des Dichters Einbildungskraft wirkte.

Eine Schublade des Schreibtisches mußte, worüber sich Goethe bekanntlich eines Tages entsetzte, stets mit halbfaulen Aepfeln angefüllt sein, weil deren Geruch dem Dichter wohlthat.

Unwillkürlich spähet unser Auge unter den Schreibtisch nach jenem Gefäß voll kalten Wassers, in welches, der Ueberlieferung zufolge, Schiller die Füße zu stellen pflegte, um sich bei nächtlicher Arbeit munter zu erhalten. Man kann sich kaum etwas Einfacheres denken, als dieses kleine Gemach, aus welchem so viele große Gedanken in die Welt hinausgegangen sind. Das

bescheidene Zimmergeräth ist aus einfachem Holz gefertigt, die Stühle sind mit ungefärbtem Leder überzogen. An der einen Wand steht ein Spinett, eine Art alten Klaviers, auf welchem eine Guitarre liegt, darüber hängen ein paar schlecht kolorirte Kupferstiche. Weiterhin sieht man die niedere Bettstelle des Dichters, davor ein kleines Tischchen, auf welchem die unscheinbare Mundtasse und die Tabaksdose Schiller's ihren Platz hatten.

In jener Zeit wurde unserem Dichter seine Tochter Emilie Henriette Luise geboren. Leider knüpfte sich auch an diese Freude bald wieder ein trübes Ereigniß, indem sich Schiller durch Erkältung eine nicht unbedeutende Krankheit zugezogen hatte. Obwol er nach derselben noch Mehreres gedichtet, z. B. die „Huldigung der Künste", die „Kinder des Hauses" und den „Demetrius" begonnen hatte, nahm man doch immer merklicher wahr, daß sein Körper mehr und mehr zusammenbreche. Seine Freunde erschraken über seine bleiche Gesichtsfarbe; sein sonst fester, aufrechter Gang wurde unsicher, seine Haltung eine gebeugtere. Dies fiel um so mehr auf, da man bisher gewohnt war, ihn mit hoch emporgerichtetem Haupte sichern, militärischen Schrittes einherwandeln zu sehen, wobei er den Stock mit der rechten Hand zu schwenken pflegte. Wol mochte eine eigenthümliche Körperhaltung beim Schreiben zu seinem Leiden nicht wenig beigetragen haben mochte. Er saß nämlich sehr selten, sondern schrieb, auf seinen linken Arm sich stützend, über den Tisch gelehnt, wobei der Rand des Tisches seine linke Seite quetschte. Im Jahre 1805 verschlimmerte sich sein Zustand; es überfiel ihn ein katarrhalisches Nervenfieber mit hartnäckiger Verstopfung und schmerzhaften Leiden in den Eingeweiden. Nach einigen Wochen erfolgte ein neuer Fieberanfall, verbunden mit Blutauswerfen. Noch war seinem kräftigen Geiste der Muth nicht gesunken; jetzt aber überfiel ihn Furcht und Hoffnungslosigkeit, und eine finstere Ahnung seiner nahenden Auflösung drückte seine Adlerflügel, die ihn vor Kurzem noch so hoch getragen, zu Boden. Gerade in den Tagen tiefster Niedergeschlagenheit, in welcher er bereits vor dem Grabe stand, fühlte er mächtiges Verlangen nach weiten Fernen. Er dachte daran, noch große Reisen auszuführen; besonders sehnte er sich nach den Alpengegenden. Hatte doch der wunderbare Mann in seinem „Wilhelm Tell" die gewaltige Größe der Alpennatur nur aus der Tiefe seines innern Schauens heraus und dennoch mit einer Wahrheit Land und Leute geschildert, als kenne er Beides aus eigner Anschauung nach längerem Aufenthalt in der Schweiz. Und doch hatte er niemals die Grenzen Deutschlands überschritten! „Ach", klagte der kranke Dichter sehnsuchtsvoll, „eine Reise in die Schweiz würde meinem Geiste neue Flügel geben!" Auch das Meer wünschte er zu sehen.

Noch einmal folgte ein kurzes Aufflackern seiner Kraft. Diese günstigen Augenblicke benutzend, ordnete er mehrere Geldangelegenheiten und schrieb mehrere Briefe an Freunde und Verwandte. Am 28. April erschien er noch einmal bei Hofe; am 29. war er zum letzten Male im Theater.



Schiller's Standbild in Stuttgart.

Goethe begleitete ihn bis an seine Hausthür, wo sie schieden, um sich nie wieder zu sehen. Das Fieber, das sich wieder eingestellt hatte, ward immer bedenklicher. Am 6. Mai fing er an abgebrochen zu sprechen. In der darauf folgenden Nacht redete er viel im Schlafe; den 8. Mai brachte er still und oft schlummernd zu. Am 9. Mai trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur noch unzusammenhängend und meist lateinisch. Die Brustbeklemmungen mehrten sich und sein Auge ruhte starr und irr auf den Seinen. Nachmittags 3 Uhr forderte er Naphtha, aber die letzte Silbe erstarb auf seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor. Bald darauf nahm man ein blitzähnliches Zucken über sein Gesicht wahr; das Haupt sank zurück, Ruhe verklärte sein Antlitz und — der große Dichter, zugleich einer der edelsten Menschen, war verschieden!

Tiefe Trauer überkam alle edlen Gemüther, als die Nachricht von dem Hingang dieses hohen Geistes in den Gauen unsers Vaterlandes bekannt wurde. Insbesondere aber ward sein Herzensfreund Goethe tief ergriffen, als die Trauerbotschaft, auf welche er allerdings vorbereitet war, zu ihm gelangte.

In stiller, mitternächtlicher Stunde vom 11. auf den 12. Mai trugen zwölf junge Männer aus höhern Ständen die Leiche des geliebten Mannes zur Ruhestatt. Der Himmel war trübe, aber der Mond brach während der Feierlichkeit leuchtend hervor und flötende Nachtigallstimmen sangen dem Hingeschiedenen das Schlummerlied zum ewigen Frieden. Schiller hatte nur ein Alter von 45 Jahren 6 Monaten erreicht.

Er war dahingegangen, als er auf der Höhe seines Ruhms und seiner Leistungen stand. Erst nach Jahren erinnerte man sich, daß man auch der irdischen Hülle des großen Todten die gebührende Ehre schuldig sei. Die Reste des vielgeliebten deutschen Dichters wurden daher ausgegraben und in der Fürstengruft auf dem neuen Kirchhof zu Weimar beigesetzt, wo der edle Großherzog Karl August zwischen den beiden Geistesfürsten Goethe und Schiller ruht.

Erscheinen auch die Dichtungen aus der ersten Periode von Schiller's schöpferischer Thätigkeit, wiewol voll Leben und Begeisterung, doch nicht selten noch stürmisch, die Gedanken noch ungeordnet, so schwang sich sein hoher Geist während der letzten 10—12 Jahre zu einer seltenen Klarheit des Schauens und Denkens empor, von welcher sich Gemeinheit der Gesinnung, Stolz und Ueberhebung entfernt hielten. Reinster Eifer für alles Große, unvergänglich Schöne und Wahre, tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz, dessen Kern so rein war, wie die ihm von der Natur verliehenen Geistesgaben selten. Aus den blauen Augen des edlen Dichters leuchtete ein erwärmendes, geistsprühendes Feuer, die gewölbte freie Stirn verrieth den Denker und Poeten, und sobald sich seine Lippen öffneten, verbreitete sich eine unbeschreibliche Anmuth über sein bleiches Antlitz.

Schiller hinterließ eine trauernde Wittwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. — Das Kunstwerk, welches Schiller's geistige Natur am getreuesten der Nachwelt überlieferte, rührt von seinem Freunde Dannecker her. Kurze Zeit nach dem Tode des Dichters schuf der genannte Meister aus carrarischem Marmor die vielbewunderte Kolossalbüste seines Landsmannes. Auch die Dichter wetteiferten, Goethe an ihrer Spitze, den Ruhm des deutschen Sängers zu feiern, an dessen Werken sich nach Jahrtausenden noch die empfängliche Jugend wie das reife Alter erheben und für das unvergänglich Schöne, Edle und Erhabene begeistern werden.

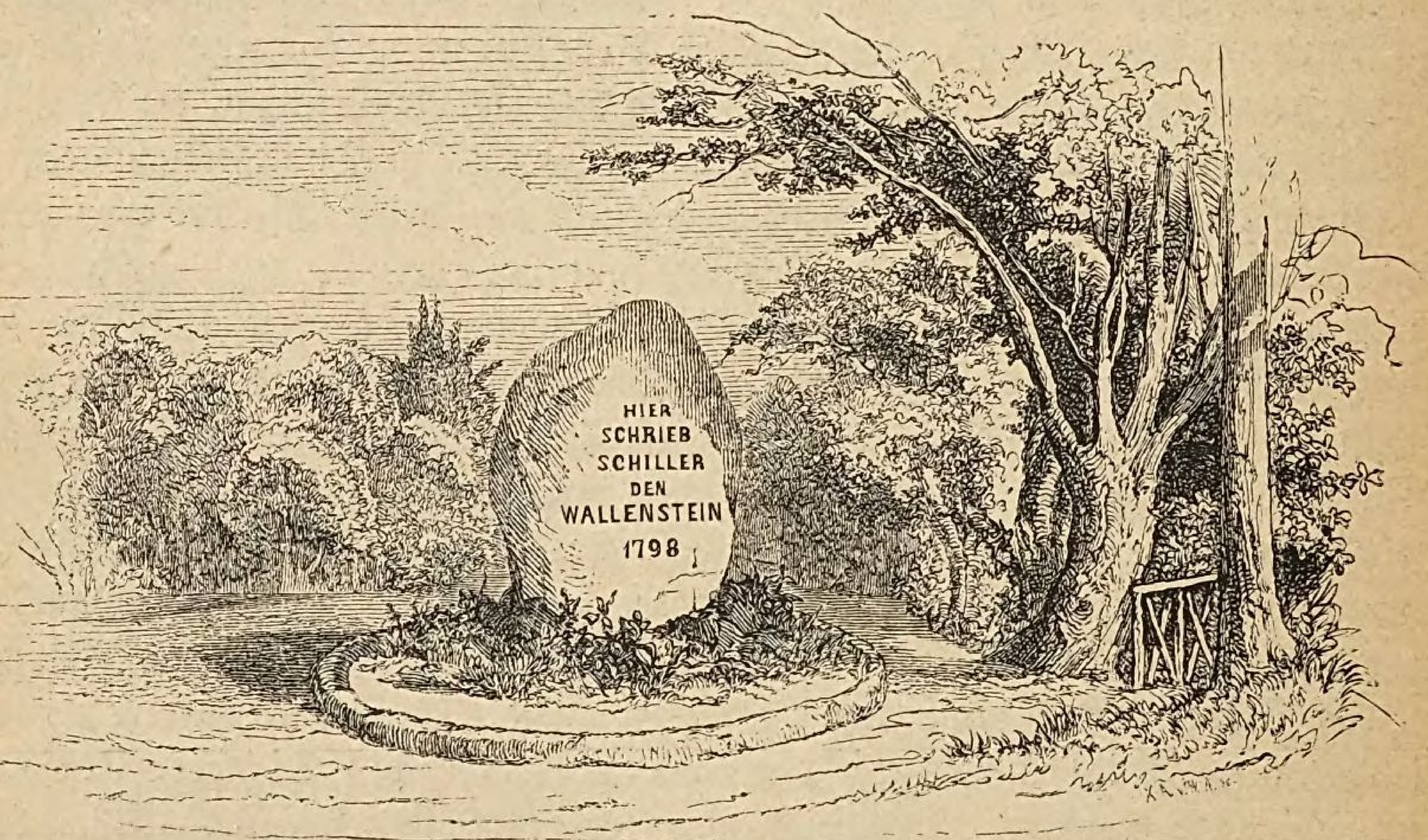
In den meisten jener Orte, an denen sich der Gefeierte aufgehalten hatte, suchte man durch mehr oder weniger kunstreiche Denkmale sein Andenken zu verewigen. Wir heben unter den vielen Statuen, die ihm errichtet worden, besonders zwei derselben hervor: das Standbild, welches, von Meister Thorwaldsen gearbeitet, in Stuttgart aufgestellt ward, wo Schiller's schöpferische Thätigkeit begann, und jenes zu Weimar, wo er seine Laufbahn schloß. Das letztere Kunstwerk stellt ihn in Gemeinschaft mit seinem Freunde Goethe dar. Dieser reicht Schiller den Beiden gebührenden Lorberkranz dar. Die herrlich ausgeführte erzene Doppelstatue ward von Professor Rietschel in Dresden modellirt und von dem Erzgießer Miller in München gegossen. Sie ist am 3. September 1857, dem 100jährigen Geburtstage Karl August's, des Beschützers der Dichter, auf dem Platze vor dem Theater in Weimar feierlichst enthüllt worden.

Außerdem befinden sich jetzt noch Bildsäulen von Schiller in München, Frankfurt am Main, Mainz, Mannheim, Berlin und anderen größeren Städten Deutschlands, wo durch Enthüllung von Schiller-Monumenten oder durch Grundsteinlegung zu einem solchen am 10. November 1859, dem hundertjährigen Geburtstag des Dichters, unvergeßliche Feste begangen wurden. An diesem Tage ward dem unsterblichen Volksliebling das schönste Denkmal, die lebendige Erinnerung in vieler Millionen dankbarer Herzen, zu Theil. Unaufhaltsam rauschte damals ungetheilte Begeisterung durch alle Gaue unsers Vaterlandes, der Strom der Volksliebe riß alle Welt mit sich fort; es wallte und wogte weiter, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, so weit als die deutsche Zunge klingt, bis tief in das ferne Rußland, ja bis zu den Gegenfüßlern am Ufer des Mississippi und in die fernen Goldländer Australiens, bis zum Großen Ozean, wurde sein Andenken gefeiert. Es war ein Freudentag, wie ihn nur große Nationen begehen können, ein Fest, wie es vielleicht noch nie in größerem Maße und nie mit gleich tiefer wie allgemeiner Hingebung begangen worden. Großartige Festzüge durch die Straßen der größten wie kleinsten Orte, Reden, Musikaufführungen und Festmahle, Tausende lodernder Fackeln und sinnige Transparents mit den eigenen Worten des Dichters, Festspiele und feierliche Bekränzungen der Standbilder des Volkslieblings. — Alles dem Gedächtniß eines großen Todten zu Ehren! Eine Verheißung für das Beginnen einer besseren Zeit, in welcher des großen Dichters Mahnruf „Seid

einig, einig, einig!" allseitig verstanden und empfunden werden möge. Denn was seit Jahrhunderten im Herzen des deutschen Volkes lebte, hat unser Schiller aus dem Volksherzen heraus ans Licht des Tages gefördert. Kaum Einer nach ihm hat das deutsche Sehnen nach größerer Einigung so innig mitgefühlt und verstanden und so wirkungsvoll verkündigt, wie dieser Herold der Freiheit auf politischem und religiösem Gebiete, durch dessen begeisternde Dichtungen die Jugend in ihrem Sturm und Drang sich über die niederen Erdenhügel ins Reich der Ideale emporgehoben fühlt. So wurde denn überall das Andenken an den großen Dichter in hingebendster Begeisterung gefeiert und

So nahten sie, die Millionen,
Die sein begeistert Lied umschlang;
In Hütten scholl und auf den Thronen
Der Meisterglocke Feierklang:
Sieh, wie ihm Blumen aus der Ferne
Das fremde Mädchen opfern geht;
Es folgt die Erde einem Sterne,
Der über Marbachs Krippe steht.

Möge Schiller's Geist ewig und immerdar in heiterer Klarheit unter uns weilen. Möge unsers Lieblingsdichters schwungvoll hinreißende Sprache, die edle Gesinnung, welche seine wahrheits- und freiheitsglühenden Dichtungen durchdringt, auch von den nachfolgenden Geschlechtern nach Verdienst gewürdigt werden! Möge das große geistige Erbe, welches jener erhabene Geist unserer Nation hinterlassen, insbesondere in den Herzen unserer Jugend die edelsten Regungen, die Vaterlandsliebe, das Gefühl für Menschenwohl entzünden, die Begeisterung für alles Höhere ewig wach, frisch und thatbereit erhalten.



Im „Schiller-Garten" zu Jena.

Zweite Abtheilung.

Deutsche Wissensfürsten.

Alexander von Humboldt. Leopold von Buch.
Karl Ritter.

Inhalt.

Alexander von Humboldt.

Einleitung. Alexander von Humboldt und das naturwissenschaftliche Wissen unserer Zeit.

Leopold von Buch,

Karl Ritter,

Einleitung.

Alexander von Humboldt und das naturwissenschaftliche Wissen unserer Zeit.



Wer die Natur und ihre Gesetze erkennen und begreifen will, wer zu einem rechten Verständniß der Ursachen und Wirkungen, die wir in und außer uns wahrnehmen, vordringen will: der muß die überall thätigen, übersinnlichen Naturkräfte aus den Veränderungen der Dinge und dem Zusammenhange der Erscheinungen ergründen, um dadurch zur Ahnung und Erkennung der Weltgesetze im Großen wie im Kleinen zu gelangen. Ehe wir jedoch so weit gekommen, unverrückt dem Pfade des Erkennens zu folgen, hat es einer langen Zeit des Herumtappens bedurft.

Die Naturwissenschaft war vor Humboldt's Auftreten im Grunde nur ein Streben nach möglichst genauer Klasseneintheilung ihrer einzelnen Fächer und Gegenstände, wie dies zuletzt durch Linné, nach einer vorhergegangenen langen Periode philosophischer Begriffsbestimmungen, beliebiger Zusammenstellungen und schulmäßiger Ueberlieferungen, angeregt worden war. Die

Naturkräfte erschienen bis dahin mehr oder weniger wie Wunder, soweit sie durch die vom religiösen Glauben beherrschte Physik unerklärt blieben. Jedoch hatte die im siebenzehnten Jahrhunderte erwachte, eben so naive als andächtige Beschäftigung mit der Natur, wie z. B. die in das Kleinste gehende Zergliederung der Insekten durch Swammerdam, Réaumur, Rösel, de Geer u. A., jenen Klassifikations-Bestrebungen der Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts schon den Weg gebahnt. Mit Linné trat nur die strenge Folgerichtigkeit in die äußeren Erscheinungszeichen der Naturkörper; der große Pflanzenkundige verlieh gewissermaßen dem herrenlosen Naturreiche Tauf- und Familiennamen, und damit gelangte zunächst Klarheit und Genauigkeit in eines der großen Gebiete der Naturwissenschaften. Dem inneren Leben der Natur war indessen dadurch noch lange nicht der Schlüssel der Erkenntniß abgerungen. Diese bald allgemein geltend gewordene klassifizirende Methode fand jedoch an Buffon einen entschiedenen Gegner; derselbe blickte mit vornehmer Genialität auf die mühevollen, sogenannten empirischen, d. h. allein durch sinnliche Erfahrung gewonnenen Untersuchungen herab. Mit wie viel Geist er auch das Gebiet der Zoologie erfüllte, so fehlte ihm doch die Gabe gewissenhaften Vertiefens bei Erforschung der Gegenstände, welchen er allerdings durch Sprache und Darstellung, also mittels Aufwands vieler Worte, lebendigeres Interesse abzugewinnen verstand. Er rief dadurch jene Liebhaberei für die Natur ins Leben, welche nur das Vergnügen im Auge hat und meist nur den Dilettantismus fördert. So machte er die Naturwissenschaft zur Modesache der damaligen Welt, während die Schüler Linné's, im Gegensatz zu diesem Phrasenaufwand, einem nüchternen, dem steifen Zeitalter vor der französischen Revolution entsprechenden, pedantischen Formelwesen zusteuerten.

Da trat der mit A. v. Humboldt in demselben Jahre geborene Cuvier als Reformator in der Klassifikation und Anschauung auf. Seine neuen Ideen fielen in die Zeit, in welcher Humboldt's eigene Thätigkeit beginnt. Durch Cuvier wurden andere Grundlagen zur Uebersicht der Schöpfung, namentlich der Thierwelt, gewonnen; von ihm gingen neue Anregungen aus, Meere und ferne Küsten zu befahren, der fremden Thierwelt und den Ueberresten der Bewohner der Vorwelt in den Schichten der Erde nachzuspüren. Es entstand der Drang, alle Punkte des Weltkörpers vergleichend zu durchforschen. Dabei schloß die Lehre Cuvier's jegliche Spekulation, d. h. das reine Gedankenspiel ohne strenge Prüfung durch die Sinne, streng aus und suchte allein auf Grund des vorhandenen Materials zu neuen Ergebnissen vorzudringen. Auf der anderen Seite entwickelte sich eine entgegengesetzte Richtung, welche nicht nach Merkmalen, sondern nach ausgedachten Grundsätzen ordnen wollte. Hieraus entsprang jene naturphilosophische Schule, welche in Geoffroy, St. Hilaire, Schelling und Oken ihre namhaftesten Repräsentanten fand und die heftigsten Kämpfer gegen Cuvier und dessen spätere Nachfolger, wie Meckel, Rudolphi u. A., in die wissenschaftliche Arena aussandte.

Alexander v. Humboldt trat gleichzeitig mit Cuvier in die Arena der Naturforschung ein. Sein Streben war jedoch ein auf Thatsachen und deren Verständniß abzielendes; er untersuchte und verglich, ohne am Kampfe

mit den Naturphilosophen sich direkt zu betheiligen, da ihn eine höhere, umfassendere Anschauung nach weiteren Zielen, auf eine neue Bahn hinwies. Das Weltall in seiner vollen Erscheinung zu erfassen, die Natur durch Verständniß ihrer Kräfte und Gesetze im Allgemeinen und Einzelnen zu einem Gegenstand menschlicher Erkenntniß klar und deutlich darzulegen — das war es, was Humboldt erstrebte.

Zu Zeiten des großen englischen Seefahrers Cook im vorigen Jahrhundert waren zwei Deutsche, Johann Reinhold Forster und Georg Forster, mit dem genannten Länderentdecker nach der Südsee gesegelt, während fast gleichzeitig Niebuhr das brennend heiße Arabien und Pallas das eisige Sibirien durchforschten. Die lebhaften Schilderungen Forster's von den landschaftlichen Schönheiten der Südsee-Inseln und ihren Bewohnern entzündeten bei Alexander von Humboldt die Sehnsucht nach den Wundern der fernen Tropenwelt!

Während Europa von den Napoleonischen Heerscharen zertreten wurde, durchzog er mit Aimé Bonpland Südamerika. Hier durchstreifte er die Grassteppen von Venezuela, durchwanderte die Urwälder von Südamerika, schaute dort die Fülle mannichfachen und damals noch unbekannten Lebens; er befuhr sodann den riesigen Orinoko und stieg am Chimborazo bis zu einer Höhe von 18,000 Fuß empor, höher als bis dahin vor ihm ein anderer Mensch gelangt war. Weiterhin entdeckte er gewissermaßen zum zweiten Male das in unsern Tagen so oft genannte Wunderland Mexiko, unternahm später große Reisen in Rußland und Asien u. s. w.

Die Ausbeute seiner Wanderungen und Forschungen aber war für die verschiedenen Bereiche der Naturwissenschaften überraschend groß. Denn sein hoher Geist umfaßte die verschiedensten Gebiete, von der erhabenen Wissenschaft der Astronomie bis zur Kenntniß der kleinsten Pflanze. Er ist es, welcher die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf ganz neue Wissenszweige hinlenkte, z. B. auf die Pflanzengeographie; er schuf auch die Lehre von der Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche (Isothermen). Ueber Alles, was er gesehen, durchforscht und studirt zusammenfassend, schrieb er am späten Lebensabend das große und berühmte Werk „Kosmos", eine Weltbeschreibung, die ein Gesammtbild alles Geschaffenen im Erd- und Himmelsraume darbietet. Seine lebendigen Naturschilderungen erheben die Seele und erwecken die Reiselust. Sie sind so reich an neuen Belehrungen und so anmuthig und phantasieerregend durch die Reize einer klassischen Darstellung, daß sie unzählige Männer und Jünglinge für Naturschönheit begeisterten, daß eine ganze Generation dem Studium der Naturwissenschaft gewonnen ward.

Ein Blick auf das durch die mannichfachsten Anschauungen dreier Welttheile bereicherte Gesammtleben unseres Humboldt läßt den klaren, ruhigen Geist erkennen, welcher sowol in den Stürmen der Meere, auf eisigen Gletschern wie in anmuthigen Thälern, sowol in Urwäldern, in unermeßlichen Ebenen auf unserem Planeten wie in den unendlichen Räumen des Weltalls, mit beobachtendem Sinne alle erkennbaren Erscheinungen in sich aufnimmt und wieder hergiebt. Sein hoher Geist, der sich dem Begreifen des ewig Gesetzlichen, durch Nacht und Licht, Vulkan, Landschaft und Meer zuwendet, em-

pfindet aufs Lebhafteste den ganzen bewegten Formenreichthum wie den steten Wechsel der Natur. Alle diese verschiedenartigen Eindrücke fördern nur sein geistiges Verständniß, ohne ihn selbst zu zerstreuen; unablässig sucht er das geheimnißvolle Walten der Naturmächte zu durchdringen. Mit den gewonnenen Resultaten seines Wissens tritt er dann, einem überfließenden, segenspendenden Strom vergleichbar, über die Ufer der strengen, wissenschaftlichen Priestergeheimnisse hinaus in die Gebiete der wissensdurstigen Welt; er durchbricht den Damm, der die Gelehrsamkeit vom Leben scheidet, er will nicht für eine gelehrte Kaste, sondern für die gesammte Menschheit wirken. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man auch den Ausspruch eines Kundigen verstehen, wenn er begeistert erklärt: „Humboldt ist mit einem Welteroberer, Reformator, Religionsstifter verwandt und gleichbedeutend." Humboldt faßt die menschliche Bestimmung in dem großen Gedanken zusammen: den nimmer ruhenden Geist unter der Decke der Erscheinungen zu begreifen; darum forscht er nach den Keimen des Wahren bis in die dunkelsten Zeiten, berichtigt das Irrige und hilft dem Verkannten zur Anerkennung. So ersteigt er die Höhen der Gegenwart auf den überwundenen Stufen der Vergangenheit; es ist keine Uebertreibung, wenn bei Gelegenheit einer Besprechung des „Kosmos" gesagt wurde: „Um Humboldt's Forschungen möglich zu machen, mußten zweitausend Jahre früher die Phönizier und Griechen schiffen, mußte Aristoteles das Himmelsgewölbe konstruiren, mußten vom Anfange der neuen Zeit Copernicus, Kepler und Galilei gegen die Vorurtheile des Volkes und die Inquisition der Kirche den Kampf mit dem Lichte wagen, mußten raumdurchdringende und raummessende Instrumente erfunden werden — es mußte der geschichtliche Geist im Bunde mit der Philosophie gegen die Schranken der Welt anstürmen und sie brechen."

Auf solche Betrachtungen wird man geleitet, wenn man die Naturwissenschaften vor Humboldt mit der Stellung vergleicht, welche durch seine Mitwirkung gewonnen worden ist, wenn man zu der gegenwärtigen Höhe kosmischer Anschauung des Ganzen und Einzelnen emporblickt. Dazu kommt der bedeutende Einfluß, den die literarische Thätigkeit Humboldt's auf die vorherrschende Richtung der geistigen Bewegung in der gebildeten Welt ausgeübt hat. Durch seine Art des Denkens, dessen Wiedergabe und durch seine Weltauffassung ward das Gebiet des Wissens dem Blick der Gebildeten gewissermaßen erst erschlossen, das geistige Auge von Tausenden auf das Naturleben hingelenkt, ward endlich eine neue Literaturepoche eingeleitet, welche die Verständlichmachung oder Popularisirung der Naturwissenschaften zum Ausgangspunkte hat und charakteristisch für unsere Zeit geworden ist. Das Feld, welches Humboldt wie kaum Einer zuvor beherrscht hat, von wo aus er allen kommenden Generationen Zeugnisse seines Lebens und Wirkens dargeboten, es ist das gesammte, in unabsehbare Fernen sich ausdehnende Gebiet der Natur: die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner, die Auffindung der Gesetze, denen jegliche Schöpfung, Menschen, Thiere, Pflanzen und Mineralien, gehorchen, die Entdeckung neuer Lebensformen, die Durchforschung bis dahin kaum gekannter Länder und deren Produkte; die nähere Bekanntschaft mit fremden Völkern, Sitten, Sprachen, die Verfolgung der geschichtlichen Spuren der Kultur. Auf all diesen Ge-

bieten wirkte er mit unermüdlicher Thätigkeit, mit Umsicht und Ausdauer und schuf zuerst im Großen den Grund zu einer physischen Weltkunde. — Seine Untersuchungen und Entdeckungen greifen in ihren fortwirkenden Folgerungen in alle Zweige des gelehrten und praktischen Wissens ein und fanden Anwendung auf zahlreiche Kreise des Lebens. So bildet das Leben Alexander von Humboldt's und der Inbegriff seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen einen guten Theil der Geschichte der Wissenschaft und des geographischen und naturwissenschaftlichen Wissens Deutschlands während unserer Zeit. Kaum ein Zweig der Wissenschaft ist von ihm und seinem Einflusse unberührt geblieben. Eine Menge deutscher Forscher, Lehrer und Reisender haben von ihm Anregung und Förderung erfahren.

Humboldt's Beispiel hat seitdem eine Menge preiswürdiger Anstrengungen zur Folge gehabt, und wir beschränken uns in Nachstehendem absichtlich auf Erwähnung dessen, was seitdem von Deutschen zur Erweiterung der Erdkunde beigetragen worden ist.

In Humboldt's Fußtapfen trat schon zu seinen Lebzeiten eine große Anzahl seiner Schüler, Freunde und Bewunderer, die ihm nacheifernd in seinem Geiste fortzuwirken suchten. Einer dieser Freunde, Leopold von Buch, ist es, dessen viel einfacher verlaufene Lebenswanderung in der Biographie seines großen Freundes anschließt. Der eben genannte bedeutende Forscher gilt für den Begründer der neueren Geologie oder der Kunde von der Bildung der Erde und dem Erdinnern. Er entschleierte zuerst den Bau der Alpen und studirte im Vereine mit Humboldt das Wesen der Vulkane unserer Erde.

Seitdem hat die Geologie, und durch ihre Einwirkung der Bergbau bei uns besonders, ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Humboldt, von Haus aus Bergmann und Schüler des hochverdienten Geognosten Werner, hat bis an sein Lebensende diesem Ausgangspunkte seines Wissens das regste Interesse zugewendet. Zu seinen Freunden und Strebensgenossen zählte die Mehrzahl der bedeutendsten Schüler Werner's, auch berühmte Namen wie Naumann, Bronn, Bischoff, Göppert, Nöggerath, Leonhardt, Fuchs, Gemitz u. v. A., deren Bemühungen der Bergbau Großes zu danken hat. Unterstützt von den geologischen und bergmännischen Wissenschaften, nahm seitdem besonders die Förderung der Steinkohlen und des Eisens in Deutschland einen hohen Aufschwung, ohne welche unsere ganze heutige Industrie unmöglich wäre, welche mit Maschinen arbeitet, die aus Eisen gebaut und mit Dampfkraft (aus Kohlen gewonnen) betrieben werden. Diese in alle Verhältnisse des Lebens eingreifenden Maschinen, die Geräthe, mit denen der Landmann säet und pflügt, womit die Nähterin näht und ihre Nachbarin stickt oder strickt, die Maschine, womit der Buchdrucker druckt, sie alle sind von der Pflege des Bergbaues abhängig und deshalb ist es nur recht und billig, daß wir uns Derer dankbar erinnern, welche zur Hebung einer so wichtigen Industrie in erster Linie beigetragen. Ein anderes Wissensgebiet erweiterte im Sinne Humboldt's der große Geograph Karl Ritter in Berlin, dessen außerordentliche wissenschaftliche Thätigkeit der letzte Abschnitt dieses Bandes schildert. Ritter hat die naturwissenschaftliche Erdkunde begründet, zunächst in seinem geographischen Riesenwerk „Asien", auch hat er durch seine Vorträge den Ehrennamen „Vater

der neueren Erdkunde" verdient. Von ihm wurde es zuerst ausgesprochen, daß von dem Bau der Erdoberfläche und den hiervon abhängigen Verschiedenheiten der Klimate die Fortentwicklung unseres Geschlechts während Jahrtausenden abhängig gewesen ist.

Diesen bahnbrechenden drei Heroen der Wissenschaft, welchen die nachfolgenden Blätter gewidmet sind, reihen sich, nachdem Humboldt den Wanderstab aus der Hand gelegt hatte, eine glänzende Reihe deutscher Reisender und Forscher an. Sie haben binnen wenigen Jahrzehnten mehr zur Bereicherung der Kenntniß fremder Erdtheile beigetragen, als sonst in Jahrhunderten geschehen ist. Nach Brasilien gingen der Fürst zu Neuwied, dann die beiden Reisenden Spix und Martius; den Amazonenstrom erforschte Eduard Pöppig; Rüppell und Schimper brachten uns Kunde von dem vergessenen christlichen Abessinien; Russeger und Werne drangen am geheimnißvollen Nil aufwärts, Adolf Erman wie später Middendorf durchzogen Sibirien bis zu den Küsten des Eismeeres; Ph. Franz von Siebold lieferte die erste vollständige Beschreibung des alten Kulturlandes Japan, am äußersten Ostrande von Asien gelegen. Franz Junghuhn erklomm 42 Vulkane auf dem herrlichen Tropeneiland Java und machte uns mit dessen Boden und Pflanzendecke bekannt. K. Haßkarl führte die Verpflanzung der zur Heilung des Fiebers ganz unentbehrlichen Chinarinde nach den holländischen Kolonien. Ludwig Leichhardt war der Erste, welcher das australische Festland seiner ganzen Breite nach durchwanderte; er bezahlte sein wissenschaftliches Streben mit dem Tode. Die meisten Opfer forderte aber von jeher der „schwarze" Erdtheil Afrika, in dessen heißem Wüstensande über zwanzig deutsche Reisende, im Dienste der Wissenschaft dahingestorben, eingebettet liegen. So Harnier, Steudner, Overweg, Eduard Vogel, v. d. Decken, Roscher, Schönlein, während Heinrich Barth und Gerhard Rohlfs so glücklich waren, das ganze Innere jahrelang zu durchwandern und ins Vaterland zurückzukehren, nachdem sie eine Menge neuer Länder, Flüsse und Berge entdeckt, von denen wir bisher keine Ahnung hatten.

So wirkten jahraus jahrein deutsche Männer im Sinne Humboldt's, theils gefördert oder aufgefordert von ihm selbst, theils dem eigenen Drange folgend, unermüdlich für das geographische Wissen, während die Regierungen einzelner Länder zu gleichem Endzwecke größere Expeditionen aussandten. Auch an den Nordpolfahrten, mit denen die Namen Kane und Franklin für ewige Zeiten verknüpft bleiben werden, betheiligte sich, namentlich auf Anregung des berühmten Geographen Petermann, unsere Nation.

Einen fast noch bedeutenderen Aufschwung als die Erdkunde erreichten seit Humboldt's Auftreten in unserm Vaterlande die Naturkunde und beziehentlich die Naturwissenschaften, deren Kenntniß gegenwärtig so höchst wichtig geworden ist. Das rasche Fortschreiten der Industrie und der Fabrikthätigkeit rührt aus der Zeit her, während derer die Kenntniß in der Chemie und Physik immer allgemeiner wurde, und seitdem sind diese Wissenschaften so recht eigentlich in den Dienst des täglichen Lebens getreten. Die Naturwissenschaften blieben nämlich nicht mehr in den engen Kreis der Gelehrten gebannt, sondern wurden durch volksthümliche Schriften Gemeingut der ganzen Welt, wozu bei

uns der verdienstvolle Oken, der weltberühmte Chemiker Justus Liebig, dann die Geologen Bernhard Cotta und Nöggerath, die Botaniker Matthias, Schleiden, Roßmäßler, Karl Müller u. v. A., ebenso die Sternkundigen Mädler, Littrow u. s. w., ihr Theil beitrugen.

Physik faßt bekanntlich die Veränderungen ins Auge, welche in den Formen der Körper ohne einen Wechsel ihrer Bestandtheile oder ihrer Materie eintreten und die man „unorganische" Körper nennt. Hierin hatte schon im siebzehnten Jahrhundert der Magdeburger Otto von Guericke durch die Erfindung der Luftpumpe Rühmliches geleistet, während auf dem Gebiete der Elektrizität Franzosen und Engländer wichtige Entdeckungen gemacht hatten. Humboldt und Gauß gebührt das Verdienst, den Magnetismus unserer Erde nachgewiesen zu haben. Zieht nun die Physik mehr das Aeußere der Körper in Betracht, so hat ihre Schwesterwissenschaft, die Chemie, es mit dem Stoff der Körper zu thun. Sie ist demnach die Lehre von der Zusammensetzung der Körper; sie lehrt, wie die letzteren zusammengesetzt sind und zusammengesetzt werden. In dieser Wissenschaft sind die Deutschen von keinem anderen Volke übertroffen worden, ja man kann sagen, sie stehen an der Spitze aller Nationen des Erdballs, wofür die Leistungen und großartigen Entdeckungen von Justus Liebig, Heinrich Rose, Mitscherlich, Wöhler, Hofmann, Bunsen Zeugniß ablegen. Hat doch Letzterer im Verein mit Professor Kirchhoff und unter Zuhülfeziehung der Physik es so weit gebracht, daß er durch die sogenannte Spektralanalyse uns sogar die Bestandtheile des Sonnenlichtes erkennen ließ! Auch dieses Gebiet des Wissens hat Humboldt gefördert. Auch sind Botanik und Zoologie, die Wissenschaften von der Natur der Pflanzen und der Thiere auf Grundlage der früher erworbenen Kenntnisse in unserm Jahrhunderte weiter entwickelt, theils von Humboldt selbst, theils von gleich strebsamen Geistern und Zeitgenossen.

Die Astronomie beschäftigt sich, wie man weiß, mit der Stellung unserer Erde im Weltganzen, sowie mit dem Verhältniß der Weltkörper und deren Beziehungen zu einander. Auch diese Wissenschaft fand an Humboldt einen thätigen Förderer, wenn auch die Entdeckungen der eigentlichen Astronomie von Fach viel bedeutender sind als dasjenige, was der Altmeister auf diesem Felde der Erkenntniß zuwege gebracht. Ihm waren bereits die verdienstvollen Forschungen eines Wilhelm Herschel, bekannt durch sein Riesenteleskop, zur Hand, ebenso die Leistungen eines Leonhardt Euler aus Basel, welcher durch großartige Rechnungen die Verhältnisse unseres Weltsystems zu ergründen suchte, während gleichzeitig mit Humboldt's universeller Thätigkeit der Bremer Olbers durch wichtige Entdeckungen im Bereiche der dem bloßen Auge unsichtbaren Planetenwelt, Bessel, ein Königsberger, unübertroffen als astronomischer Rechner, es zuerst wagten, nach Unregelmäßigkeiten, die in unserm Sonnensystem vorkommen, unbekannte Weltkörper zu berechnen, dann der Braunschweiger Gauß, gleichfalls als mathematischer Astronom hoch berühmt, weiterhin Encke, der Entdecker des nach ihm benannten Kometen, u. v. A. wirkten und das Gebiet des Wissens im Sinne Humboldt's erweiterten.

Hervorragende Persönlichkeiten, in denen eine ganze Periode oder ein wissenschaftliches Zeitalter sich wiederspiegelt, sind nicht nur Zierden des Volkes,

aus welchem sie hervorgingen, sondern sie müssen als Höhepunkt in der Entwicklung der Menschheit aufgefaßt werden. In ihnen finden Kunst und Wissenschaft, Emporsteigen und Fall eines Kulturvolkes ihren Ausdruck; sie sind gleichsam die Quellen der Civilisation und Fortbildung ihres Volkes und dessen Rückgangs. Doch zum Strome anwachsend, ergießen sie sich in das Niederland des allgemeinen Fortschrittlebens und wirken nun durch Wissen, That und Beispiel befruchtend auf alles Erdreich und Lebendige, den befähigteren Einzelnen zur raschen Nachfolge anregend. — So wird der Regenerator des Staates, der Befreier seines Vaterlandes, der Künstler, der Mann der Wissenschaft — so werden sie Alle durch frische That und selbstbewußtes Wollen zum geistigen Gesammteigenthum der Menschheit, und jedes Volk hat ein Recht auf seinen Antheil an ihre für die Gesammtentwicklung gewonnenen Früchte der Bildung. Deshalb ist das Leben großer Persönlichkeiten für jedes Volk eine ebenso wichtige Schule der Bildung, wie dies durch Unterricht sowie durch die oft theuer erkaufte Erfahrung irgendwie geboten werden kann. Denn in einem solchen bedeutsamen Leben vereinigen sich Wissen und Können zum Vorbilde; dieses dient dem Einen zur stillen Belehrung und sittlichen Erhebung, dem Andern zur hellauflodernden Begeisterung und zu gleicher Lebensrichtung.

Deswegen soll sich nicht nur der Gebildete rühmen dürfen, einen Alexander von Humboldt würdigen zu können: auch die deutsche Jugend, das ganze deutsche Volk soll einen solchen Wissenshelden verstehen und schätzen lernen. Wenn der gebildete Bürger mit Verehrung vor dem Bilde seines längst bewunderten Lehrers weilt und in ihm den Urheber einer Periode neuer, veränderter Forschungsweise und Weltauffassung erblickt, welcher ein kaum zu bewältigendes Material der Erkenntniß überliefert hat, so möge auch der heranreifende Jüngling bekannter mit dem Leben dieses großen Sohnes unseres Vaterlandes werden, und wie das Volk seine Feldherren und großen Führer bewundert, so muß es auch die Würdigung seiner Gelehrten als eine Ehensache betrachten.



Alexander von Humboldt.

Der Altmeister der neueren deutschen Naturforschung.

Geboren in Berlin am 14. September 1769, gestorben ebendaselbst am 6. Mai 1859.

1. Jugendleben.

„An einem warmen Sommerabend ward ein Schwarm Eintagsfliegen, der eben den Fluten des Rheinstroms entstiegen, vom Winde hinübergetragen nach dem Riesenbaue des Domes zu Köln. Im magischen Dämmerlichte, gemischt aus Abendglut, Mondensilber und Kerzenschein, zerstreute sich die Schar, je nachdem der Luftzug sie trieb, über das Gebäude, und jegliches Thierchen begann den Ort näher zu beschauen, auf dem es sich niedergelassen. Einzelne Fliegen wanderten unten auf dem Pflaster der Straße an den Stufen des Portals, andere krochen an den bunten Scheiben der thurmhohen Fenster, — die einen hatten sich niedergelassen auf den Gesimsen, andere auf den steinernen Ungethümen, die aus den Pfeilerwinkeln hervorschauen. Durch die offene Thür war ein Trupp ins Innere gelangt; manche von ihnen saßen auf den sammtenen Altardecken, andere auf den ehernen Gittern der Grabmonumente, und nicht wenige versengten sich die zarten Flügel am Kerzenlicht.

Wenn nun die ganze Schar der Libellen sich am Ende ihres kurzen Lebenstages abermals zusammenfände, wenn wir uns dächten, sie seien mit Verstand begabt und vermöchten sich Alles, was sie über das Gebäude er=

kundet, mitzutheilen, — wenn dann die verständigste von ihnen die Einzelnheiten zu einem Bilde zusammengefaßt hätte, — ob wol dieses Bild dann jenem Plan ähnelte, welchen der Baumeister entwarf, als er den Dom in seiner Vollendung sich dachte? Ob wol in ihm sich eine Spur jenes hohen Geistes widerspiegeln würde, der aus dem Prachtbaue spricht, eine Spur jener Ehrfurcht und heilige Schauer einflößenden Gewalt, die beim feierlichen Hochamt durch alle Säulenhallen weht?—

Noch unendlich viel winziger und kleiner aber, als der Schwarm der Eintagsfliegen dem Domgebäude gegenüber, steht das Geschlecht der Menschen vor dem Wunderbaue der Welt! Und doch erscheint andererseits der Mensch, der unbedeutende, gerade hierin wieder so groß, daß ihm die Gabe verliehen ward, dem Werke des ewigen Meisters näher zu treten, nach den Plänen der unendlichen Weisheit zu forschen! — Zwar blieben Viele in der kurzen Spanne Zeit, die ihnen vergönnt ist, im Lichte zu wandeln, befangen stehen in Betrachtung der einzelnen Räume des Baues, diese an einer Säule, jene an dem Vorsprunge eines Gesimses. Wieder Andere wandelten durch das Zwielicht der mächtigen Hallen und suchten, ohne den Bau selbst zu kennen, den Plan durch ihr eignes Ahnen zu enträthseln; Manche sogar versengten sich an der blendenden Flamme der Erkenntniß! Aber einigen Bevorzugten war es vergönnt, gleichzeitig die Einzelnheiten des Baues zu studiren und auch zugleich den Blick aufs Ganze zu eröffnen, die unendliche Welt zu ahnen als den lebendigen Leib, in welchem der Geist des Ewigen nie ruhend schafft!

Einer dieser Bevorzugten, einer der Meister der Auserwählten ist Alexander von Humboldt, dessen hundertjährigen Geburtstag das ganze deutsche Volk im Jahre 1869 gehobenen Sinnes feierlich beging.

Alexander von Humboldt ward am 14. Sept. 1769 zu Berlin geboren. Der Vater dieses Wissenshelden, Alexander Georg von Humboldt, hatte als Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig die Kämpfe des Siebenjährigen Krieges mitgemacht und lebte nach dem Friedensschluß als Kammerherr theils in Berlin, meistens aber auf einem reizend gelegenen Jagdschlößchen Tegel, drei Stunden nordwestlich von Berlin, zwischen der preußischen Hauptstadt und Spandau. Die Mutter Alexander's, eine geborene von Colomb, war eine ausgezeichnete Frau, welche nach dem bereits 1779 erfolgten Tode des Vaters ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Erziehung Alexander's und seines zwei Jahre ältern Bruders Wilhelm richtete und selbst ihren Wohnort ganz davon abhängig machte, wie es die Ausbildung der beiden Söhne vortheilhaft erscheinen ließ.

Der Vater Alexander's hatte sich lebhaft für die Erziehungsweise interessirt, die durch Rousseau zu jener Zeit aufgestellt und warm vertheidigt wurde. Er hatte deshalb einen höchst talentvollen Mann, den später so berühmt gewordenen Heinrich Campe, welcher damals Feldprediger beim Regiment des Prinzen

von Preußen in Potsdam war, veranlaßt, die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen, und obschon Campe nur während kurzer Zeit, von 1775—1776, im Humboldt'schen Hause verweilte, so wird es doch wahrscheinlich, daß durch ihn die beiden Knaben die ersten Anregungen erhielten, einmal: zur Kenntniß ferner Länder, welche der Verfasser des „Robinson" in begeisternder Weise nahe zu führen wußte, und dann zum Studium der alten Sprachen. Nach Campe's Uebersiedlung nach Dessau wurde die Erziehung der beiden Brüder einem wissenschaftlich gebildeten tüchtigen Manne, Namens Kunth, anvertraut, der während seines ganzen Lebens der Familie von Humboldt eng verbunden blieb.



Schloß Tegel bei Potsdam.

Während der ersten Jahre wohnten die Brüder mit ihrem Lehrer im Schlosse Tegel, dessen alterthümlicher Bau, mit seinen halbzerfallenen Thürmen und belebt von geheimnißvollen Sagen, ihrer Phantasie hinlängliche Nahrung bot. Ein in der Nähe wohnender Forstbeamter verwendete große Sorgfalt auf Anpflanzung fremder Bäume, und der nachmals als Arzt, Universitätslehrer und Menschenfreund so bekannt gewordene Dr. Heim, welcher von Spandau aus die Familie oft besuchte, ertheilte den beiden Knaben den ersten Unterricht in der Pflanzenkunde. Er begleitete sie bei naturwissenschaftlichen Ausflügen in die Kiefernwaldungen der Umgebung, zu den Ufern des Tegeler Sees, einer ansehnlichen Ausbreitung der Havel, dann aber auch wieder zu den großen Paraden, welche Friedrich der Große in der Nähe von Spandau jährlich abzuhalten pflegte und die von Offizieren aller europäischen Nationen besucht wurden.

Während der ersten Unterrichtsjahre fiel es Alexander sehr schwer, mit seinem ältern, geistig sehr geweckten Bruder gleichen Schritt zu halten. Außer dem Altersunterschiede hinderte ihn fortwährende Kränklichkeit am kräftigen Lernen und brachte sowol seine Lehrer als seine Mutter zu der Ansicht, daß er sich, wie es schiene, gar nicht zum Studiren eignen werde. Er zählte schon elf Jahre, als Heim seine Verwunderung darüber aussprach, wie schwer dem Alexander das Begreifen des Vorgetragenen falle. Humboldt selbst sagt, daß es ihm später erst „plötzlich Licht im Kopfe geworden sei".

Um den Unterricht der beiden Brüder in entsprechender Weise ergänzen zu können, wandte sich Kunth vom Schlosse Tegel im Jahre 1783 mit seinen beiden Zöglingen nach Berlin und sorgte dafür, daß dieselben dort durch tüchtige Lehrer privatim unterwiesen wurden. Wilhelm neigte sich hauptsächlich dem Studium der alten Sprachen zu; Alexander folgte seinem Triebe, die Natur in ihrer Schönheit und Erhabenheit zu ergründen. Außer mit Botanik, welche er unter dem talentvollen Wildenow studirte, beschäftigte er sich mit Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Nach Beendigung der vorbereitenden Studien besuchten die beiden jungen Gelehrten 1786 mit ihrem nunmehrigen Freunde Kunth die damals hohen Rufes genießende Universität zu Frankfurt a. d. Oder, um nach Verlauf von zwei Jahren nach Göttingen überzusiedeln. Unser strebsamer Alexander hatte die Kameralwissenschaften gewählt, als dasjenige Studium, welches seinem Hange zur Natur die meiste Nahrung bot. Die Liebe zu den naturwissenschaftlichen Studien wurde daselbst im Umgange mit Blumenbach, Beckmann, Gmelin, Link, Lichtenberg, sowie durch Ausflüge in den Harz vielfach genährt. Hier machte er auch die Bekanntschaft des berühmten Weltfahrers Georg Forster, in dessen Begleitung er im Jahre 1790 eine wissenschaftliche Reise



Alexander von Humboldt.
(„Von mir selbst nach dem Spiegel gezeichnet 1814.")

längs des Rheins nach Belgien, Holland, Frankreich und England unternahm. Unserem A. v. Humboldt, welcher begonnen, sich selbstständig mit Untersuchungen und Forschungen im Gebiete der Natur zu beschäftigen, lieferte diese Reise den Stoff zu seinem ersten Werke, welches unter dem Titel „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein" erschien.

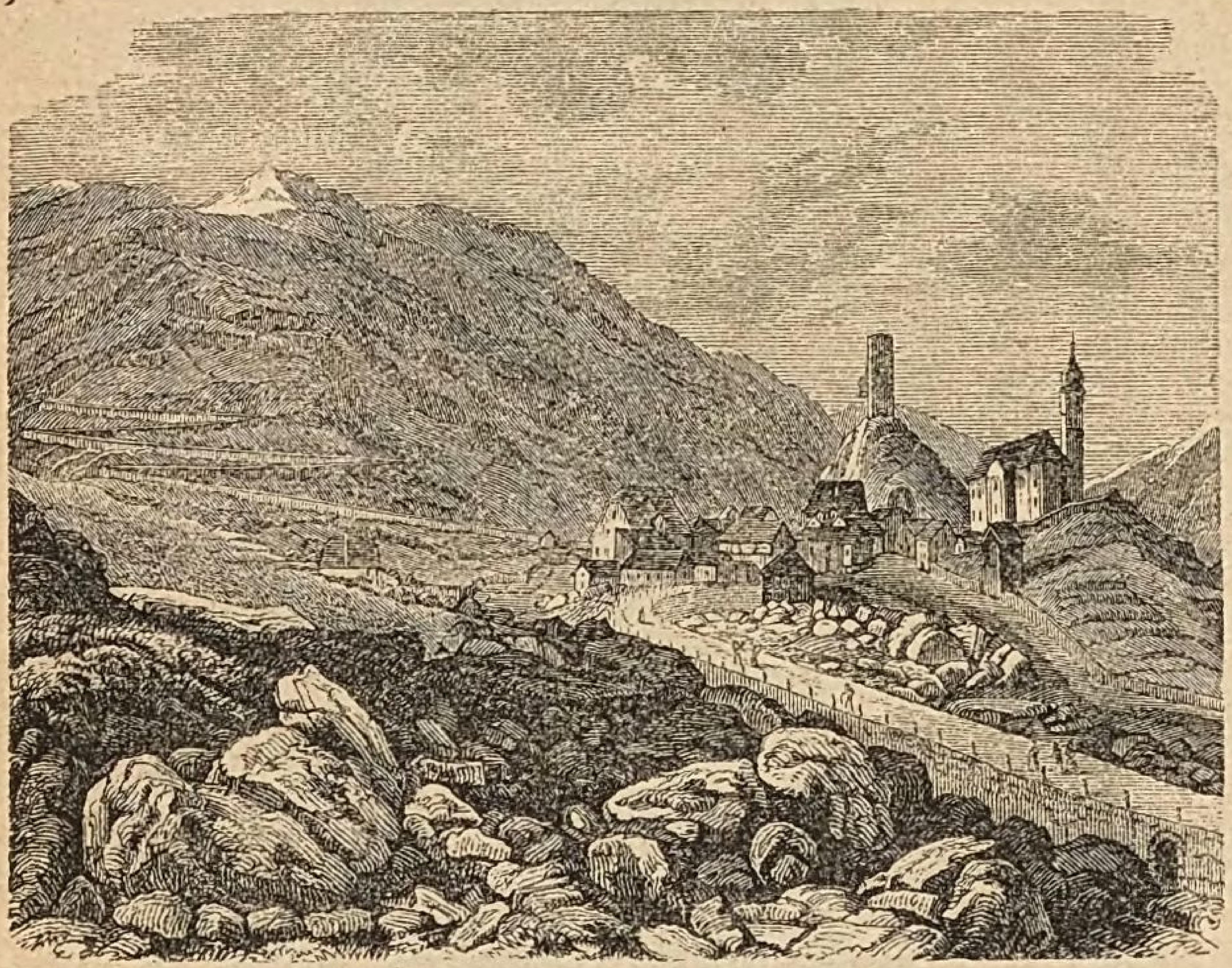
Noch im nämlichen Jahre begab sich Humboldt auf die von Busch und Ebeling geleitete Hamburger Handelsakademie. Nachdem er sich aus Liebe zu den Naturwissenschaften (vornehmlich Mineralogie und Geognosie) das Bergbaufach zum besondern Lebensberufe auserkoren, lag ihm daran, Praxis und Geschäftsgang im höheren kaufmännischen Leben näher kennen zu lernen; nebenbei diente ihm die Umgegend von Hamburg zur Erweiterung seines Studiums der Gewächse. Im Frühjahre 1791 finden wir den wissensdurstigen jungen Mann in Freiberg, wo er unter dem berühmten Geognosten Werner ein Schüler der Bergakademie wurde, um daselbst seine wissenschaftliche Lehrzeit abzuschließen. Auch in Freiberg vermehrte er seine Sammlungen. Er brachte hier das Material zu einer Flora der Umgegend dieses Ortes zusammen und war der erste, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf diejenigen Pflanzenbildungen (Pilze und Algen) lenkte, welche tief im Schoß der Erde, nur vom matten Schimmer des Grubenlichts beleuchtet, aber in eignem Glanze phosphoreszirend, an den feuchten Wänden der Stollen und an dem fauligen Holze der Zimmerungen gedeihen.



Wilhelm von Humboldt.

Hier trat Humboldt in innige Verbindung mit Leopold von Buch, dem großen Geologen, ein Bund, den er später bei Widmung des Werkes „Umrisse von Vulkanen der Cordilleren von Quito und Mexiko" eine sechzigjährige, nie getrübte Freundschaft nennt.

Daß einem so kenntnißreichen Manne ein Departement für ein rasches Aufrücken sich eröffnete, ist natürlich. Schon im Jahre 1792 wurde Humboldt Assessor am Bergwerks- und Hüttenwesen zu Berlin, kurze Zeit darauf sehen wir ihn als Oberbergmeister und Bergrath am Fichtelgebirge in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth den Minister von Hardenberg auf einer Rundreise begleiten. „Alle meine Wünsche sind nun erfüllt," schrieb er damals an einen Freund, „ich werde nun ganz dem praktischen Bergbau und der Mineralogie leben!" Während einer Reihe von fünf Jahren wirkte nun Humboldt ganz und gar für seinen Beruf sowie seinen Studien hingegeben, die zeitweilig durch Reisen mehr gefördert als unterbrochen wurden. Oberbayern, Tirol, Galizien, Posen und Westpreußen, der Rhein waren die Zielpunkte dieser kürzeren oder längeren Ausflüge, die meist zu wissenschaftlich-technischen Zwecken unternommen wurden. Auch Oberitalien besuchte er im Sommer des Jahres 1795 und ging von da nach der Schweiz. In Begleitung seines Freundes Freiesleben durchstreifte er den Jura, bestieg den St. Gotthard und Simplon und kehrte erst Anfang November zu seiner gewohnten Beschäftigung zurück.



Am Fuße des St. Gotthard.

Außer Physik, Chemie und Botanik war es vornehmlich die Geognosie, welche seinen Geist fesselte. Aber so reiche Gelegenheit sich ihm hier auch darbot, in allen Richtungen der Naturwissenschaften weiter und tiefer als seine Vorgänger vorzudringen, so geachtet seine Stellung und so erfolgreich auch sein Wirken war, ja so glücklich er sich auch in seinem Streben fühlte, — ein einziger großer Gedanke verließ ihn doch nie: „Hinaus! in die ferne Welt!" Und dieser lang gehegte Lieblingswunsch wuchs, gerade durch seine Beschäftigungen ununterbrochen genährt, zu unwiderstehlicher Stärke an, der Wunsch, eine wissenschaftliche Reise in weniger bekannte Länder der heißen Zone zu unternehmen. Als nächstes Ziel schwebten ihm die Tropenländer, zunächst Westindien vor.

Schon als Knabe hatten ihn Schilderungen tropischer Gegenden in hohem Grade interessirt. Die Gewächse des botanischen Gartens in Berlin, die Palmen, Drachenbäume und breitblättrigen Bananen hatten seine Sehnsucht nach jenen

Gebieten geweckt, in denen diese Kinder einer heißen Sonne ohne besondere Pflege des Menschen in ursprünglicher Kraft und Ueppigkeit gedeihen. Jede neue Forschung seines weitern Wirkens hatte in ihm neue Fragen rege gemacht, welche sich alle in dem Reisedrange nach den Tropen vereinigten. Selbst die Untersuchungen über die Gesteine, über den Bau und die Zusammensetzung der Gebirge mahnten ihn bei seinem Streben nach allgemeinem Wissen fortwährend an die Ferne. Seine Gedanken eilten vom Schreibtisch hinaus zum weiten, freien Meer, von dem engen Schacht und der Stube in den tropischen Urwald, zum Gipfel des fernen Hochgebirgs, zur unbegränzten Prärie. Hat dort die feste Erdrinde unseres Planeten dieselbe Zusammensetzung wie bei uns? Haben die Gesteinslagen dieselben Reihenfolgen? Lassen die Felsarten dort wol auf dieselben bildenden Kräfte schließen wie hier? In welchem Verhältniß mögen die Gewächse, wie die thierischen Wesen, zu jenen Grundlagen stehen? — solche und zahllose ähnliche Fragen drängten sich dem strebenden Forscher unabweisbar auf.

Im März 1797 löste er seine dienstlichen Verhältnisse gänzlich, um sich auf die beabsichtigte größere Reise angemessen vorzubereiten. Wie lebhaft ihn jener Gedanke bewegte, zeigen folgende Worte: „Ich habe von meiner ersten Jugend an eine brennende Begierde empfunden, in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen. Diese Begierde charakterisirt einen Zeitpunkt unseres Lebens, in welchem uns dieses wie ein Horizont ohne Grenzen erscheint, wo nichts größeren Reiz für uns hat, als die starken Bewegungen unserer Seele und das Bild physischer Gefahren. — In einem Lande erzogen, welches keine unmittelbare Verbindung mit den Kolonien beider Indien unterhält — und nachher ein Bewohner von Gebirgen, die, entfernt von den Küsten, durch ausgebreiteten Bergbau berühmt sind, fühlte ich in mir die lebhafte Leidenschaft für das Meer und für lange Schifffahrten fortschreitend sich entwickeln.“

Die alsbaldige Ausführung seiner Pläne ward indeß durch den Tod seiner geliebten Mutter (Dezember 1796) und infolge der damit verbundenen Ordnung der Familienangelegenheiten vereitelt. Die bedeutenden Geldmittel, welche zu seinem Unternehmen erforderlich waren, standen ihm nunmehr zur Verfügung. Er hielt sie in Bereitschaft, indem er den Verkauf des ihm zugefallenen Gutes Ringenwalde in der Neumark in's Werk setzte.

Vorerst lebte er jedoch noch einige Zeit bei seinem Bruder Wilhelm in Jena, wo er theils seine naturwissenschaftlichen Studien, theils den Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit (darunter Schiller und Goethe) pflegte. Hier hatte er Gelegenheit, seine Kenntnisse in Anatomie, Astronomie und geographischen Ortsbestimmungen zu erweitern, und beabsichtigte, von da aus über Prag und Wien nach Italien zu reisen, um die dort thätigen Vulkane kennen zu lernen.

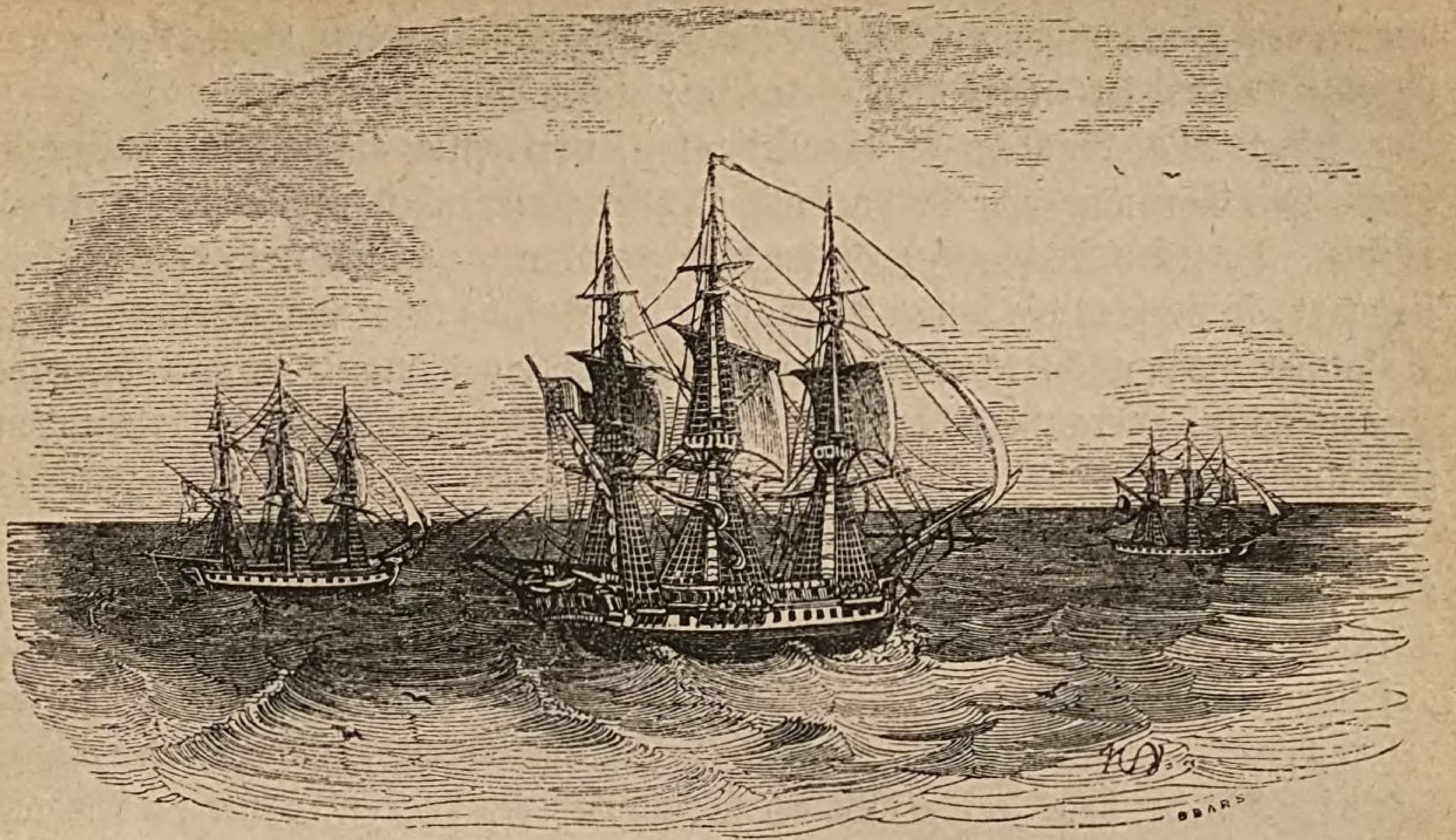
In Wien suchte Humboldt den Geognosten Freiesleben auf, mit dem er in einen eifrigen Verkehr trat. Daneben bemühte er sich, seine Kenntnisse der exotischen (fremden) Pflanzen zu erweitern. Auch nahm die Entdeckung Galvani's einer der Elektrizität verwandten Kraft (nach diesem Forscher der Galvanismus genannt)

Humboldt's Interesse in hohem Grade in Anspruch. Er machte viele dahin einschlagende Untersuchungen, sowie er sich auch eingehend mit der chemischen Zusammensetzung der Atmosphäre beschäftigte.

Der Plan Humboldt's, die vulkanischen Gebiete Italiens zunächst zu erforschen, sowie ein zweiter, das Wunderland Aegypten aufzusuchen, und sich den zu jener Zeit dort befindlichen gelehrten Begleitern der französischen Expedition unter Bonaparte anzuschließen, ward durch die Unsicherheit aller Verhältnisse während der damaligen Kriegsunruhen vernichtet, hingegen unternahm er eine kürzere Reise durch Salzburg und Steiermark mit seinem Freunde Leopold von Buch.

Da rief ihn eine fröhliche Kunde nach Paris. Er erfuhr nämlich, daß die französische Regierung beabsichtige, eine Expedition unter Führung des Kapitän Baudin zur Erforschung der Südsee auszusenden, und daß dieselbe von Naturforschern begleitet werden würde. Humboldt eilte nach der Hauptstadt Frankreichs, in welcher sich sein Bruder und dessen Familie bereits befanden, und lernte hier vorzüglich in Aimé Bonpland, einen Zögling der Medizinischen Schule und des Botanischen Gartens zu Paris, der jener Expedition beigegeben werden sollte, einen ebenso wissenschaftlich tüchtigen Gelehrten als liebenswürdigen Menschen kennen, zu dem er bald in das freundschaftlichste Verhältniß trat. Auch jetzt wurden die leidigen Kriegsverhältnisse Ursache, daß das Unternehmen vorläufig aufgegeben und bis auf ungewisse bessere Zeiten verschoben werden mußte. Unterdessen ward Humboldt und seinem Freund Bonpland, der ihn begleiten wollte, durch den schwedischen Gesandten die Aussicht eröffnet, daß sie auf einer schwedischen Fregatte, welche in Marseille erwartet wurde, nach Marokko gelangen könnten. Beide gingen auf diesen Vorschlag mit Lebhaftigkeit ein und gedachten von jenem Lande aus mit der jährlichen Pilgerkarawane nach Osten zu ziehen und sich entweder den französischen Gelehrten in Aegypten anzuschließen, oder auf eigne Hand weiter zu dringen. Nach zwei Monaten traf aber die Nachricht ein, die Fregatte sei durch einen Sturm stark beschädigt und werde vor Frühjahr 1799 nicht flott gemacht werden können. Humboldt gab seinen Lieblingsgedanken deswegen nicht auf. Er nahm vielmehr eine größere Reise als Privatunternehmung in Aussicht und fand in Bonpland einen Sporn zur Verwirklichung seiner Absichten: denn auch den jungen Franzosen trieb unwiderstehlicher Drang in die Ferne. Da indessen gleichzeitig Kunde von ausgebrochenen Unruhen in Tunis einlief und daher die Reise durch den Norden Afrika's zeitweilig aufgegeben werden mußte, so wendeten sich die beiden Reisesehnsüchtigen Spaniens Hauptstadt, Madrid, zu.

Schon der Weg durch die blühenden südlichen Fluren der Pyrenäischen Halbinsel gewährte den begeisterten Forschern einen hohen Genuß. Fruchttragende Dattelpalmen und Zuckerrohrfelder mutheten sie an, wie ein Gruß aus den ersehnten Ländern der Ferne.



2. Humboldt, der zweite Entdecker Amerika's.

Noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren die spanischen Reiche in Amerika selbst für die gebildeten Kreise der europäischen Völker eine unbekannte Welt, eine terra incognita. Bis dahin hatte die Engherzigkeit des Hofes und der Regierung zu Madrid, sowie deren Organe in den Provinzen des westlichen Kontinents, die Fußtapfen eines jeden Fremden, welcher den Boden Neuspaniens betrat, ängstlich Schritt für Schritt verfolgen lassen; man wollte Unberufene — und unberufen war ein Jeder — in Unbekanntschaft mit den ausgedehnten Besitzungen über dem Meere erhalten, die Domänen der westlichen Hemisphäre sollten dem Weltverkehr möglichst lange verschlossen bleiben. Während der langen Zeit der spanischen Herrschaft im Norden und Süden Amerika's ist so gut wie nichts geschehen, um jene großen Ländergebiete der allgemeinen Wißbegierde zu erschließen. Dies ist eine der Hauptursachen, daß alles Interesse für jene Länder eine Zeit lang ganz geschwunden war und erst wieder erwachte, als in den zwei ersten Dezennien dieses Jahrhunderts die Augen der Gebildeten sich, infolge der Reisen des deutschen Naturforschers (der sich den Ruhm eines zweiten Entdeckers der Neuen Welt erwarb), wieder jenen merkwürdigen Theilen derselben zuwendeten.

Durch Empfehlungen an den freisinnigen Staatssekretär Don Luis Urquizo demselben näher getreten, gelang es Alexander von Humboldt, diesen Minister für seine Reisepläne zu gewinnen und an demselben einen warmen Fürsprecher bei Hofe zu finden. Durch ihn erlangte der deutsche Reisende und sein französischer Genosse die bisher so höchst selten ertheilte Erlaubniß, ungehindert das gesammte spanische Amerika durchwandern zu dürfen.

Wie mußte Alexander's Herz schwellen, als er nach vielen, oft unbesiegbar scheinenden Hindernissen und mancherlei Unterhandlungen im „Hause beider Indien" zu Madrid sich endlich dem Ziele seiner heißen Wünsche nahe sah.

Mitte Mai begaben sich die Reisenden, vortrefflich ausgerüstet, nach dem Hafen von Corunna, um sich dort mit nächster Gelegenheit nach Amerika einzuschiffen. Da jener Seeplatz jedoch um diese Zeit durch englische Kriegsschiffe blokkirt war, so mußten die beiden Weltfahrer bis Anfang Juni sich gedulden, bevor die fatalen Hafenwächter durch einen heftigen Sturm gezwungen wurden, die hohe See zu suchen. Hierauf erst bot sich der reisefertigen Korvette „Pizarro" Gelegenheit zum Auslaufen.

Humboldt hatte das offene Meer erreicht, den unendlichen Ozean, nach welchem sich seine Phantasie so lange gesehnt. Das Fahrzeug richtete seinen Lauf nach Westen. Hören wir ihn selbst erzählen, was er empfand, als er zum ersten Male auf offener See dahinsteuerte:

„Wer" — ruft er aus — „zu geistiger Thätigkeit erweckt, sich gern eine eigene Welt im Innern baut, den erfüllt der Schauplatz des freien, offenen Meeres mit dem erhabenen Bilde des Unermeßlichen. Sein Auge wird vorzugsweise vom fernen Horizonte gefesselt, wo unbestimmt, wie im Dufte, Wasser und Land an einander grenzen, in den die Gestirne hinabsteigen und sich erneuern vor dem Schiffenden! — Zu dem ewigen Spiel dieses Wechsels mischt sich, wie überall bei der menschlichen Freude, ein Hauch wehmüthiger Sehnsucht....... Eigenthümliche Vorliebe für das Meer, dankbare Erinnerung an die Eindrücke, die mir das bewegliche Element zwischen den Wendekreisen in friedlicher, nächtlicher Ruhe oder aufgeregt im Kampfe der Naturkräfte gelassen, bestimmen mich, den individuellen Genuß des Anblicks vor dem wohlthätigen Einflusse zu nennen, welchen unbestreitbar die Berührung mit dem Weltmeere auf die Ausbildung der Intelligenz und den Charakter vieler Volksstämme, auf die Vervielfältigung der Bande, welche das Menschengeschlecht umschlingen sollen, auf die Möglichkeit, zur Kenntniß der Gestaltung des Erdraumes zu gelangen, endlich auf die Vervollkommnung der Astronomie und aller mathematischen und physikalischen Wissenschaften ausgeübt hat. — Seitdem Columbus den Ozean zu entfesseln gesandt war, hat auch der Mensch sich geistig freier in unbekannte Regionen gewagt."

Tausende von Reisenden waren vor Humboldt schon denselben Weg gefahren — sie hatten die unergründliche, salzige Meerflut durchfurcht, sich an dem glitzernden dunkelblauen Spiegel ergötzt, über den Wellenschlag und die Schrecken des Sturmes geängstigt, — Humboldt's klarer und forschender Geist sah aber mehr als je Einer vor ihm. Mit dem Thermometer prüfte er aufmerksam Tag für Tag die Wärme des Wassers und die Wärme der Luft; er erforschte die Strömungen des Ozeans, studirte die Färbung seiner Fluten und diejenige des Luftkreises, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die elektrischen Verhältnisse sowie alle wechselnden Erscheinungen, welche die empfindliche Magnetnadel zeigt. Die schwimmenden Massen von Seegewächsen, die schillernden und bei Nacht phosphorisch leuchtenden Quallen

und Medusen und was sonst sich an Seethieren und an Gevögel zeigte, wurden für ihn Gegenstände der Forschung. Er blieb aber nicht bei Betrachtung der Einzelnheiten stehen, ließ sie nicht in abgerissener Zusammenhanglosigkeit, sondern verschmolz sie als Glieder zu einem lebendigen Ganzen. Er faßte den Ozean geistig auf als ein wichtiges, nothwendiges Glied des ganzen Erdkörpers, als ein unentbehrliches Erforderniß im Leben und in der Entwickelung unsers Planeten.



Am Fuße des Pik von Teneriffa.

So erschien ihm das Meer nicht als das große Grab, das den Seefahrer bedroht, sondern er sah in ihm den nie versiegenden, stets verjüngenden Lebensstrom, welcher die Wärmeverhältnisse des Erdballs regelt und ausgleicht, und welcher schließlich, zumal nach genügender Erforschung seiner Strömungen und Winde, die weit entfernten Kontinente verbindet, nicht trennt. — Das kleine Eiland la Graciosa wurde nur berührt und rasch die Reise nach Teneriffa weiter fortgesetzt.

Teneriffa war das erste tropische Land, das Humboldt betrat. Er erstieg mit seinen Reisegefährten, darunter auch Bonpland, den prächtigen Kegelberg des Eilandes, erklomm mühsam, gewissermaßen als Vorübung für bevorstehende größere Bergbesteigungen, dessen Spitze mit dem Krater; er untersuchte den Bau des Berges, sowie die Eigenthümlichkeiten seiner Gesteine.

Während seiner ersten Vulkanbesteigung wurde unserm berühmten Landsmann das Gesetz klar, welches später den Grundstein zu dessen so wichtiger Pflanzengeographie bildete. Er erkannte nämlich, daß die Gewächse vom unteren Theile des Berges bis zu dessen eisiger Spitze ganz in derselben Weise einer Veränderung unterliegen, als sie von den Tropen bis zur kalten Zone in den verschiedensten Geschlechtern auftreten; ferner entstand damals der Entwurf zu jenen Linien, welche die Vertheilung der Wärme über die Erdkugel veranschaulichen (Isothermen) und den Schlüssel zum Verständnisse des überall gleich thätigen Naturlebens bilden.

Die Absicht der beiden Freunde, mit dem „Pizarro" erst in Cuba zu landen und hierauf Mexiko zu bereisen, wurde durch ein auf dem Schiffe ausgebrochenes bösartiges Fieber vereitelt. Man mußte bereits bei Cumana in Südamerika an's Land steigen. Hier begannen Humboldt's wissenschaftliche Forschungen in der Tropenwelt des heutigen Freistaats von Venezuela.

„Wenn ein Reisender" — sagt Humboldt bei der Schilderung seines Aufenthalts in jenen Gegenden — „zum ersten Male die Wälder des südlichen Amerika betritt, so zeigt sich ihm die Natur in einer überraschenden Gestaltung. Seine Umgebungen sind nur wenig geeignet, ihn an die Bilder zu erinnern, welche berühmte Reisende von den Gestaden des Missisippi, von Florida und anderen gemäßigten Gegenden der Neuen Welt entworfen haben. — Hier aber (in Centralamerika) fühlt es der Reisende auf jedem Schritte, daß er sich nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkt des heißen Erdstriches befindet. Er weiß nicht, was ihn mehr anzieht und seine Verwunderung am meisten rege macht, ob die stille Ruhe der Einsamkeit oder die Schönheit der einzelnen, von einander abstechenden Formen, oder jene Kraft und Frische des Pflanzenlebens, wodurch sich das Klima der Tropenwälder auszeichnet. Man möchte sagen, der mit Pflanzen überdeckte Boden habe nicht Raum genug für ihre Entwicklung. Ueberall sind die Baumstämme von einem dichten grünen Teppich umhüllt; wer mit Sorgfalt die Orchis-, Pfeffer- oder Pothospflanzen, welche ein einziger Heuschreckenbaum oder amerikanischer Feigenbaum nährt, verpflanzen wollte, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Die nämlichen Schlingpflanzen, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und dehnen ihre Ranken bis hundert Fuß hoch von einem zum andern hinüber."

Humboldt stand in dem betretenen Theile von Venezuela auf rein vulkanischem Boden. Die Erde, welche der Bewohner des mittlern Europa's als das unbewegliche Feste anzusehen gewöhnt ist, zeigt sich in jenen Gegenden Südamerika's als ein ähnlich schwankendes Element wie das Meer, welches der Windstoß aufregt.



Im tropischen Urwald.

Humboldt traf schon bei seiner Ankunft zahlreiche Spuren von Verwüstungen, welche Erdbeben angerichtet hatten; nach wenigen Monaten erlebte er aber alle ihre Schrecken selbst an dem stark heimgesuchten Orte.

Am 9. August 1799 trat der deutsche Naturforscher in Gesellschaft seines französischen Reisegefährten die erste Exkursion in das Innere der neuen, ihn so fremdartig berührenden Welt an.

Sie begaben sich zuvörderst nach der, ehemals durch Sklavenhandel und Perlenfischerei berühmten Halbinsel Araya. Hier enthüllte sich ihnen die tropische Natur in ihrer ganzen jugendlichen Pracht und in unendlicher Fülle. Die majestätischen Palmen, diese Fürsten im Reiche der Pflanzen, entfalteten sich in voller Schönheit vor den entzückten Forschern; als entsprechendes Gefolge schlossen sich die breitblätterigen Bananen und Helikonien, der schönlaubige Melonenbaum und die Cecropien ihnen an. Zahllose Baumarten bildeten die Wälder, die noch keine Axt gelichtet; unendliche Mengen von Schlinggewächsen kletterten an den Stämmen hinauf, hingen als Festons von den Zweigen herab, und am Boden, an den Stämmen, sowie auf den Zweigen bis zur Krone hinan, wucherte es von herrlichen blühenden Kräutern, fremdartigen Formen, wunderbaren Gestalten. Statt aber durch diesen Ueberreichthum betäubt zu werden, statt von dem übermächtigen Eindruck geistig überwältigt, nur staunend die Größe der Natur und die eigene Nichtigkeit zu empfinden, beherrschte Humboldt bald mit ordnendem Blick das scheinbare Chaos. Er erkannte klar und scharf, welche Hauptformen des Pflanzenreiches im landschaftlichen Bilde die vorherrschenden waren, und welche andere wiederum nur den beigeordneten Ausschmuck bildeten. So faßte er das Gewächsreich in den Hauptgestalten seiner Erscheinung als Theile des Kleides der Erde, während er auf der andern Seite es nicht versäumte, gemeinschaftlich mit Bonpland Herbarien anzulegen, um durch letztere die Kenntniß der einzelnen Formen zu erweitern. — Auf einem zweiten Ausfluge besuchten Beide die herrlich gelegenen Missionen im Lande der Chaimas-Indianer; weiter wanderten sie nach der flammenspeienden Cuchivanoschlucht. Wir verdanken diesen Ausflügen die interessantesten Betrachtungen über vulkanische Zustände und Erdbeben. Die bei dem (am 12. August erreichten) Kloster Caripe verbrachten herrlichen Nächte boten den beiden Naturfreunden besondere Reize. Noch in späteren Jahren erinnerte sich Humboldt gern daran. „Nichts ist dem Eindrucke erhabener Ruhe zu vergleichen," sagte er, „den der Anblick des Sternenhimmels in jener Einöde gewährt."

Die Reisenden besuchten die großartige Höhle von Guacharo im reizenden Serigathale, an welche sich so manche geheimnißvolle Ueberlieferungen knüpfen. Die Höhle öffnet sich an einer senkrechten Felswand. Der Eingang bildet eine Wölbung, die 25 Meter (80 F.) breit und 22 M. (70 F.) hoch ist. „Auf dem Felsen über der Grotte stehen riesenhafte Bäume. Der Mamei und der Genipabaum mit breiten, glänzenden Blättern strecken ihre Aeste gerade gen Himmel, während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiten und ein dichtes grünes Gewölbe bilden. Pothos mit saftigen Stengeln, Oxalis und Orchideen von seltsamem Bau wachsen in den

dürrsten Felsspalten, während vom Winde geschaukelte Rankengewächse sich vor dem Eingange der Höhle zu Gewinden verschlingen. Welch ein Gegensatz zwischen dieser Höhle und jenen im Norden, die von Eichen und düsteren Lärchen beschattet sind! Diese Pflanzenpracht dringt sogar in den Vorhof der Höhle ein. Mit Erstaunen sahen wir, daß 6 Meter (19 F.) hohe, prächtige Heliconien mit Pisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumarten die Ufer des Baches bis unter die Erde säumten. Die Pflanzenwelt hört erst 30 bis 40 Schritt vom Eingange auf. Wir maßen den Weg mittelst eines Strickes und waren gegen 135 Meter (430 F.) weit gegangen, ehe wir nöthig hatten, die Fackeln anzuzünden. Da, wo das Licht zu verschwinden anfängt, hört man das heisere Geschrei der Nachtvögel, welche, wie die Eingeborenen glauben, nur in diesen unterirdischen Räumen zu Hause sind."

Schwerlich vermag man sich den furchtbaren Lärm vorzustellen, der von Tausenden dieser Vögel im dunkeln Innern der Höhle gemacht wird. Humboldt vergleicht denselben mit dem Geschrei unserer Krähen, da, wo sie in großer Menge gesellig bei einander leben. Das gellende, durchdringende Geschrei der Guacharos hallt wieder vom Felsgewölbe und kommt aus der Tiefe der Höhle als Echo zurück. Die Indianer banden Fackeln an lange Stangen und zeigten so den Reisenden die Nester; diese befanden sich in trichterförmigen Löchern, welche in der Decke in ungemein großer Zahl vorkommen. Je tiefer man in die Höhle hineinkommt und je mehr die Vögel durch das Licht der Kopalfackeln aufgescheucht werden, um so stärker wird der Lärm. Sobald es an einer Stelle ein paar Minuten ruhiger wurde, dann erschallte doch von weit her ein Klagegeschrei aus anderen Theilen der Höhle. Die Banden lösten sich im Schreien ordentlich ab.

Die Höhle bei Caripe ist für die Indianer ein schauerlich geheimnißvoller Ort; sie glauben, tief hinten wohnten die Seelen ihrer Vorfahren. Zu den Guacharos gehen, heißt so viel als sterben. Daher nehmen auch die Zauberer und die Giftmischer ihre nächtlichen Gaukeleien am Eingange der Höhle vor, um den obersten der bösen Geister zu beschwören. „So gleichen sich", sagt Humboldt, „unter allen Himmelsstrichen die Mythen der Völker, vor allen solche, welche sich auf zwei die Welt regierende Kräfte, auf den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode, auf den Lohn der Gerechten und die Bestrafung der Bösen beziehen. Die Höhle von Caripe ist der Tartarus der Griechen, und die Guacharos, welche unter kläglichem Geschrei über dem Wasser flattern, gemahnen an die stygischen Vögel."

Nachdem sie noch einige andere interessante Punkte jenes Gebietes beschaut, wandten sich die Reisenden der Stadt Cariaco zu, aus welcher jedoch ein bösartiges Fieber sie bald wieder vertrieb.

Sie kehrten nunmehr nach Cumana zurück. Beinahe wären sie hier das Opfer eines Mordanfalles geworden. Als beide Freunde nämlich am Abend des 27. Oktober in einiger Entfernung von der Stadt, unfern des Golfes, lustwandelten, stürzte ein bewaffneter Zambo (ein Abkömmling von Neger und Indianerin) über sie her, schlug Bonpland mit einem Knüppel zu Boden und wollte so eben noch von seinem Messer Gebrauch machen, als Hülfe herbeikam und der Verbrecher fest-

genommen wurde. Vom 10. Oktober bis zum 4. November wurden beide Forscher sehr in Anspruch genommen durch die merklichen Veränderungen, welche die Atmosphäre und der Erdboden bei Cumana zeigten und die auf nahe bevorstehende Erdbeben schließen ließen, welche denn auch am letztgenannten Tage die Bewohner der Umgegend in Unruhe versetzten.

„Von Kindheit an", sagt er, „haben wir die Vorstellung, daß das Wasser ein bewegliches Element, die Erde aber eine unbewegliche, träge Masse sei, es ist eine Vorstellung alltäglicher Erfahrung. Die Erscheinung eines Erdstoßes, eine Erschütterung der Erde, von der wir glaubten, daß sie auf ihrem alten Fundamente festruhe, zerstört in einem Augenblicke die langgehegte Täuschung. Es ist eine Art von Erwachen, aber ein unangenehmes; man fühlt, daß man durch die scheinbare Ruhe der Natur sich täuschen ließ; von nun an wird man bei dem leisesten Geräusche aufmerksam, und zum ersten Male mißtraut man dem Boden, worauf man lange Zeit mit Zuversicht wanderte."

Und weiter sagt er:

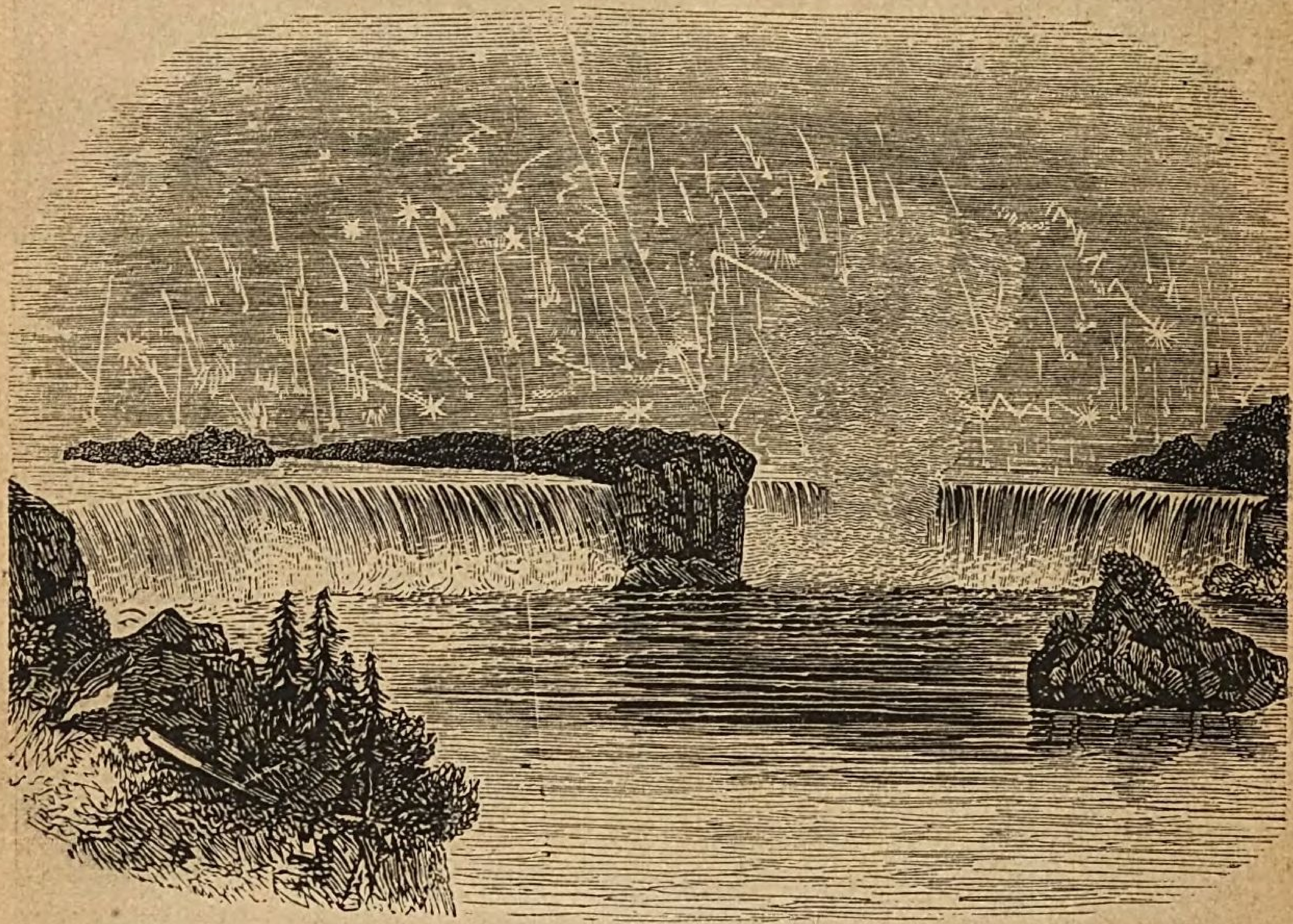
..... „Es ist ein unaussprechlich tiefer und ganz eigenthümlicher Eindruck, welchen das erste Erdbeben, das wir erleben, sei es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurückläßt. — Ein solcher Eindruck — glaube ich — ist nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unserer Einbildungskraft aus Erzählungen oder Erfahrungen der Vergangenheit vorschweben. — Was uns so wunderbar ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdrinde. Alle Zeugnisse unserer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnißvoll eine unbekannte Naturmacht als ein das Starre Bewegendes, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Thieren hervor. Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen; die Krokodile, sonst so stumm wie unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem auf unsere Wohnung gerichteten Lavastrome kann man sich entfernen; bei dem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens. Ein solcher Zustand des Gemüthes, aus unserer innersten Natur hervorgerufen, ist aber nicht von langer Dauer Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so verschwindet bei den Bewohnern fast jegliche Spur von Furcht. An den regenlosen Küsten von Peru kennt man weder Hagel, noch den vollendeten Donner im Luftkreise. Den Wolkendonner ersetzt dort das unterirdische Getöse, welches die Erdstöße begleitet. Vieljährige Gewohnheit und die sehr verbreitete Meinung, als



Cueva grande. Die Guacharohöhle in Venezuela.

seien gefahrbringende Erschütterungen nur zwei oder drei Mal in einem Jahrhundert zu befürchten, machen, daß in Lima schwache Erschütterungen des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregen, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone. Das unterirdische Getöse, wenn es von keinen fühlbaren Erdstößen begleitet ist, läßt einen besonders tiefen Eindruck selbst bei Denen zurück, die schon lange einen oft erbebenden Boden bewohnt haben. Man harrt mit Bangigkeit auf Das, was nach dem unterirdischen Krachen folgen wird."

Die großartigen Erscheinungen dieser Art, welche besonders in den von Humboldt besuchten Theilen Amerika's in weitester Ausdehnung auftreten, führten ihn darauf, die vulkanische Thätigkeit des ganzen Erdkörpers ins Auge zu fassen.



Sternschnuppenfall am Niagara, in der Nacht vom 12. zum 13. November 1833.

Seine Wahrnehmungen führten ihn dahin, im Vulkanismus eine Kraft zu erkennen, welche, ebenbürtig der schaffenden Macht des Wassers, für die Bildung der festen Erdrinde von höchster Wichtigkeit sei.

Kurz vor der Abreise von Cumana ward Humboldt's Aufmerksamkeit durch den Fall sehr zahlreicher Sternschnuppen in Anspruch genommen. Eine ähnliche Erscheinung hatte er bereits bei seiner Fahrt auf dem Atlantischen Ozean erlebt. Indem er nochmals alles Das zusammenfaßte, was über den Fall von Sternschnuppen und Meteorsteinen bekannt geworden war und was er selbst hierüber beobachtet hatte, gelangte er zu der Ansicht, daß jene Erscheinung durch Himmelskörper hervorgerufen werde, welche, obschon winzig klein, doch auch in ähnlicher Weise wie die Planeten ihren Lauf um die Sonne verfolgen. Seitdem das pracht-

volle Phänomen, welches im November 1833 am Niagara beobachtet wurde, die Aufmerksamkeit der Physiker von Neuem diesem Gegenstande zuwendete, hat sich die Richtigkeit jener Ansicht Humboldt's durch die periodische Wiederkehr der Erscheinung im August und November jedes Jahres glänzend bestätigt.

Als nächstes Reiseziel wählten die beiden Freunde Caracas, von welchem Punkte aus sie über die merkwürdigen Grassteppen von Calabazo den Fluß Apure zu erreichen und vermittelst dieses in den Orinoko zu gelangen gedachten.



In den Llanos.

Bonpland schlug den Weg dorthin längs des Ufers ein; Humboldt war furchtlos genug, in einem unsichern kleinen Fahrzeuge über den mit Haifischen bevölkerten Golf zu setzen. Schon am Abend des 21. November, vier Tage vor seinem Reisegefährten, traf er in Caracas ein. Daselbst verweilte er zwei Monate, bestieg den in der Nähe der Stadt liegenden, mehr als 8000 Fuß hohen Silla und stellte von hier aus mit Bonpland eine wissenschaftliche Untersuchung über die Verbindung des Orinoko mit dem Rio Negro und dem Amazonenstrome an. Unser Tonbild zeigt die beiden jungen Reisenden in einer Urwaldhütte, umgeben von den seltsamen Pflanzen und Thieren der Tropenwelt in den Gegenden des mächtigen Flusses.

Von den Llanos, den Grassteppen des Orinokogebietes, entwirft Humboldt das nachstehende prachtvolle Gemälde:

„Tagereisen von einander entfernt“ — erzählt er — „liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in den Steppen umher. Tausendjährige Wälder, in welchen ein undurchdringliches Dunkel herrscht, erfüllen den feuchten Erdstrich, welcher die Wüste umgrenzt — mächtige Granitplatten verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Der Wald hallt wider von dem Donner des stürzenden Wassers, von dem Gebrüll des Jaguars, vom dumpfen Geheul der Affen. Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenen Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die plumpen Körper der Krokodile; den Schwanz um einen Baumast zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boaschlange. Schnell vorgestreckt ergreift sie den näher kommenden jungen Stier oder das schwächere Wildpret und zwängt den Raub, in Geifer eingehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals. Wenn aber unter den senkrechten Strahlen der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Gleich rauschenden Wasserhosen wirbeln entgegengesetzte Winde Staubwolken trichterförmig hervor — ein trübes, strohfarbiges Halblicht wird von der nun scheinbar niedrigen Himmelsdecke auf die verödete Flur geworfen — der Horizont tritt plötzlich näher — er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme.

„Während die Thiere im eisigen Norden durch Kälte erstarren, schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. — Ueberall verkündet Dürre den Tod, überall verfolgt den Dürstenden die trugvolle Luftspiegelung des wellenschlagenden Wasserspiegels. — In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer noch nicht ganz verdampften Lache zu errathen. — — Folgt auch auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können doch Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich freuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus und hängen sich auf dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erzeugen, in welche eine Schar stechender Insekten sich einnistet. — Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwachen Schein vom Sternbilde des südlichen Kreuzes. Der sanfte, phosphorartige Schimmer der Magelhanischen Wolken erlischt; selbst die über dem Scheitel schwebenden Gestirne des Adlers und Schlangenträgers leuchten mit zitterndem Lichte. — Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, nebelartig breiten die

Dünste sich über den Zenith aus und ferner Donner verkündet den belebenden Regen.......

„Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit den mannichfaltigsten Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne neben dem Frühgesange der Vögel und den sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Im hoch aufschießenden Grase versteckt sich der schön gefleckte Jaguar und erhascht katzenartig im leichten Sprunge die vorüberziehenden Thiere. ... Bisweilen sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben — mit heftigem Getöse, wie beim Ausbrechen kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert; — wer des Anblickes kundig ist, flieht die Erscheinung, denn eine riesige Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigt aus der Gruft hervor, durch den Regenguß von dem Scheintode geweckt. — Schwellen nun allmälig die Flüsse, dann zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst fast verschmachteten, als Amphibien zu leben; ein Theil der Steppen erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. — Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. — Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von dem blühenden Grase, das sich über dem braun gefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und dann verschlungen; nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die, dem Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, noch die Spur ihrer spitzigen Zähne am Schenkel tragen.

„Wie aber Tiger und Krokodile in diesen Steppen mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir auch in einzelnen Theilen dieser Wildniß ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. — Mit unnatürlicher Begierde trinken die Völker das Blut ihrer Feinde — andere würgen sich, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumennagel. — Die schwächeren Horden von Menschen vertilgen, wenn sie das sandige Ufer betreten, besorgt vor den stärkeren, mit den Händen die Spur ihres schüchternen Trittes. So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit (ebenso wie im Scheinglanze höherer Bildung) sich stets ein mühevolles Leben; so verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Land und Meer, sowie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts! — Darum versenkt derjenige, welcher im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in das innere Wirken der heiligen Naturkraft, oder — hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll auf zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklange die alte, ewige Bahn vollenden."

Die Reisenden befanden sich an der Grenze des Orinokostromgebietes und setzten sich als nächste Aufgabe, eine Streitfrage zu lösen, welche seit Jahren noch unentschieden schwebte. Man hatte nämlich eine Verbindung zwischen den Nebenflüssen des Orinoko und zwischen denen des Amazonenstromes behauptet, von anderer Seite aber die Möglichkeit einer solchen in Abrede gestellt. Humboldt und Bonpland beschlossen, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen.

Das Unternehmen war ein sehr beschwerliches und gewagtes und ward ihnen von allen Seiten als höchst gefährlich vorgestellt. Ehe man dahin gelangte, galt es zahllose Hindernisse zu überwinden, gegen Thiere und wilde Menschen, gegen Hunger, Durst, Gift und tausenderlei andere Gefahren anzukämpfen. Dafür aber schaute man auch des Neuen und Interessanten die Fülle. Es galt auf Monate allen Bequemlichkeiten des gesitteten Lebens zu entsagen und sich allen Beschwerlichkeiten und Gefahren der Wildniß preis zu geben. Die Reisenden, getrieben vom Drange nach neuen Entdeckungen, achteten die Mühen nicht und zogen getrost ins Innere des noch unbekannten Gebietes.

Der Valencia-See, welchen sie zuerst besuchten, gab Gelegenheit, die Ursachen zu erforschen, welche die Abnahme der Wassermengen in einer Gegend herbeiführen. Die Llanos des Orinokogebiets boten, wie wir gesehen haben, den Wanderern ein mächtiges Seitenstück zum Ozean, ein eigenthümliches Bild im Leben der Natur. Die halb verwilderten Rinder und Pferde, das Leben der Hirten, die Erscheinungen, welche die Atmosphäre über diesen Einöden zeigt, — Alles muthete die Europäer neu und fremdartig an. Der milchgebende Kuhbaum, die elektrischen Zitteraale und zahlreiche andere Naturmerkwürdigkeiten machten das Interesse der beiden Reisenden in hohem Grade rege. Jetzt war auch der Apure erreicht, ein ansehnlicher Nebenfluß des Orinoko, auf dem sie sich bei San Fernando in einem Indianerboote einschifften. Man fuhr stromab bis zum Hauptflusse, dem Orinoko, in letzterem dann stromaufwärts. Je weiter man kam, desto wilder war die Umgebung, das Wasser bot die einzige Straße, auf der es möglich war fortzukommen. Bis dicht an die Ufer trat der undurchdringliche Urwald heran, die Riesenbäume durch Schlinggewächse verbunden, die Zwischenräume am Boden durch Sträucher und zahllose Ranken ausgefüllt. Jeder Fußbreit Boden, dessen man zum Nachtlager bedurfte, mußte mit der Axt der üppigen Pflanzenwelt abgerungen werden, und mitten im Walde fehlte es den Reisenden an jeder Spur von trockenem Brennholz, ähnlich wie der Schiffer auf offener See Mangel an Trinkwasser leiden kann. Die Spuren vom Dasein der Menschen verschwanden, die Thierwelt trat statt des Menschengeschlechtes als herrschend auf. Wildschweine und Hockohühner bevölkerten die Stromufer. Affen und Vögel der verschiedensten Art wiegten sich in den Baumzweigen, und die katzenartigen Raubthiere, der Puma und der Jaguar, kamen bis dicht an das Lagerfeuer der Reisenden heran, während häßliche Krokodile aus den Fluten auftauchten. Schlimmer als alle die großen Räuber des Thierreiches zeigten sich blutsaugende Mücken und Fliegen. In Wolken fielen sie über die Rei-

senden her und zerstachen sie so, daß sie während vieler Wochen die Merkmale an geschwollenem Gesicht und Gliedern aufzuweisen hatten.

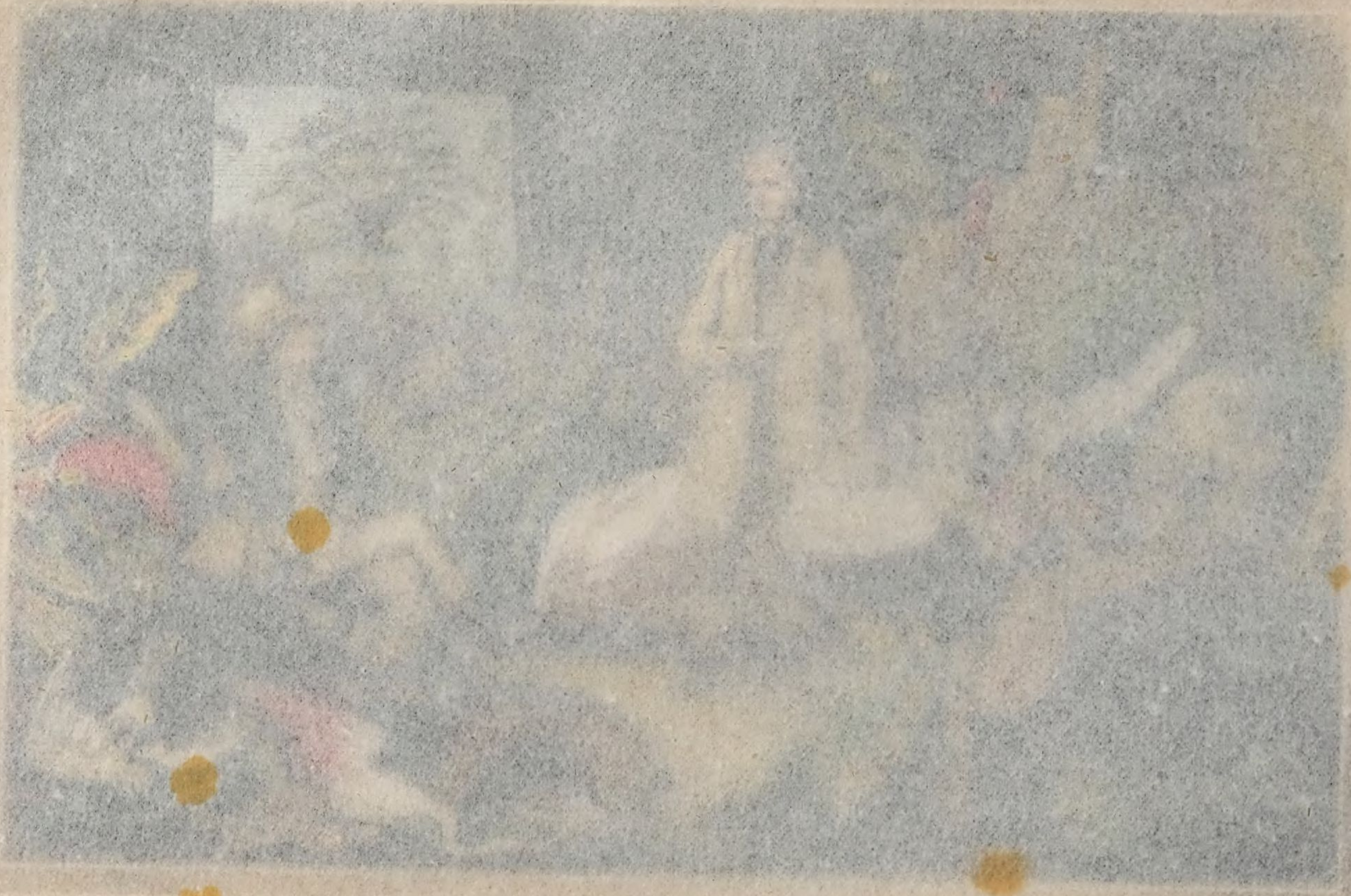
An den so interessanten Wasserfällen von Atures und Maypures vorbei drangen Humboldt und Bonpland weiter nach Süden vor, erreichten die Mission San Fernando de Atabapo und verließen bei Esmeralda den Orinoko, um auf dem dort einmündenden Nebenfluß, dem Cassiquiare, ihre Reise fortzusetzen. Bei San Francisco endlich gelangte man zu jener interessanten Stelle, an welcher sich der Cassiquiare mit dem Rio Negro, einem Nebenflusse des Amazonenstromes, verbindet. Humboldt fuhr auf dem Rio Negro noch bis zum Fort San Carlos, dem letzten südlichen spanischen Grenzposten, und hatte somit die oben erwähnte wissenschaftliche Streitfrage vollständig gelöst — es bestand wirklich eine Verbindung zwischen dem Orinoko und Amazonenstrom. Er befand sich hier zwischen Indianerstämmen, bei denen Menschenfleisch zu den besonders geliebten Delikatessen gehörte, und von denen ein Stamm auf den andern in ähnlicher Weise Jagd machte, wie auf schätzbares Wild; er lernte das furchtbare Pfeilgift Curare kennen, das schon in geringer Menge sichern Tod bringt, sobald es mit dem Blute in Berührung kommt, innerlich eingenommen dagegen als magenstärkende, bittere Medizin wirkt. Fast hätte Humboldt durch jenen Giftsaft sein Leben verloren. Aus dem schlecht verschlossenen Gefäße war nämlich das Gift ausgeflossen und hatte die Wäsche durchtränkt. Glücklicher Weise bemerkte es Humboldt noch, als er eben im Begriff war, ein Paar neue Strümpfe über seine von den Mücken blutig gestochenen Füße zu ziehen.

Die Reisenden nahmen auf dem Orinoko ihren Rückweg nach der Hauptstadt der Provinz Guyana, Angostura, an welchem Orte sie Mitte Juni 1800 anlangten. Sie hatten während einer fünfundsiebenzigtägigen Fahrt 375 geographische Meilen zurückgelegt, meistens auf Indianerbooten, ausgehöhlten Baumstämmen, dem Laufe der Ströme folgend, fortwährend von Gefahren umringt. Beide, in Hauptstädten europäischer Civilisation erwachsenen Freunde hatten sich in Länder versetzt gesehen, in denen Thier- und Pflanzenwelt allein herrschend, die wenigen Menschen dagegen sich auf der niedrigsten Stufe des Daseins befanden. Ueberreich waren die Eindrücke, welche ihnen die üppige Natur geboten hatte, beängstigend genug freilich auch das Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit, das sich durch tragische Erzählungen der Eingeborenen von Schicksalen Einzelner und ganzer Stämme nur noch steigerte. In der Höhle von Ataruipe trafen sie die Leichen eines ganzen untergegangenen Volkes.

Jetzt zeigten sich die Folgen fast übermenschlicher Anstrengungen. Infolge der monatelangen körperlichen und geistigen Aufregungen wurden Humboldt und Bonpland vom Nervenfieber ergriffen, von welchem sie sich nur langsam erholten. Kaum genesen, beschäftigte sich Humboldt schon wieder mit neuen Reiseplänen. Er beabsichtigte, zunächst nach Cuba zu reisen und dann von Havanna aus nach Mexiko zu fahren, in welchem Wunderlande er längere Zeit zu verweilen gedachte. Die umfangreichen Sammlungen der Orinokoreise wurden sorgsam verpackt.



Die Bereitung des Curaregiftes.



Pantheon.

A. v. Humboldt und Bonpland in ihrer [illegible] am Orinoko.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



A. v. Humboldt und Bonpland in ihrer Urwaldshütte am Orinoko.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Hierauf trat man den Weg nach Neu=Barcellona an, woselbst man am 23. Juli 1800 anlangte und so lange verweilte, um die erbeuteten Naturschätze und die bestens verpackten Manuskripte einem jungen Missionär zur Weiterbeförderung nach Europa zu übergeben. Leider, leider verschwand jedoch der dritte Theil der Sammlungen, der zum Glück meistens nur Doubletten enthielt, mit dem Schiffe, welches ihn trug, spurlos im Ozean.



Ansicht von Havanna.

Auf einem Kakaofahrzeug legte Humboldt den Weg von Barcellona nach Cumana zurück, hatte unterwegs noch Abenteuer mit einem Kaper zu bestehen, der das Schiff als Beute in Beschlag nahm, und ward nur durch die Dazwischenkunft einer englischen Kriegsschaluppe befreit. Den langen Aufenthalt in Cumana, zu dem die Reisenden besonders durch die europäischen Kriegszustände gezwungen wurden, welche die regelmäßigen Schiffsgelegenheiten unterbrachen, benutzte Humboldt vorzugsweise, um den geologischen Bau der Halbinsel Araya zu studiren. Nachdem er am 10. Nov. des Jahres 1800 Neu=Barcellona abermals erreicht hatte, glückte es ihm endlich, sich nach Havanna einzuschiffen, das er nach einer 25tägigen Fahrt am 19. Dezember 1800 betrat. Dieser Platz ist auf einem Vorgebirge erbaut und von verschiedenen Festungswerken beschützt. Das Innere der Stadt ist tief unter der Vorstellung der meisten Reisenden, welche aus Europa kommen und deren Augen an den Anblick hoher, eleganter Häuser, stattlicher Kirchen

und breiter Straßen gewöhnt sind. Vielleicht ist keine Stadt der Welt von solcher Größe und solchem Reichthum ärmer an monumentalen Gebäuden als Havanna. Nicht eine der Kirchen, selbst nicht die Kathedrale, kann sich von außen mit einem der mittleren Tempelbauten europäischer Hauptstädte messen. Es ist diese Vernachlässigung um so auffallender, als die Spanier in anderen Städten ihrer Kolonien für die prachtvollsten Kirchenbauten das Geld nicht sparten. Das Innere der Kathedrale, welche von den Jesuiten im Jahre 1724 erbaut wurde, ist architektonisch ziemlich glücklich durchgeführt und gefällt durch seine Einfachheit und Symmetrie. Wer dem Andenken berühmter Männer gern eine fromme Erinnerung widmet, der findet in dieser Kirche eine kleine Stelle, die mit nicht weniger Ehrfurcht betreten wird, als irgend eine durch die größten Namen der Weltgeschichte geweihte Wohnstätte: das Grab des Christoph Columbus!

Havanna ist durch die breiten Alleen seiner Paseos oder Promenaden in zwei große Hälften getheilt. Die Außenstadt ist jünger und luftiger, hat breitere Straßen und bequemere Trottoirs. Die Stadt innerhalb der Mauern ist älter und belebter und konzentrirt das Handelsleben. Der Mammon, der die Welt beherrscht, zeigt hier seine Macht. Ansehen, Einfluß und Lebenskomfort sind hier ausschließlich an den Reichthum gebunden.

Was an der Physiognomie der Stadt im Allgemeinen als charakteristisch auffällt, ist der seltsame Wechsel von hohen und niedrigen, prachtvollen und bescheidenen Häusern, die zum Theil Ziegeldächer, meist aber Terrassen haben. Sie folgen sich bunt und regellos, selbst in den belebtesten Straßen.

Hier auf Havanna, dieser „Perle der Antillen" und der schönsten aller außereuropäischen Besitzungen Spaniens, waren es vorzüglich die Kulturen tropischer Erzeugnisse, welche Humboldt's Aufmerksamkeit fesselten. Er stellte genaue Forschungen an über Größe, Natur, Boden und Bevölkerung des Eilandes, über die Bedeutung, welche die einzelnen Produkte dieser gesegneten Klimate für den Welthandel und für das Leben der Völker besitzen, und lenkte hierdurch den Blick der spätern Forscher in ähnlicher Weise auf die Strömungen der Waaren und edlen Metalle, wie er am Ende seiner Orinokoreise die Grundzüge zu einer vergleichenden Hydrographie gelegt hatte. Mit scharfem Lichte beleuchtete er aber auch die unmenschlichen Seiten des Sklavenwesens, welches auf Cuba noch in ausgedehntester Weise vorhanden war.

Amerikanische Zeitungsblätter verbreiteten die Nachricht, Kapitän Baudin sei endlich von Europa aufgebrochen, werde seinen Weg um die Südspitze Amerika's nehmen und dann die Küste von Peru und Chili berühren. Es war Humboldt's liebster Plan gewesen, in Gesellschaft jenes französischen Gelehrten die Philippinen zu besuchen und eine Reise rings um die Welt zu vollenden. Noch bei seiner Abfahrt im Hafen von Corunna hatte er dem Kapitän Baudin schriftlich die bestimmte Versicherung zugehen lassen, daß er ihn, falls die Expedition zu Stande kommen würde, in einem Hafen Amerika's am Stillen Ozean erwarten und sich ihm anschließen würde. Kaum hatte deshalb Humboldt von jener Mittheilung Kennt=

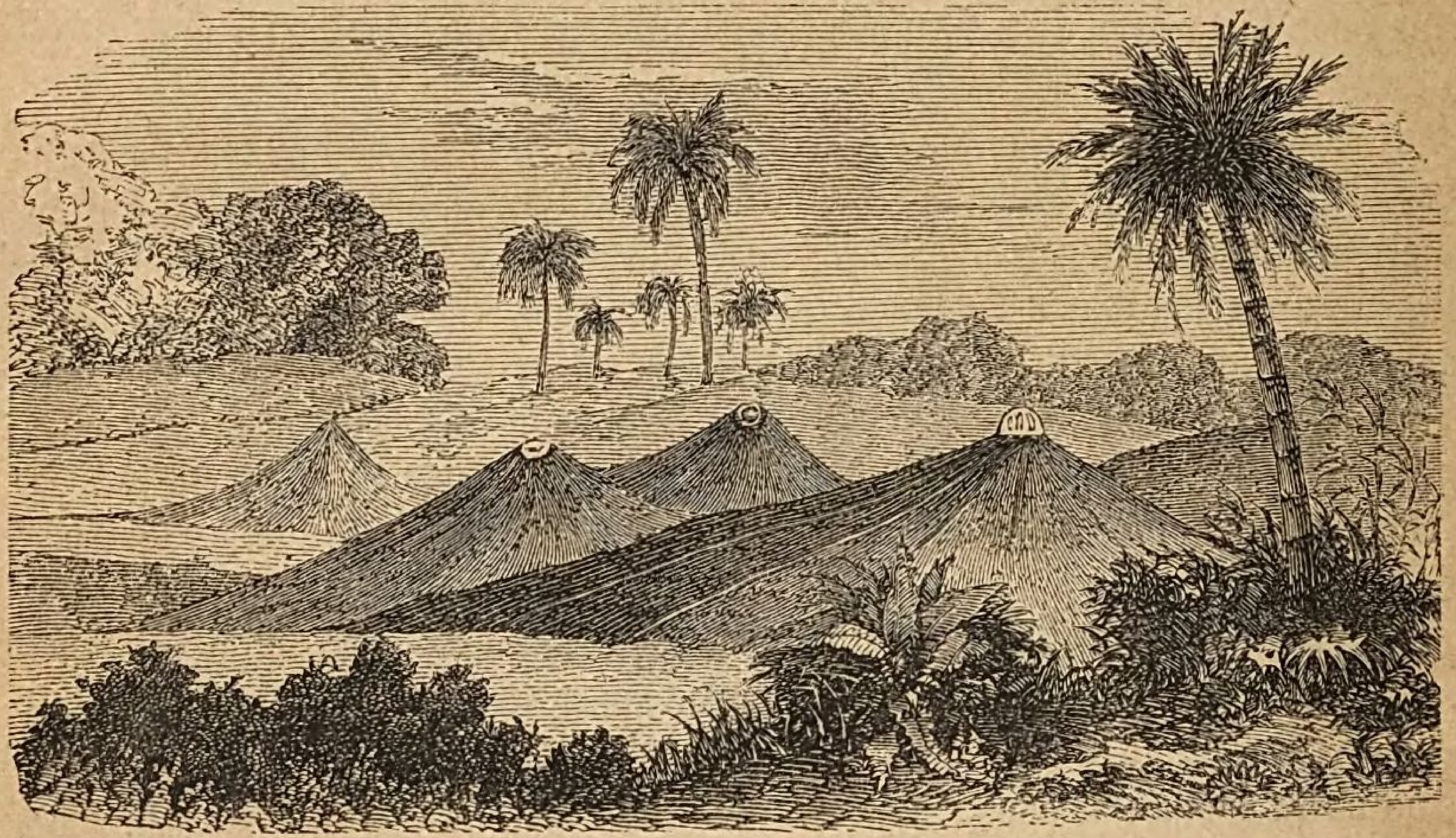
niß erhalten, als er trotz aller Warnungen sich auf den Weg machte, um einen Hafen Chili's oder Peru's zu erreichen. Am 6. März 1801 verließ er Havanna und gedachte etwa binnen 14 Tagen an der Landenge von Panama anzukommen. Durch widrige Winde ward aber die Fahrt sehr verändert und um mehr als das Doppelte verlängert. Das Schiff ward nach der Mündung des Rio Sino am Festlande Südamerika's verschlagen, und es ward dadurch den Reisenden Gelegenheit geboten, am Ufer jenes noch undurchforschten Gebietes einen botanischen Ausflug zu machen. Als sie aber in einem Boote bei Mondschein sich näherten, trafen sie am Ufer sehr verdächtig aussehende entlaufene Sklaven, die mit Ketten belastet und bewaffnet waren, so daß Humboldt es rathsamer fand, nach dem Schiffe zurückzukehren.

Endlich landete man, am 28. März 1801, in Karthagena und feierte daselbst das Osterfest. In der Nähe dieses Ortes liegt ein Indianerdorf Turbaco, von üppigen Waldungen umgeben. Hier fesselten namentlich die mitten in Palmenwäldern liegenden merkwürdigen Schlamm- oder Luftvulkane, Vulkanitos genannt, Humboldt's Aufmerksamkeit. Diese Vulkanitos bestehen aus 15—20 kleinen, abgestumpften Kegeln, von 6—8 Metern Höhe, die sich auf einem etwa 1000 Quadratfuß großen freien Platze im Walde befinden. Die höchsten befanden sich auf der Südseite, und ihre Grundfläche hatte damals einen Umfang von 68—75 Metern. Als Humboldt diese Schlammvulkane erstieg, fand er auf der Spitze jedes Kegels eine Oeffnung von 15—28 Zoll im Durchmesser. Einige dieser Oeffnungen waren indeß nur 6 Zoll weit und ihre Wirksamkeit schien mit ihrer Kleinheit zu steigen. Ein erhöhter Rand umgiebt diese Krater, die mit Wasser angefüllt sind, aus welchen ziemlich periodisch Luftblasen von beträchtlichem Umfange aufsteigen. Humboldt bemerkte oft in zwei Minuten fünf solcher Explosionen. Die Kraft, mit welcher die Luft aufsteigt, läßt auf einen heftigen Druck im Innern der Erde schließen. Auch hört man von Zeit zu Zeit ein dumpfes, starkes Getöse, welches um 15 oder 18 Sekunden dem Heraustreten der Luftblasen vorangeht. Eine einzige dieser dicken Wasserblasen, welche Humboldt in Trichter aus zusammengerollten Pisangblättern einsammelte, enthielt 10 bis 12 Kubikzoll Gase. Die Gasausströmungen sind zuweilen so heftig, daß das Wasser aus dem kleinen Krater förmlich geschleudert wird oder, nachdem es den Rand durchrissen hat, an dem Abhange des Kegels herunterfließt.

Einige der Oeffnungen, durch welche das Gas in die Höhe steigt, befinden sich in der Ebene. Humboldt bemerkte, daß bei jenen, nahe bei einander liegenden Oeffnungen, die nicht auf dem Gipfel der Kegel befindlich und die mit einer kleinen, 10 bis 14 Zoll hohen Thonmauer umgeben sind, die Ausbrüche nicht gleichzeitig geschehen. Es scheint, daß jeder Krater das Gas durch eine verschiedene Leitung empfängt und daß diese Leitungsröhren, die in einen und denselben großen Gasbehälter münden, dem Ausströmen der Gase mehr oder weniger Hinderniß entgegensetzen. Ohne Zweifel ist es dieses Gas, dessen Ausdehnung den Thonboden zu Kegeln gehoben hat, und das dumpfe Geräusch, das dem Aufsteigen der Luftblasen

vorangeht, deutet wol an, daß man auf einem der hohlen Erdstriche sich befindet, die im südlichen Amerika, selbst entfernt von den Feuervulkanen, so häufig sind. Die Indianerknaben, welche Humboldt begleiteten, halfen ihm die kleinen Krater mit Lehm zustopfen, allein das Gas fand beständig wieder seinen Ausfluß aus der nämlichen Stelle, indem es die aufgehäufte Erde über den Rand hinauswarf.

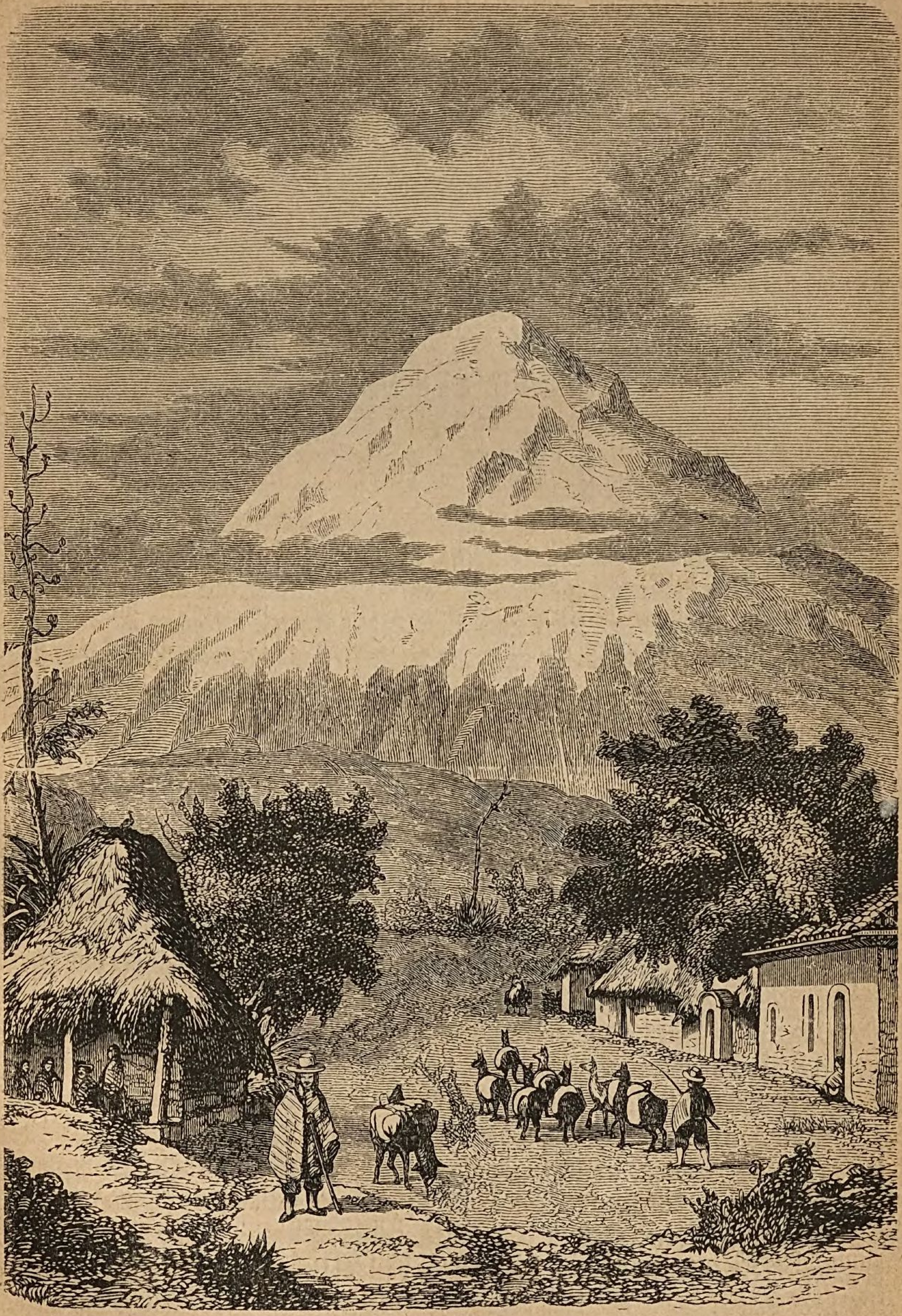
Jene eigenthümliche Erscheinung fesselte Humboldt's ganze Aufmerksamkeit; sein Freund Bonpland dagegen botanisirte um so fleißiger in der Umgegend, wo die üppige Pflanzenwelt reiche Ausbeute gewährte.



Die Schlammvulkane von Turbaco bei Carthagena.

Zu seinem Leidwesen mußte der emsige Forscher in Carthagena erfahren, daß die vorgerückte Jahreszeit eine Reise auf der Südsee von Panama bis Guayaquil unmöglich mache. Humboldt sah sich daher der langgehegten Hoffnung auf eine wissenschaftliche Untersuchung des Isthmus von Panama beraubt. Um sich zu entschädigen, beschloß er, zu Lande den Weg nach Peru einzuschlagen, und fuhr zu diesem Zwecke in einem Kahne den Magdalenenstrom hinauf bis Honda. Von hier war es nur mittels Maulthieren möglich, weiter zu kommen. Nach einer Reise von 35 Tagen durch üppige Wildnisse, reich an überraschenden Naturschönheiten und an Gefahren, gelangte Humboldt nach St. Fé de Bogota, woselbst er längere Zeit verweilte, um Untersuchungen der Umgebung anzustellen. Ueber den hohen Rücken der Anden von Quindiu zogen die Reisenden weiter nach Popayan, bestiegen mehrere verlassene und noch thätige Vulkane und kamen nach Verlauf von 4 Monaten, am 6. Jan. 1802, in Quito an.

Hier erfuhren sie, daß Kapitän Baudin nicht um das Kap Horn herum, sondern vielmehr nach Australien gesegelt sei, eine neue Enttäuschung für die schon vielfach Enttäuschten! —



Am Fuße des Chimborasso.

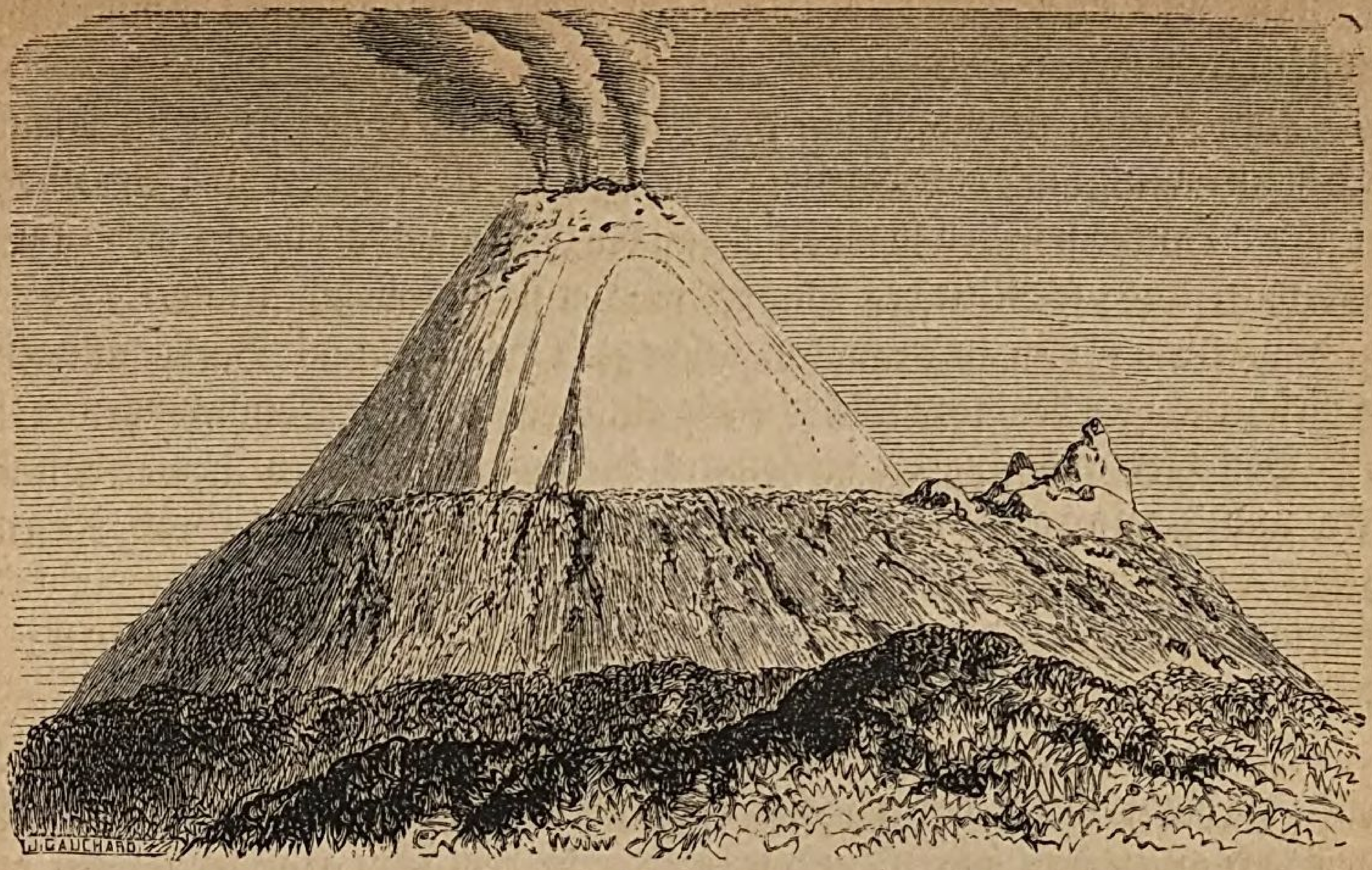
Aber die beharrlichen Männer ließen sich nicht dadurch muthlos machen; sie beschlossen nunmehr, ihre Pläne um so eifriger auf eigene Hand weiter zu verfolgen.

Beinahe neun Monate verwendete Humboldt auf die Erforschung der schönen Hochthäler von Quito. Er wanderte nach den mit ewigem Schnee bedeckten Vulkanen, die dasselbe umschließen, und überschaute von den Kuppen des Antisana, Tunguragua und Pichincha die Reize der südamerikanischen Gebirgswelt; am 23. Juni 1802 erklomm er den Chimborasso, welchen man damals noch für den höchsten Berg der Erde hielt, bis zu einer Höhe von 18,096 Fuß. So hoch war vor ihm noch kein Sterblicher vorgedrungen. Ein anderer, noch thätiger Vulkan, der Cotopaxi, erregte sein Interesse in kaum geringerem Grade und wurde ebenfalls beinahe bis zum Rande des Kraters bestiegen.

Dieser Feuerberg, südöstlich 12 Meilen von der Stadt Quito entfernt, übertrifft durch seine außerordentlich schöne und regelmäßige Gestalt alle jene kolossalen Gipfel der gewaltigen Gebirgskette. Er ist ein vollkommener Kegel, dessen blendender Schneemantel bei Sonnenuntergang in zauberisch schöner Beleuchtung strahlt. Keine Unebenheit des Bodens, keine Felsenspitze oder Steinmasse durchbricht diese blendend weiße Umhüllung und stört die regelmäßige Kegelgestalt. Nur am äußersten Rande des Kraters bemerkt man hier und da einzelne dunkelfarbige Stücke, die, wie bei dem Pic von Teneriffa, eine Brustwehr bilden. Er ist der höchste und gefürchtetste unter den thätigen Vulkanen jener Landstriche und hat oft große Verheerungen angerichtet. Kurz nach Humboldt's Abreise ereignete sich ein neuer Ausbruch desselben, nachdem seit mehr als 20 Jahren nicht einmal Rauch oder sichtbarer Dunst aus seinem Krater emporgestiegen war. In einer einzigen Nacht war die Schneedecke, die sich über 3000 Fuß weit von dem Gipfel nach unten herabzog, durch die Glut seines unterirdischen Feuers geschmolzen, so daß mit Sonnenaufgang die nackten, schwarzen, verglasten Schlacken unheilbringend in die Thäler herniederschauten. Humboldt befand sich gerade im Hafen von Guayaquil, 52 Meilen in gerader Linie vom Berge, und dennoch hörte er Tag und Nacht sein Gebrüll gleich einem schrecklichen Geschützdonner und vernahm selbst noch auf der Südsee, südwestlich von der Insel de la Punna, sein Getöse.

Die eingehenderen Untersuchungen der thätigen Vulkane Pichincha und Cotopaxi waren für Humboldt als Geologen von höchstem Interesse, und es war sehr natürlich, daß er dem Vulkanismus überhaupt eine so hervorragende Rolle bei der Bildung der Erdrinde zuschrieb, da er denselben in seinen großartigsten Erscheinungen so lange Zeiträume hindurch vor Augen gehabt.

Von Quito aus setzte man die Reise nach dem Amazonenstrome und Lima fort, in der Hoffnung, an letzterem Orte den Durchgang des Merkur durch die Sonnenscheibe beobachten zu können. Man gelangte zunächst durch die von Erdbeben graufig zerstörten Gebiete von Lactacunga, Hambato und Rio Bamba, dann durch die beschwerlichen Schneegefilde von Assuoay und Cuenca und endlich nach Loxa, in dessen Umgebung man den Fieberrindenbaum eingehender untersuchte.



Der Vulkan Cotopaxi.

Von Loxa aus kamen die Reisenden über Ayavaca und Guncabamba nach Peru und wendeten sich, quer über die hohen Gipfel der Anden, nach dem Gebiet des Amazonenstromes. Hierbei hatten sie binnen zwei Tagen den reißenden Rio Chamaya 35 Mal zu passiren, und während sie von Zeit zu Zeit Spuren der prachtvollen alten Inkastraße antrafen, hatten sie selbst die halsbrechendsten und beschwerlichsten Pfade.

Im Gebiet des Amazonenstromes gelangten sie in die vollständigste Wildniß, in welcher selbst die Indianerstämme keine andern Wege kennen als die Stromläufe, und jeden Schritt breit Land, den sie betreten wollen, erst durch das Hackemesser erobern müssen. Humboldt bestimmte die Lage des Gebietes astronomisch und entwarf, theils nach eigenen Untersuchungen, theils nach sorgfältigen Erkundigungen, eine Karte des oberen Gebietes vom Amazonenstrome.

Bei der Rückkehr nach Peru untersuchte Humboldt die silberreichen, hochgelegenen Bergwerke von Hualguayok und stieg dann von dem durch warme Bäder und die Ruinen des Inkapalastes berühmten Caxamarca hinab nach Truxillo, in deren Nähe die Ruinen von Mansiche, der alten Großstadt Peru's, sind.

Von der Hochebene von Caramarca aus genossen die Reisenden aus einer Höhe von 9000 Fuß zum ersten Male den langersehnten Anblick der Südsee. Angelangt in Lima, der Hauptstadt Peru's, wurden von hier aus wichtige klimatische und astronomische Beobachtungen, sowie Forschungen über den peruanischen Küstenstrom angestellt, der seitdem seinem Untersucher zu Ehren „Humboldtsströmung" genannt wurde. Nachdem einer der Hauptzwecke des Aufenthalts in Lima, die Beobachtung des Durchgangs des Merkur, erfüllt war, schifften sich die Reisenden im Januar 1803 auf einer königlichen Korvette nach Guayaquil ein und trafen am

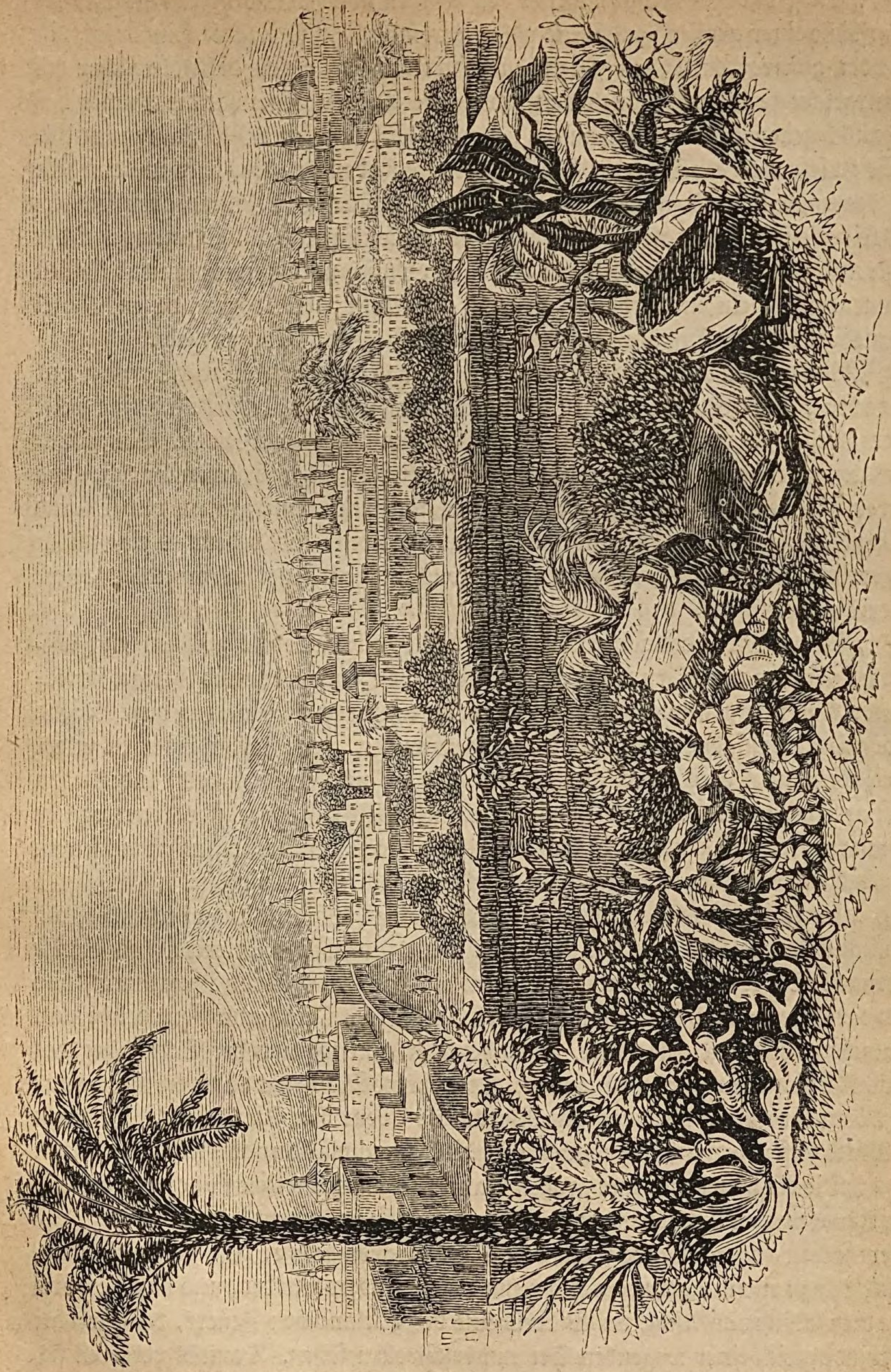
23. März nach einer Fahrt von 30 Tagen in Acapulco, einem westlichen Hafen des Königreichs Neu-Spanien (Mexiko), ein.

Nun standen sie endlich auf dem Boden Mexiko's, das sie in der Absicht betraten, nur wenige Monate daselbst zu verweilen. Aber Natur und Bewohner des herrlichen Landes fesselten so mächtig, daß sich ihr Aufenthalt immer mehr und mehr ausdehnte. Bis zur Mitte des Winters blieben sie aus wohlbegründeter Besorgniß vor dem gelben Fieber in Acapulco, welche Zeit Humboldt mit Beobachtungen über die Erscheinungen der Atmosphäre sowie mit Ordnen seiner Sammlungen ausfüllte.

Von hier aus ging die Reise durch die brennend heißen Thäler von Mescala und Papagayo — wo die Luft selbst im Schatten 32 Grad Réaumur hatte — nach den Hochebenen von Chilpantzingo, Tehuilotepec und dem silberreichen Tasco; dann wanderten sie über Cuernavaca und Guchilaque nach der Hauptstadt Mexiko.

Hier fand Humboldt die reichste Nahrung für seinen Forschungstrieb: er prüfte die bisherigen geographischen Längenbestimmungen, die auf allen Landkarten fehlerhaft angegeben waren, und wandte außerdem seine Aufmerksamkeit den interessanten Landesalterthümern, sowie den statistischen Zuständen der Bevölkerung zu. Damals lebte in der reichen Landeshauptstadt eine große Anzahl höher gebildeter, vornehmer Spanier, welche die warm empfohlenen Naturforscher in ihren Bestrebungen freundlichst unterstützten. Die treffliche Sammlung der Bergschule von Mexiko, deren Direktor, wie Humboldt, Schüler Werner's in Freiberg war, lieferte ihm die nöthigen Instrumente zu astronomischen Ortsbestimmungen. Von hier aus besuchte er behufs wissenschaftlicher Durchforschungen die berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, sowie deren Umgebung, und kehrte erst im Juli 1803 wieder nach Mexiko zurück. Während einer seiner Reisen nach dem nördlichen Theile des Landes nahm Humboldt den künstlichen, die Gewässer von dem Thale Mexiko's ableitenden Durchbruch des Berges Sinoq bei Desague de Huehuetoca in Augenschein und ging dann weiter über Salamanca nach den Bergwerken von Guanaxuato, wo er zwei Monate lang geognostische Untersuchungen, namentlich über die Lagerungsverhältnisse der Erze, anstellte. Hierauf ergriff er wieder den Wanderstab und pilgerte durch das Thal von San Jago südwärts nach Valladolid, der Hauptstadt des alten Königreichs Mechoacan.

Von hier aus stieg der Unermüdliche trotz der anhaltenden Regenzeit mit seinem Freunde über Patzcuaro an die Küsten des Stillen Ozeans, in die Ebene von Jorullo hinab, wo sich im sogenannten „Malpais" im Jahre 1759 während einer einzigen Nacht ein Vulkan von beinahe 1500 Fuß erhoben hatte, von mehr als 2000 kleinen, noch rauchenden Kratern umgeben. Längst schon war er begierig, Natur und Beschaffenheit dieses merkwürdigen Feuerbergs näher kennen zu lernen: jetzt stieg er selbst mit Bonpland 250 Fuß tief in den rauchenden, feuerausströmenden Krater des mittleren Vulkankegels auf sich losbröckelnden Lavastücken hinab. Höchst interessant sind die Mittheilungen, welche wir über die oben erwähnte plötzliche Erhebung des Jorullo dem deutschen Naturforscher verdanken.



Ansicht von Mexiko.

„Die große Katastrophe, welche den Vulkan von Jorullo hervorrief und die Oberfläche einer großen Landstrecke völlig verwandelte,“ so erzählt Humboldt, „ist eine der außerordentlichsten physischen Erscheinungen, welche die Jahrbücher der Naturgeschichte unseres Planeten aufbewahren. Die Geologie hat die Punkte des Ozeans bezeichnet, an welchen in der neueren Zeit, d. h. seit 2000 Jahren, vulkanische Inseln aus der Tiefe des Meeres hervorgehoben wurden, bald in der Nähe der Azoren, bald im Aegäischen Meer oder an den Küsten von Island, aber sie bietet uns kein Beispiel dar, daß sich im Innern eines Kontinents, 36 Stunden von der Küste und 42 vom nächsten thätigen Vulkane, plötzlich mitten unter tausend kleinen brennenden Kegeln ein Gebirge von Lava und Asche gebildet habe, dessen Gipfel sich mehr als 1200 Fuß über das Niveau der umliegenden Ebene erhebt.

„Von den Hügeln von Aguascargo bis nahe zu den Dörfern Teipan und Petatlan, beide bekannt durch ihre gute Baumwollenzucht, erstreckt sich eine weite Ebene, welche gegen 2200 bis 2500 Fuß über dem Meere erhaben ist. Einige Basaltketten erheben sich mitten aus einer Landschaft, in welcher Grünsteinporphyr das vorherrschende Gestein bildet. Ihre Gipfel sind mit immergrünen oliven- und weidenblättrigen Eichen, mit zierlichen Palmen abwechselnd, bedeckt — eine schöne Vegetation, welche mit der dürren, durch vulkanisches Feuer verbrannten Ebene sonderbar kontrastirt.

„Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts befanden sich zwischen den Flüßchen Cuitimba und San Pedro große Felder von Zuckerrohr und Indigo, sie waren von Basaltbergen umgeben, deren Struktur anzuzeigen scheint, daß diese Gegend in der Urzeit vielfach von Vulkanen verändert wurde. Jene Felder gehörten zu der Hacienda San Pedro Jorullo, einer der größten und reichsten des Landes. Im Monat Junius 1759 hörte man ein unterirdisches Getöse: schreckenerregende Donner waren von häufigen Erdstößen begleitet, welche während fünfzig bis sechzig Tagen die Einwohner der Gegend in Angst und Schrecken versetzten.

„Im Anfang des September schien Alles eine völlige Ruhe zu verkünden, als plötzlich in der Nacht vom 28. auf den 29. ein furchtbares unterirdisches Getöse ausbrach. Die erschreckten Indianer flohen auf das Gebirge von Aguascarco, und bald darauf erhob sich eine Strecke Landes von einigen Quadratmeilen, welche man Malpais nennt, wie eine Blase. Noch heute erkennt man an der Schichtung des Erdreichs die Grenze des Phänomens. Die erhöhte Masse hat an ihrem Rande nur 12 Meter Erhebung über das alte Niveau der Ebene von Jorullo. Aber gegen die Mitte dieser Auftreibung vermehrt sich die Höhe allmälig und erreicht 160 Meter.

„Die Augenzeugen jener großen Naturerscheinung, welche sie von den Bergen von Aguascarco her beobachteten, versichern, daß sie aus einem Raum von mehr als einer halben Geviertstunde Flammen hervorbrechen sahen, daß große glühende Felsblöcke zu einer ungeheuren Höhe emporgeschleudert wurden, und daß sie durch eine dicke Wolke von Asche, im Widerscheine des vulkanischen Feuers, die erweichte Erdrinde gleich einer wogenden See emporschwellen sahen. Damals verloren sich die Flüßchen Cuitimba und San Pedro in den glühenden Schlacken. Die Zersetzung

des Wassers entflammte die Glut noch höher, so daß man das Feuer in Pascuaro sah, einer Stadt, die 19 Stunden von Jorullo, auf einer Hochebene, 1400 Meter höher als der Vulkan liegt. — „Tausende von kleinen Kegeln, 6 bis 10 Fuß hoch, von den Eingeborenen hornitos (Oefchen) genannt, deckten die gehobene Oberfläche des Malpais. Mitten zwischen diesen kleinen Kegeln, auf einer Spalte von Südsüdwest nach Nordnordost, erhoben sich 6 Berge, jeder von 400 bis 500 Meter, über den alten Boden der Ebene. Der höchste derselben ist der Vulkan von Jorullo, er ist noch thätig, und hat auf der Nordseite eine unendliche Masse verschlackter basaltischer Lava ausgeworfen, welche Trümmer von Urgestein enthält.



Waarentransport über die Anden.

„Die Hauptausbrüche währten bis 1760, darauf wurden sie seltener. Die Indianer, welche im Beginn, voll Schrecken über das furchtbare Donnergetön des neuen Vulkans, ihre Dörfer im Umkreis von 6 bis 8 Stunden verlassen hatten, gewöhnten sich allmälig an das ungewöhnliche Schauspiel. Sie kehrten zu ihren Hütten zurück und wagten sich herab zu den Bergen von Aguascarco und Santa Inés, um die prachtvollen Feuerfontainen zu bewundern, welche durch eine Menge größerer und kleinerer Mündungen emporgeschleudert wurden. Damals deckte die Asche die Dächer von Queretaro, 48 Stunden vom Vulkane in gerader Linie entfernt."

Nach allen Seiten hin hat Humboldt den vulkanischen Erscheinungen, und insbesondere in Amerika, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Das eigenthümliche Ende eines vulkanischen Ausbruchs schildert er folgendermaßen:

„Das vulkanische Gewitter erregt einen langanhaltenden, wolkenbruchartigen Regen. Solch eine Erscheinung charakterisirt unter allen Zonen das Ende einer Eruption. Da während derselben der Aschenkegel in Wolken gehüllt ist und da in seiner Nähe die Regengüsse am stärksten sind, so sieht man Schlammströme von allen Seiten herabfließen. Der erschrockene Landmann hält dieselben für Wasser, die aus dem Innern des Vulkans aufsteigen und sich durch den Krater ergießen; der getäuschte Geognost glaubt in ihnen Meerwasser zu erkennen oder kothartige Erzeugnisse des Vulkans, sogenannte „Eruptions boueuses“ oder, nach der Sprache alter französischer Systematiker, Produkte einer feurig-wässerigen Liquefaktion.

„Wenn die Gipfel der Vulkane (und dies ist meist in der Andeskette der Fall) über die Schneeregion hinausreichen, oder gar bis zur zweifachen Höhe des Aetna anwachsen, so werden, des geschmolzenen und einsinternden Schnees wegen, die so eben beschriebenen Inundationen überaus häufig und verwüstend. Es sind Erscheinungen, die mit den Eruptionen der Vulkane meteorologisch zusammenhängen und durch die Höhe der Berge, den Umfang ihrer stets beschneiten Gipfel und die Erwärmung der Wände der Aschenkegel vielfach modifizirt werden; aber als eigentliche vulkanische Erscheinungen dürfen sie nicht betrachtet werden. In weiten Höhlen, bald am Abhange, bald am Fuß der Vulkane, entstehen unterirdische Seen, die mit den Gebirgsbächen vielfach kommunizіren. Wenn Erdstöße, welche allen Feuerausbrüchen der Andeskette vorhergehen, die ganze Masse des Vulkans häufig erschüttern, so öffnen sich die unterirdischen Gewölbe, und es entstürzen ihnen zugleich Wasser, Fische und tuffartiger Schlamm.“ — Ein solches vulkanisches Gewitter ist mit tropischen Gewittern nicht zu verwechseln. Diese entwickeln sich anders als jenes. Humboldt schildert an einem andern Orte auch diese Naturerscheinung.

„Der Eindruck,“ sagt er, „welchen ein tropisches Gewitter auf einen in dieser Zone noch fremden Europäer hervorbringt, ist imposant — die Erscheinungen der Atmosphäre sind dabei nicht zufällig, sondern folgen in der Aequinoktialgegend immer mit einer wunderbaren Gleichförmigkeit auf einander.

„Der Himmel ist beständig wolkenlos, und wenn eine Wolke erscheint, so ist diese für die Bewohner ein Aufmerksamkeit erregendes Phänomen. Die östliche und ost-nord-östliche Brise bläst heftig, und weil die durch sie herbeigeführte Luft stets einerlei Temperatur hat, so können die Dünste durch Erkältung nicht sichtbar werden.

„Gegen Ende Februars oder zu Anfang des März ist das Himmelblau wieder dunkel gefärbt, das Hygrometer deutet allmälig auf größere Feuchtigkeit, die Sterne sind zuweilen von einer leichten Dunsthülle verdeckt, ihr Licht ist nicht mehr ruhig, man sieht sie von Zeit zu Zeit auf zwanzig Grade Erhöhung über dem Horizonte funkeln. Die Brise weht um diese Zeit minder heftig und weniger regelmäßig und wird oft durch Windstille unterbrochen. Im Südsüdost sammeln sich Wolken — sie erscheinen wie ferne Berge mit sehr unbestimmten Umrissen; zuweilen sieht man, wie sich dieselben vom Horizonte losmachen und das Himmelsgewölbe mit einer Schnelligkeit durchlaufen, die der Schwäche des in den unteren Luftschichten herrschenden Windes keineswegs entspricht.



[Landschaft von Jorullo.]

Zu Ende des März wird die südliche Region der Atmosphäre durch kleine elektrische Explosionen erleuchtet; sie sind wie phosphoreszirende, auf eine einzige Dunstgruppe beschränkte Funken. — Von da an treten nun von Zeit zu Zeit mehrere Stunden anhaltende Südwestwinde ein — dies ist das sichere Zeichen des Anrückens der Regenzeit.

„Der Himmel fängt an bedeckt zu werden, die Azurbläue verschwindet, und eine gleichförmige, graue Färbung ersetzt dieselbe. Gleichzeitig nimmt die Wärme der Luft mehr und mehr zu. Bald sind es nicht nur Wolken, sondern verdichtete Dünste, welche das ganze Himmelsgewölbe decken. Die Brüllaffen fangen an, ihr klagendes Geschrei schon lange vor Tagesanbruch hören zu lassen — die atmosphärische Elektrizität, die während der großen Trockenheit vom Dezember bis zum März fast beständig den Tag über 1,7—2 Linien des Voltaischen Elektrometers betragen hatte, wird von nun an höchst wechselnd, oft gleich Null, oft 3—4 Linien.

„Die Regenzeit ist zugleich die Zeit der Gewitter. Das Aufsteigen der Gewitter erfolgt zwei Stunden nach Mittag (nach dem Durchgange der Sonne durch den Meridian), also kurz nach dem Momente, wo die Tageshitze unter dem Tropenhimmel ihr Maximum erreicht hat. Höchst selten läßt sich im Binnenlande der Donner in der Nacht oder am Morgen hören."

Ihren abermaligen Rückweg nach Mexiko schlugen Humboldt und sein Begleiter über die Hochebene von Toluca ein. Sie wollten jetzt ihre reichen botanischen und geologischen Sammlungen ordnen, ihre barometrischen und trigonometrischen Beobachtungen reguliren und feststellen und endlich auch die Skizzen zu einem geognostischen Atlas entwerfen.

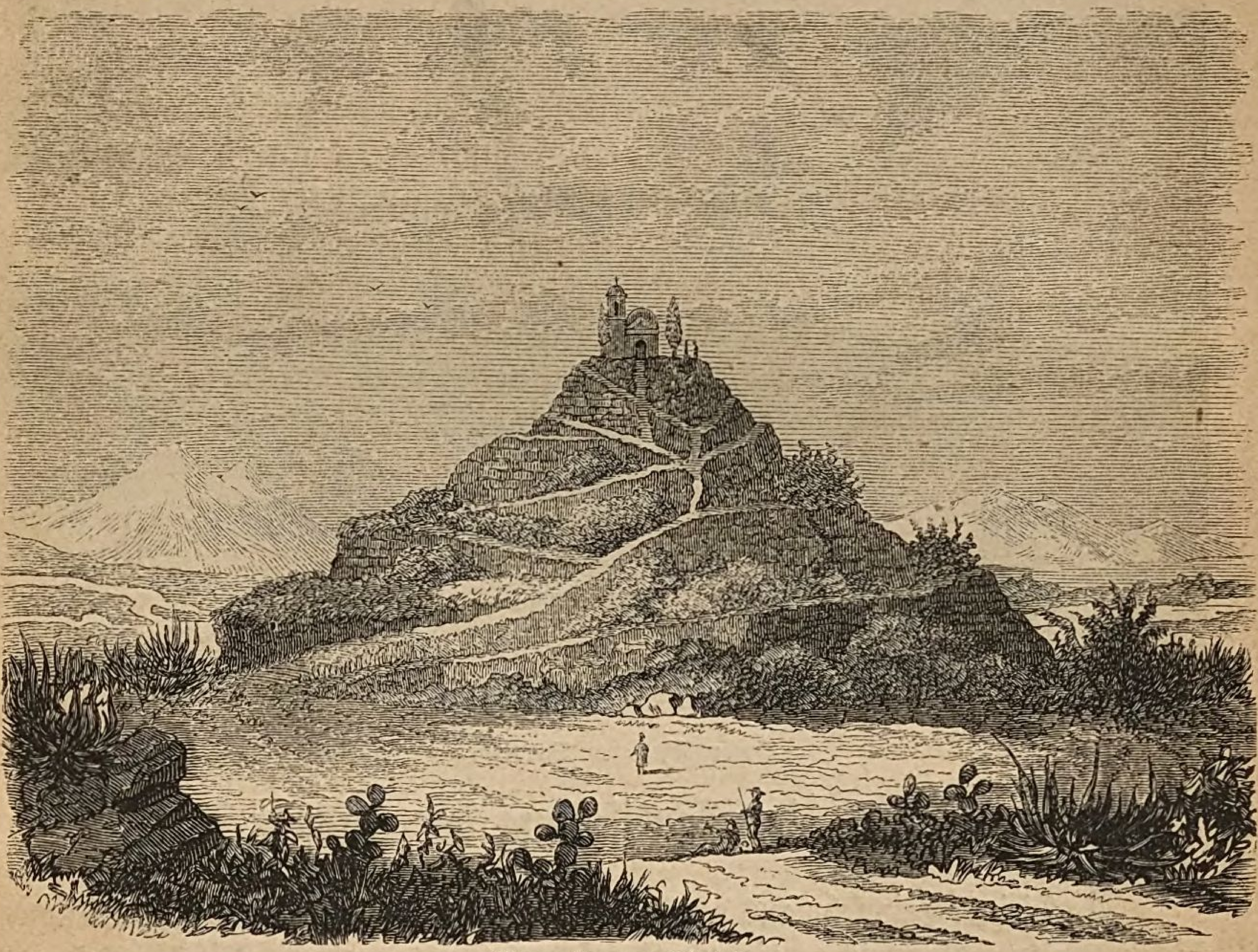
Im Januar 1804 unternahm Humboldt einen neuen größeren Ausflug, welcher die Untersuchung der Ostseite der Cordilleren von Mexiko zum Zweck hatte; er bestimmte die Höhe der Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl und untersuchte hierauf die berühmte Pyramide von Cholula. Letztere bestieg er der schönen Aussicht wegen und malt uns das Bild, das er von ihr aus erblickte, in seinen „Vues des Cordillères" mit folgenden Worten:

„Von der Plattform der Pyramide von Cholula genießt man eine prachtvolle Aussicht auf den Popocatepetl, Iztaccihuatl, den Pik von Orizaba und die Sierra von Tlascala, letztere bekannt durch die Gewitter, welche sich um ihren Gipfel sammeln: man sieht mit einem Male drei Berge, höher als der Montblanc, von denen zwei noch jetzt feuerspeiende Vulkane sind. Eine kleine von Cypressen umgebene und „Unserer lieben Frau von Remedios" geweihte Kapelle nimmt die Stelle ein, wo ehemals der Tempel des Luftgottes oder des mexikanischen Indra gestanden: ein Geistlicher indianischer Rasse verrichtet täglich das Meßopfer auf dem Gipfel des alten Denkmals."

Nach seinen Untersuchungen in der Gegend von Cholula schlug Humboldt den Weg über Perote nach Jalapa ein, wo er durch dichte Eichen- und Tannenwälder dringen mußte. Auf seine Veranlassung wurde hier später eine Kunststraße angelegt. Hier entstanden auch — durch seine dreimaligen Barometermessungen — die

ersten senkrechten Ansichtszeichnungen (Projektionen und Profile), mittels deren man den westlichen Abfall des Hochlandes von Mexiko mit dem schon früher gemessenen an der Südsee vergleichen und hiernach richtig bestimmen konnte.

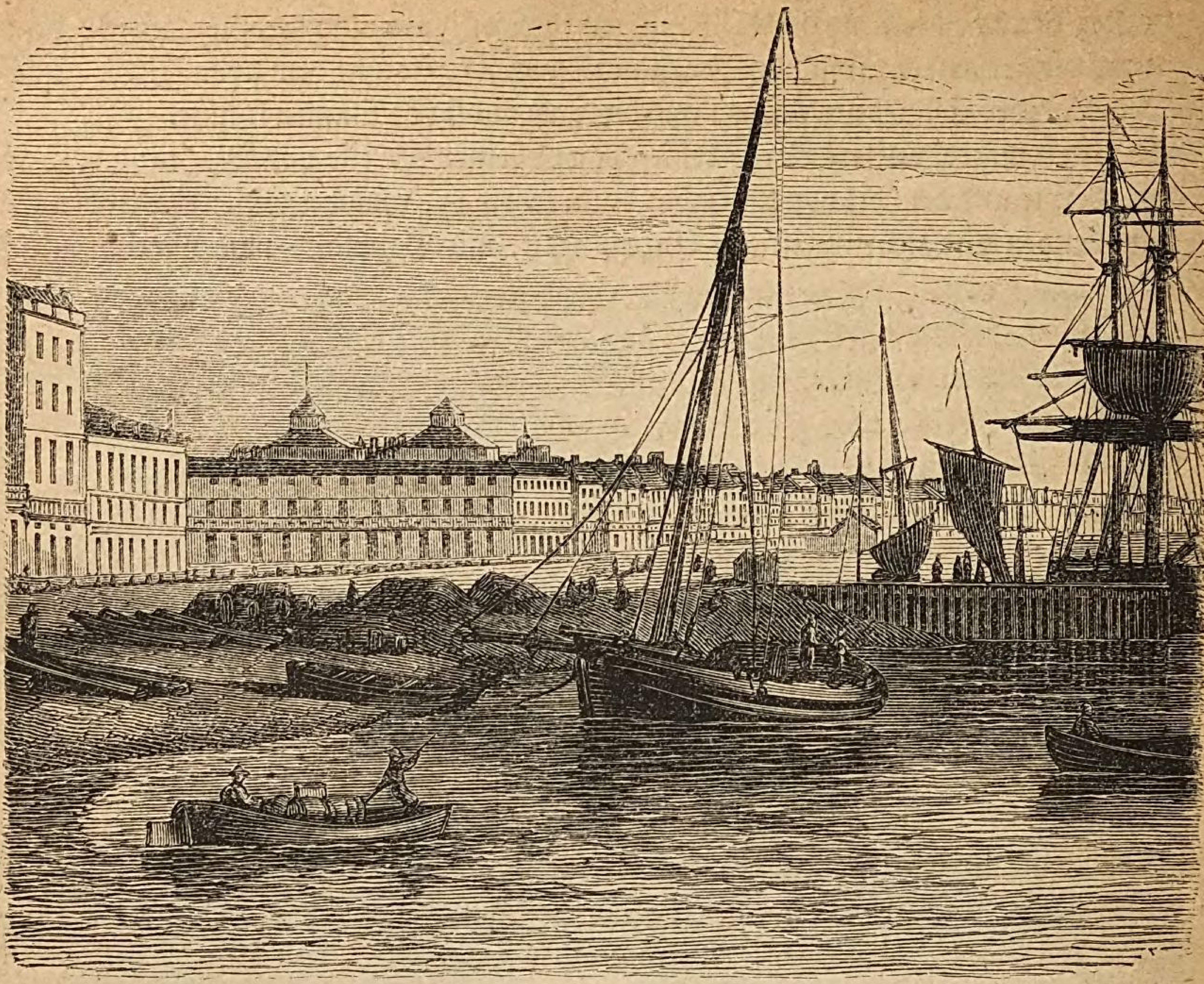
Noch zwei weitere Berge bestieg er vor seiner Abreise von Mexiko: den Cofre de Perote und den Pik von Orizaba; dann kehrte er, reich an wissenschaftlichen Erfahrungen und neuen geistigen Anregungen, mit Bonpland nach Mexiko zurück.



Pyramide von Cholula.

Einige Rast und Ruhe vergönnten sich die unermüdlichen Weltfahrer in der herrlich gelegenen Landeshauptstadt. Ihr kehrten sie erst im Januar 1804 den Rücken, um die Feuerberge von Puebla, vornehmlich die interessanten Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl zu untersuchen. Hierauf stiegen sie wieder nach Xalapa und Vera-Cruz hinab. Von hier aus segelten die beiden Freunde nach Havanna, um die dort im Jahre 1800 zurückgelassenen Sammlungen in Empfang zu nehmen und „die Perle der Antillen" weiter zu durchforschen. Nach zweimonatlichem Aufenthalte begaben sie sich hierauf nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie nach einer Fahrt von 32 Tagen, während deren sie besonders im Bahama-Kanal mancherlei Gefahren und Sturmesnöthen auszustehen hatten, glücklich ankamen.

Ihr erster Besuch galt Philadelphia. Nachdem sie sich acht Wochen hier und in Washington aufgehalten, um sich mit dem eigenthümlichen Leben Nordamerika's vertraut zu machen, traten sie ihre Rückreise nach Europa an und landeten mit ihrer reichen Ausbeute August 1804 im Hafen von Bordeaux.



An der Rhede von Bordeaux.

3. Heimkehr und Veröffentlichung der reichen Ausbeute.

Nach seiner Heimkehr aus der Neuen Welt ward Alexander von Humboldt wie ein zweiter Columbus gepriesen und gefeiert. Doch nur kurze Zeit überließ er sich der freudigen Begrüßung von Freunden und Verehrern, deren Zahl zunahm, je mehr sein Name im Munde der vornehmsten Vertreter des Wissens lebte.

Bald begannen die Vorbereitungen zur wissenschaftlichen Verwerthung der heimgebrachten seltenen Schätze. Der seiner harrenden, kaum minder großen Aufgabe widmete sich Humboldt während der nächsten Jahre fast ausschließlich: der Herausgabe eines großen Werkes nämlich, welches die Ergebnisse seiner mehrjährigen Reisen zusammenfassen sollte. Die ersten Gelehrten schätzten es sich zur Ehre, hierbei unsern großen Forscher zu unterstützen, indem sie einzelne Theile des reichen Materials ordneten, die bedeutsamen Beobachtungen des Weltreisenden zu Gunsten besonderer Wissenszweige zusammenfaßten und Humboldt selbst bei Veröffentlichung des großen Werkes an die Hand gingen. So übernahm Oltmann die Bearbeitung der astronomischen Beobachtungen und barometrischen Höhenmessungen, Arago und Gay-Lussac standen Humboldt bei in Allem, was sich auf Chemie und Meteorologie bezog. Den zoologischen Theil übernahmen Cuvier

und Latreille, den botanischen Kunth. Die Ausführung der zahlreichen landschaftlichen Darstellungen und Karten ward den tüchtigsten Kräften anvertraut.

Dieses große Werk ist in französischer Sprache abgefaßt. Alle dazu gehörigen Schriften bilden 29 Bände in Folio, 12 Bände in Quart und 20 Bände in Oktav mit 1425 farbigen Kupfertafeln. Gleichzeitig erschien ein lateinischer Text der beschreibend naturwissenschaftlichen Theile; von allen wurde eine deutsche Ausgabe besorgt; die meisten Theile sind ins Englische, einzelne ins Spanische übersetzt.

Sechzehn Jahre angestrengten Fleißes bedurfte die Vollendung des epochemachenden Unternehmens, eine Großthat für sich. Während der Jahre 1809 bis 1825 erschien Alexander von Humboldt's „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent" (Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents).

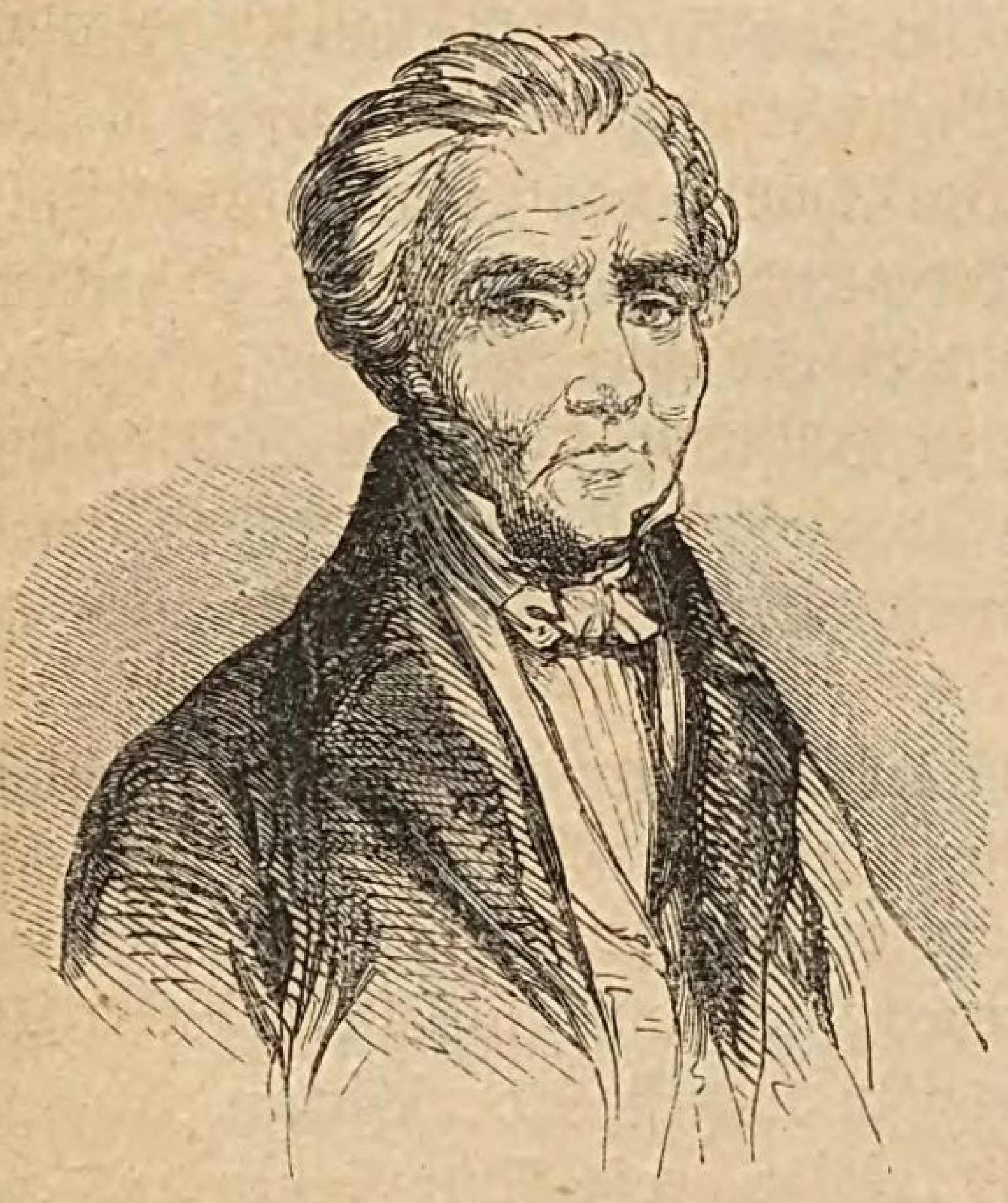
Mehrere der wissenschaftlichen Sektionen des riesenhaften Unternehmens, welche jedoch mit dem Hauptwerke in engster Verbindung standen, waren im Jahre 1844 noch nicht vollendet, und schon kostete ein Exemplar der vorliegenden Lieferungen über 10,000 Francs oder reichlich 2700 Thaler. Welche außerordentliche Summen aber auch die Herstellung dieses Werkes erforderte, geht daraus hervor, daß Druck, Papier und Kupfertafeln allein eine Summe von 226,000 Thalern in Anspruch nahmen. Humboldt selbst brachte bedeutende Geldopfer dabei. Er wohnte ganz der Herstellung dieses Werkes lebend, während einer Reihe von Jahren fast ausschließlich in Paris, wo ihm die größten Hülfsmittel und die angesehensten Persönlichkeiten zu Gebote standen, und die Franzosen rechnen ihn deshalb, sowie wegen seiner ausgezeichneten Darstellungsweise, die er in der französischen Sprache besaß, zu den Ihren.

Seine Reisen in den Cordilleren schilderte Alexander von Humboldt in einem bis zum heutigen Tage noch nicht übertroffenen größeren Werke, den „Vues des Cordillères et Monuments des Peuples indigènes de l'Amérique" (Ansichten von den Cordilleren und Denkmalen der eingeborenen amerikanischen Völker), die 1810 zu Paris in zwei Foliobänden mit 60 Kupfertafeln ausgestattet erschienen. Es soll, wie Humboldt selbst berichtet, dazu dienen, „einige große Naturscenen aus der hohen Andeskette darzustellen, dann auch über die alte Civilisation der Amerikaner Licht zu verbreiten, welches durch das Studium ihrer architektonischen Monumente, Hieroglyphen, ihres Kultus und ihrer astrologischen Träumereien geschieht." —

Ein anderes, in zwei Bänden erschienenes Werk: „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne" (Politische Abhandlung über Neuspanien) nebst dem dazu gehörigen Atlas entwirft uns ein klares Bild der politischen und statistischen Verhältnisse Mexiko's zu Anfang dieses Jahrhunderts und ist, trotz der seit der Zeit seines Erscheinens stattgefundenen Veränderungen, noch immer eine der werthvollsten Quellen für das Studium jenes Landes. Durch jene vortreffliche Arbeit hat unser berühmter Reisender seiner Zeit der spanischen Regierung die Abhülfe erheischenden Zustände, vermöge derer Land und Volk der Provinzen seines nordamerikanischen Reiches immer mehr hinsiechten, dringend ans Herz legen wollen.

„Möge diese in der Hauptstadt Neuspaniens begonnene Arbeit", sagt der Fürsprecher der Eingeborenen Mexiko's am Schlusse seiner Abhandlung, „Denjenigen von Nutzen sein, die berufen sind, über das öffentliche Wohl zu wachen; mögen sich dieselben vor Allem von der wichtigen Wahrheit überzeugen, daß das Wohl der Weißen mit dem der kupferfarbenen Rasse auf das Engste in Verbindung steht, und daß sich die beiden Amerika nur dann eines dauerhaften Glückes erfreuen können, wenn diese durch langjährigen Druck gebeugte, aber nicht (in dem Verhältniß) gesunkene Rasse alle Vortheile mitgenießen wird, welche aus einer vorgeschrittenen Bildung und vervollkommneten sozialen Ordnung entstehen."

Seit diesen unvergänglichen Geistesthaten unseres großen Landsmannes ist das ehemalige spanische Amerika auch für unsere Nation wiederum ein Gegenstand größeren Interesses geworden, und was sich dort in unseren Tagen weiter begeben, hat die allgemeine Aufmerksamkeit für jene interessanten Weltgegenden noch mehr. Wie sehr ihn selbst die Reize der geschauten Wunderwelt hingerissen, und wie schwer er sich von ihnen trennte, bezeugen Humboldt's Worte: „Was ich Romantisches und Grandioses an den Ufern der Saverne, im nördlichen Deutschland, der Centralkette Europa's, auf dem steilen Abhange des Vulkans von Teneriffa gesehen — Alles findet sich vereinigt in den Cordilleren der Neuen Welt. Jahrhunderte würden nicht hinreichen, alle Schönheiten zu beobachten und alle Wunder zu entdecken, welche die Natur hier verschwendet hat." — Und den mächtigen Eindruck jener Tropennatur auf sein empfängliches Gemüth weiß er in den seinem Bruder Wilhelm gewidmeten „Ansichten der Natur" auch auf den Leser zu übertragen.



Aimé Bonpland.

Auch Bonpland, der treue und eifrige Reisegefährte Humboldt's, verwendete seine Zeit nach der Heimkehr aus Amerika, um die reichen botanischen Schätze zu bearbeiten, die er in den Tropenländern erbeutet hatte. Es erschienen von ihm: „Plantes équinoxiales au Mexique, dans l'Isle de Cuba, dans les Provinces de Caracas, Cumana etc." worin er die gesammelten Pflanzen in französischer und deutscher Sprache methodisch beschrieb, und: „Monographie des Rhexia et des Melastomes", in welchem er eine Darstellung dieser fast nur in Südamerika vorkommenden Pflanzenfamilien gab, deren Früchte den Mund dauernd schwarz färben.

Es dürfte hier der Ort sein, die weiteren Schicksale Bonpland's kurz zu berühren, der mit Humboldt die Beschwerden und Gefahren der fünfjährigen Reise wie seine wissenschaftlichen Bestrebungen getheilt hatte und durch dieses Zusammen=

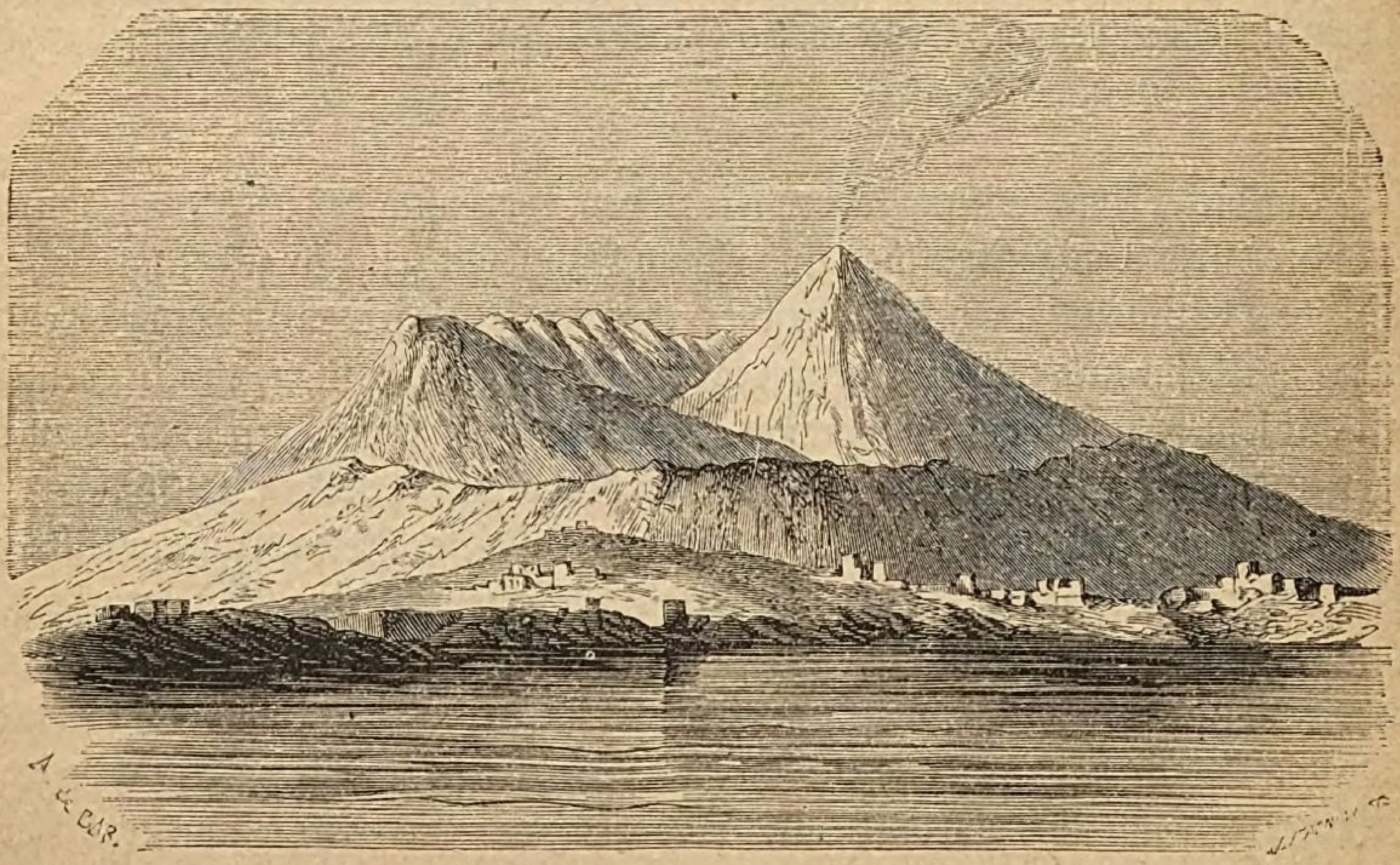
leben auf das Innigste mit ihm befreundet worden war. Kurz nach seiner Rückkehr hatte Kaiser Napoleon ihn zum Oberaufseher der Gärten zu Malmaison ernannt. Der Sturz des Kaiserreichs und die ihm folgenden Verhältnisse veranlaßten ihn, den heimatlichen Boden aufs Neue zu verlassen und 1818 als Professor der Naturgeschichte nach Buenos-Ayres überzusiedeln. Wissenschaftlich und praktisch, namentlich für die Hebung des Landbaues thätig, hatte er hier wie in Brasilien die Anpflanzung des Paraguay-Thee's betrieben und dadurch die Eifersucht des Dr. Francia, Diktators von Paraguay, erregt, welcher die Erzeugung jenes Produktes auf sein Land ausschließlich einzuschränken bestrebt war. Auf einer Reise in das Innere von Paraguay wurde er daher auf Befehl des Dr. Francia in St. Anna im Jahre 1820 gefangen genommen. Vergeblich waren Humboldt's Bemühungen zu seiner Befreiung, er mußte bis zum Jahr 1829 in St. Martha bleiben, wo er als Arzt praktiziren durfte. Erst in dem genannten Jahre durfte er nach Buenos-Ayres zurückkehren, siedelte aber später mit seiner Familie nach San Borja, einem kleinen Flecken des Staates Paraguay, über. Hier lebte er seinen botanischen Studien, die ihn zu kleineren und größeren Reisen veranlaßten, und suchte sich nicht blos als Arzt, sondern namentlich durch Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nützlich zu machen. Die Thätigkeit des unermüdlichen, bis in sein hohes Alter jugendfrischen Mannes wurde überall freudig anerkannt, dankbar erwiedert. Mit Europa, das ihm ebenfalls wiederholte Beweise seiner Anerkennung gab, stand er nur in geringem Verkehr, der sich wesentlich auf einen zeitweiligen Briefwechsel mit Humboldt beschränkte. Im Jahre 1856 erwachte noch einmal die Sehnsucht in ihm, Europa wiederzusehen, dem Kaiser Napoleon III. seine großen botanischen Sammlungen persönlich zu übergeben und womöglich den langgenährten Wunsch einer Reise nach Algier in Ausführung zu bringen. Allein die Sorge, länger als sechs Monate auf die Durchführung dieses Projektes verwenden zu müssen, hielt ihn von dem Unternehmen ab. Er starb, 85 Jahre alt, am 4. Mai 1858 auf seiner Besitzung zu St. Anna.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem Gegenstande dieses Buches zurück.

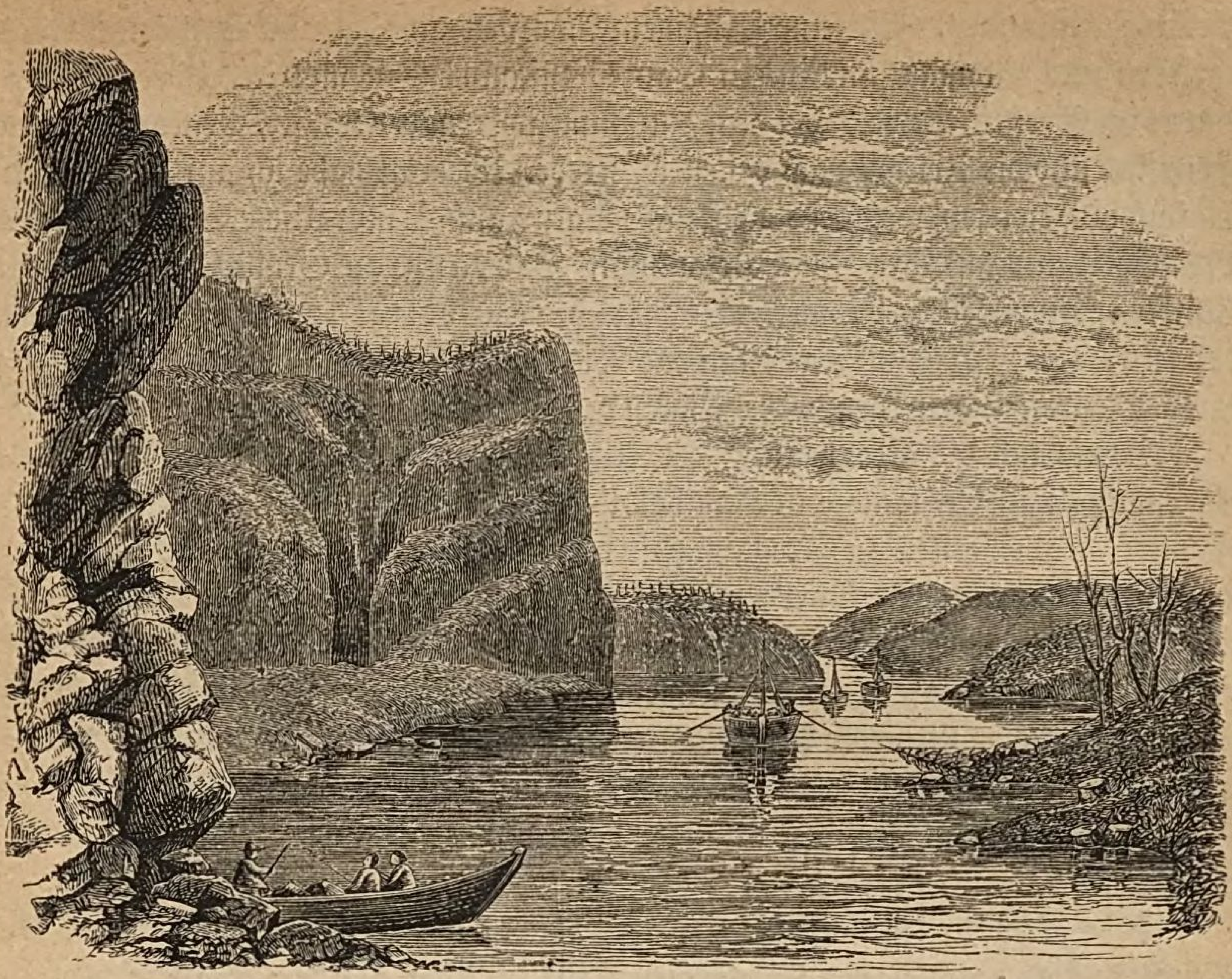
Nur durch wenige Ausflüge unterbrach Humboldt seine angestrengte wissenschaftliche Thätigkeit. So besuchte er im Frühjahr 1805 seinen in Rom lebenden Bruder Wilhelm und kam gerade zu rechter Zeit in Italien an, um in Gemeinschaft mit seinem langjährigen Freunde, Leopold von Buch, den Vesuv zu besteigen und einen Ausbruch dieses Vulkans zu beobachten (12. Aug. 1805).

Die Beobachtungen und Messungen, die er bei dieser Gelegenheit anstellte, ergaben, daß der Berg seit 1773, wo ihn Saussure gemessen, seine Gestalt wesentlich verändert hatte. Namentlich war der südliche Rand des Kraters infolge des Ausbruchs vom Jahre 1794 um 450 Fuß niedriger geworden. Als Humboldt 17 Jahre später nach dem Ausbruch von 1822 seine Messungen wiederholte, zeigte sich dagegen der Kraterrand fast noch ganz in dem früheren Zustande; es hatte kein neuer Absturz stattgefunden, wohl aber erschien die Form des Berges durch Veränderung des aus

dem Krater emporsteigenden Aschenkegels verändert. „Ein solcher Auswurfskegel, von Asche und Schlacke locker aufgethürmt, war in den Jahren 1816 und 1818 allmälig über dem südöstlichen Kraterrand sichtbar geworden. Dieser merkwürdige Kegel, den man sich in Neapel als den eigentlichen Gipfel des Vesuv zu betrachten gewöhnt hatte, ist bei dem letzten Auswurf, in der Nacht vom 22. Oktober, mit furchtbarem Krachen eingestürzt, so daß der Boden des Kraters, gegenwärtig 750 Fuß tiefer liegt als der nördliche, 200 Fuß tiefer als der südliche Rand des Kraters. Einen Tag nach dem Einsturze des 400 Fuß hohen Schlackenkegels, in der Nacht vom 23. zum 24. Oktober, begann der feurige Ausbruch der Asche und Schlacken. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage lang, doch war er in den ersten vier Tagen am größten. Während dieser Zeit wurde das Krachen im Innern des Vulkans so stark, daß die bloße Erschütterung der Luft (von Erdstößen hat man durchaus nichts gespürt) die Decken der Zimmer im Palaste von Portici sprengte. In den nahe gelegenen Dörfern war die Atmosphäre dermaßen mit Asche erfüllt, daß die ganze Gegend, in der Mitte des Tages, mehrere Stunden lang in das tiefste Dunkel gehüllt blieb. Man ging mit Laternen in den Straßen. Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Krater aufstieg und sich in die Atmosphäre ergoß, bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die 9000 Fuß hohe Aschen- und Feuersäule. Die plötzliche Verdichtung des Dampfes und die Bildung des Gewölks selbst vermehrten die elektrische Spannung. Blitze fuhren schlängelnd nach allen Richtungen aus der Aschensäule umher, und man unterschied deutlich den rollenden Donner von dem inneren Krachen des Vulkans. Nach vorangegangener verödender Dürre erregte das vulkanische Gewitter einen wolkenbruchartigen, lange anhaltenden Regen. Solch eine Erscheinung charakterisirt unter allen Zonen das Ende einer Eruption." —



Ansicht des Vesuv vom Meere aus.



4. Von Berlin nach Asien.

Während der Jahre 1806 und 1807 lebte Humboldt größtentheils in Berlin, eifrigst mit Untersuchungen über den Magnetismus der Erde und über die Erscheinungen, welche die Magnetnadel bietet, beschäftigt. Obschon er, wegen seiner vertrauten Stellung zu den angesehensten Personen in Frankreich und wegen seiner eingehendsten Kenntniß aller Verhältnisse daselbst, mehrmals mit politischen Sendungen beauftragt wurde und sich derselben auch mit Erfolg entledigte, lehnte er doch selbst eine hervorragende Stellung im Staatsdienste, sowie die Uebernahme eines Lehrstuhls an der Universität in Berlin entschieden ab, um in ungestörter Ruhe nur seinen stillen Forschungen leben zu können. Dagegen genügte es ihm nicht, die Ergebnisse seiner Reisen in dem erwähnten Prachtwerke den Männern der Wissenschaft geboten zu haben, er wollte auch den Gebildeten seines Vaterlandes einen Theil jenes Genusses verschaffen, welchen ihm die Erforschung der Neuen Welt gewährt hatte, und veröffentlichte unter dem bescheidenen Titel „Ansichten der Natur" eine Reihe von Schilderungen aus dem Leben des fernen Kontinents, welche zu dem Schönsten gehört, das unsere Sprache in dieser Weise besitzt.

In der Vorrede zu diesen bezaubernden Naturgemälden heißt es: „Sie sind im Angesichte großer Naturgegenstände, auf dem Ozean, in den Wäldern des Orinoko, in den Steppen von Venezuela, in der Einöde peruanischer und mexikanischer

Gebirge entstanden. Einzelne Fragmente wurden an Ort und Stelle niedergeschrieben und nachmals nur in ein Ganzes zusammengeschmolzen. Ueberblick der Natur im Großen, Beweis von dem Zusammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genusses sind die Zwecke, nach denen ich strebe. Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausrettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unübersehbaren Steppen und auf den hohen Rücken der Andeskette."

Sowie sich die Bearbeitung der Ausbeute der amerikanischen Reise ihrer Vollendung näherte, tauchte in Humboldt's nie ruhendem Geiste ein neuer Reiseplan auf, der den ersten an Großartigkeit wo möglich noch übertraf, der aber freilich nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Er wünschte sehnlich die Hochgebirge und ausgedehnten Hochlande Asiens zu durchwandern, jene Stätten, welche die Sage als die Wiege des Menschengeschlechts bezeichnet, um zwischen ihnen und den amerikanischen Gebieten Vergleichungen anzustellen. Mit größtem Eifer durchforschte er deshalb Alles, was die ältere und neuere Literatur an Mittheilungen über Innerasien enthält, und erlangte dadurch die möglichst genaue Kenntniß jener wenig bekannten Gebiete.

Sein alter Reisegenosse Bonpland war gleicherweise auch wieder von der Sehnsucht nach den Ländern der warmen Zone ergriffen worden, Frankreich ward ihm zu eng; er reiste, wie wir bereits gesehen haben, 1818 von Paris ab nach Buenos-Ayres und kehrte nie wieder nach Europa zurück. In demselben Jahre machte Humboldt eine geschäftliche Reise nach London, woselbst sich damals sein Bruder als preußischer Gesandter aufhielt, und wandte sich von dort aus wieder nach Paris, um in seinen wissenschaftlichen Arbeiten fortzufahren.

Im Jahre 1822 traf Alexander von Humboldt mit dem König von Preußen in Italien zusammen, der sich zum Kongreß von Verona dorthin begeben hatte, und der König fand so großes Wohlgefallen an dem Umgange mit dem berühmten Forscher, daß er denselben veranlaßte, ihn auf einer Reise über Venedig, Rom und Neapel zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit bestieg Humboldt dreimal den Vesuv, wie bereits früher erwähnt, verglich seine Beobachtungen mit jenen, welche er während seiner früheren Reise angestellt hatte, und untersuchte die Veränderungen, die durch die vulkanische Thätigkeit des Berges hervorgerufen worden. Humboldt begleitete den König im Frühjahr 1823 auch nach Berlin. Der preußische Monarch hatte ein solches Interesse an ihm gewonnen, daß er ihn aufforderte, nach Berlin überzusiedeln und als Rathgeber nach der Richtung der wissenschaftlichen Vorgänge im Staatsleben ihm zur Seite zu stehen.

Mit diesem Anerbieten des Königs vereinigte sich Humboldt's eigner Wunsch, der vorzüglich aus seiner innigen Liebe zu seinem Bruder entsprang. Wilhelm von Humboldt wohnte zur Zeit in Berlin und hatte das väterliche Erbschloß Tegel in glänzender Weise neu bauen lassen. Beide Brüder sehnten sich danach, nach einer

Trennung von vielen Jahren wieder an demselben Orte zusammen zu wohnen, an welchem sie ihre Kindheit verlebt und die Träume ihrer Knabenzeit ausgetauscht hatten. Die vielfältigen Beziehungen, in denen Alexander zu den bedeutendsten Gelehrten in Paris stand, die mannichfaltigen wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verhältnisse, die er in der Hauptstadt Frankreichs geknüpft hatte, ließen aber ein plötzliches Verändern des Wohnortes nicht so ganz leicht erscheinen, und erst im Frühjahr 1827 ward es ihm möglich, mit seinen Instrumenten, Sammlungen &c. ganz nach Berlin überzusiedeln. Nur auf kurze Zeiten kehrte er später jährlich besuchsweise nach Paris zurück.

Kaum war er in der Hauptstadt Preußens angekommen, als er auch wissenschaftlich seine belebende Gegenwart bekundete. Die Berliner Gelehrten waren begierig, persönlich mit dem gefeierten Forscher zu verkehren, aus seinem eignen Munde die Resultate seines bewegten Lebens und seines sorgsamen Strebens zu vernehmen. Bereits am 3. Juli desselben Jahres begann Humboldt vor der Akademie der Wissenschaften Vorlesungen über ein Thema, das ihn seit langen Zeiten beschäftigt hatte, über die „Ursachen der Temperaturverschiedenheit der Erde".

Alexander von Humboldt, der mit den Heroen der Wissenschaft täglich verkehrte, der in den bedeutendsten Städten Europa's mit den Gliedern der gebildetsten und höchsten Zirkel in vertrautem Verhältnisse stand, der aber auch mit Menschen der verschiedensten Rassen, der verschiedensten Bildungsstufen verkehrt hatte, bis zu dem menschenfressenden oder erdeverzehrenden Wilden, — Humboldt fand die Aufgabe seines Lebens nicht ausschließlich darin, den Bau der Wissenschaft an und für sich mit allen Kräften zu fördern. Er wollte nicht, daß die Errungenschaften seines Lebens ausschließliches Besitzthum des Gelehrtenstandes bleiben sollten, wie solches vielfach bis dahin bei gelehrten Forschern gebräuchlich war. Er hatte an sich selbst erfahren, welche edle Freuden die Erforschung der Natur zu gewähren im Stande ist, und diese Genüsse, höherer Art als sie je eine Sinnenreizung durch gewöhnliche Vergnügungen gewährt, wollte er der großen Masse des Volks, insbesondere des für Natursinnigkeit und Naturerkenntniß so empfänglichen deutschen Volkes, nicht vorenthalten. Er erkannte ferner, welche sittlich veredelnde Macht in dem Streben nach dem Erkennen der Wahrheit liegt, und welchen außerordentlich weitreichenden Einfluß eine Verallgemeinerung der Naturkenntnisse auf den Gesammtfortschritt eines Volkes, sowie auf die einzelnen Beschäftigungsweisen, Gewerbe, Künste und den Handel desselben ausüben müßte. Jene Schranke zu brechen, welche bis dahin die Naturwissenschaften als ausschließliches Eigenthum der Männer vom Fach bezeichnete, die Ergebnisse seines Forschens zu einem Gemeingut des Volkes zu machen, hielt er deshalb für seine Pflicht, für ein Werk, das mindestens eben so verdienstlich und gleicher Anstrengungen würdig sei, als das Erforschen der ewigen Gesetze selbst.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, begann Humboldt am 3. November 1827 in Berlin seine Vorträge über „physische Weltbeschreibung". Die Theilnahme, welche sich in allen gebildeten Klassen für denselben an den Tag legte

verursachte einen so außerordentlichen Andrang, daß selbst die große Halle der Singakademie nicht ausreichte, die Zuhörer zu fassen, und Humboldt sich gezwungen sah, eine zweite Reihe von Vorträgen zu eröffnen. So entwarf er in 61 Vorlesungen in ebenso klar verständlicher als begeisternd fortreißender Weise ein Gemälde des Weltalls, das er später seinem berühmten Schriftwerke „Kosmos" zu Grunde legte. Bevor er aber dem Wunsche des deutschen Volkes nachkommen und durch das genannte Werk Jedem einen Einblick in das Heiligthum der Natur ermöglichen konnte, wie solches sich in seinem Geiste aufgebaut, tauchte sein langgehegter Lieblingsplan einer asiatischen Reise wieder auf, durch äußere Verhältnisse veranlaßt.

Es hatte die russische Regierung bereits 1812 mit Humboldt Unterhandlungen wegen einer ausgedehnteren Reise durch den asiatischen Theil jenes weiten Reichs gepflogen, die Ausführung des Planes war aber durch den Feldzug Napoleon's damals vereitelt worden. Jetzt erneuerte Kaiser Nikolaus die dahin gehenden Anerbieten und machte Humboldt den Vorschlag: er solle auf alleinige Kosten der Regierung jene Reise ausschließlich zur Förderung der Wissenschaft unternehmen. Etwaige Vortheile, welche für den Bergbau und die Industrie des Landes sich ergeben würden, sollten nur als Nebensache betrachtet werden.

Humboldt benutzte das Jahr 1828 dazu, um sich nun mit mehreren Gelehrten behufs dieses Unternehmens in Verbindung zu setzen und sich dazu vorzubereiten.

Reich an Erfahrungen und Ehren, ergriff er, bereits sechzig Jahre alt, nochmals den Wanderstab, um sich einer der Erforschung des Ural und Altai, der chinesischen Tartarei und des Kaspischen Meeres gewidmeten Expedition anzuschließen. Diese in Begleitung der Naturforscher Gustav Rose und Ehrenberg unternommene Reise hat nicht nur der Wissenschaft, sondern speziell auch dem russischen Bergbau reichen Segen gebracht. Im Frühjahr 1829 brach er nach Petersburg auf. Man war übereingekommen, sich in die Arbeit zu theilen, um so die Gelegenheit möglichst umfassend auszubeuten. Humboldt übernahm die Beobachtungen des Erdmagnetismus, diejenigen der astronomischen Ortsbestimmung, sowie überhaupt die Gesammtauffassung des Gebietes vom geognostischen und physikalischen Standpunkte aus. Gustav Rose verwendete seine Zeit auf Mineralogie und die chemische Untersuchung der Gesteine, Ehrenberg dagegen sammelte Pflanzen und Thiere und wendete seine Aufmerksamkeit vorzüglich den dahin gehenden Erscheinungen zu.

Man benutzte zunächst die durch die Reise gebotene Gelegenheit, die Gewinnung des Bernsteins kennen zu lernen, die besonders an der preußischen Küste zwischen dem Kurischen und dem Frischen Haff reiche Ausbeute gewährt. Wenn ein Sturm die Tiefen des Meeres aufgewühlt hat, und die noch von mäßigem Seewinde bewegten Wellen ihren Reichthum ans Land werfen, dann eilen die Bewohner der Bernsteinküsten, besonders der Landspitze von Brüsterort, dem Strande zu, den Bernstein zu fischen. Mit langen Käschern bewaffnet, gehen sie dem Wellenschlag entgegen und schöpfen den Seetang und das anschwimmende weiche Sprockholz und mit diesem den Bernstein. Es ist kein leichtes und müheloses Geschäft, das

die harten Männer des Ostseestrandes hier treiben. Denn erst gegen den Winter pflegen die gewinnversprechenden Stürme einzutreten, und oft sind die Lederharnische der Fischer, mit denen sie bis an den Hals sich ins Wasser wagen, so starr gefroren, daß sie am Feuer losgethaut werden müssen. Es ist ein grauenvoller Anblick, die langen Reihen kühner Männer mitten im heftigsten Kampfe der eisigen, sich hoch aufthürmenden Fluten zu sehen, die sie jeden Augenblick zu verschlingen drohen. Wenn die stürmische See sich wieder beruhigt hat und ihr stiller, klarer Spiegel sich ausbreitet, betreibt man die Perlenfischerei in Böten. Das scharfe Auge der Fischer erkennt die Bernsteinstücke noch in einer Tiefe von 10—20 Fuß. Selbst im Winter, wenn die See an der Küste mit Eis bedeckt ist, weiß man durch ausgehauene Oeffnungen den Bernstein hervorzuholen. —

Die russische Regierung hatte in freigebigster Weise Alles aufgeboten, was irgendwie die Bequemlichkeit und Sicherheit der Reise vermehren konnte; ein Bergbeamter des Kaiserstaates, der Berghauptmann von Menschenin, begleitete die Forscher, um im Namen der Regierung für das Unterkommen und die Wohlfahrt der Reisenden Sorge zu tragen. Am 20. Mai verließ man Petersburg und nahm den Weg über Moskau nach Nischnei-Nowgorod zu Wagen.

An der Lebensader des russischen Reiches, der breiten, majestätischen Wolga gelegen, welche hier die Oka aufnimmt, kann Nischnei-Nowgorod als der Mittelpunkt von ganz Rußland betrachtet werden, denn von hier hat man gleich weit nach dem Weißen wie nach dem Schwarzen Meere, nach Astrachan wie nach Lappland. Als im Jahre 1816 der Bazar von Makariew niederbrannte, verlegte die Regierung den Markt hierher. Schon im folgenden Jahre wurde für den Meßhandel eine große Ebene, die sogenannte Strelka eingeräumt, wo Anfangs Breterbaracken errichtet wurden, bis 1822 ein großartiger, aus Steinen aufgeführter Bazar entstand, der aus sechzig Gebäuden mit 2500 Verkaufsstellen besteht und zugleich Postgebäude, Börse, das Comptoir der Petersburger Bank, Polizeigebäude, Hospital, zwei Kirchen und eine Moschee einschließt. Ein breiter, schöner Boulevard trennt die Verkaufslokale, welche das Centrum des Meßverkehrs bilden, in zwei Hälften. Man umgab das Ganze mit einem Kanalgürtel, außerhalb dessen noch 4000 hölzerne Buden, Balanganen, sich befinden, in denen namentlich schwere Güter aufgespeichert liegen. An der Hauptpromenade, dem Boulevard, stehen zu beiden Seiten Läden für ausländische Galanteriewaaren; die übrigen Güter, mit Ausnahme des Thees, sind jedoch russischen Ursprungs, nämlich fünf Sechstel der ganzen Zufuhr. In den Buden darf wegen der Feuersgefahr nicht Licht gebrannt werden. Die Versuche, alle Waaren gleicher Art, z. B. Pelze, in besondere Reihen zu vereinigen, hat man aufgeben müssen, da sie nur theilweise vorgenommen werden konnten. Am Kanale zeigt man die sogenannte chinesische Reihe, weiterhin am Ufer der Wolga die sibirische Reihe, wo Haufen von Thee, Baumwolle, Bast und hölzernen Geräthschaften ihre Abnehmer erwarten. Die Kornkammern Rußlands, die wohlangebauten Gouvernements Orel, Tula, Rjasan, Tambow und Pensa gehören sämmtlich dem Stromgebiete der Wolga an und spenden zur Zeit der Messe frei=

gebig ihre Getreideschätze, die in unzähligen Schiffen herbeigeführt werden, welche die Wolga förmlich bedecken.

In Nischnei-Nowgorod schiffte man sich auf der Wolga ein und erreichte am 4. Juni Kasan. Die Reisenden besuchten hierauf die Ruinen der alten mongolischen Hauptstadt Bulgari und setzten dann ihren Weg über Perm nach Jekatharinenburg fort. Hier hatten sie die östlichen Abhänge des Urals erreicht und widmeten der Untersuchung dieses Gebirges längere Zeit hindurch besonders eingehende Forschungen.

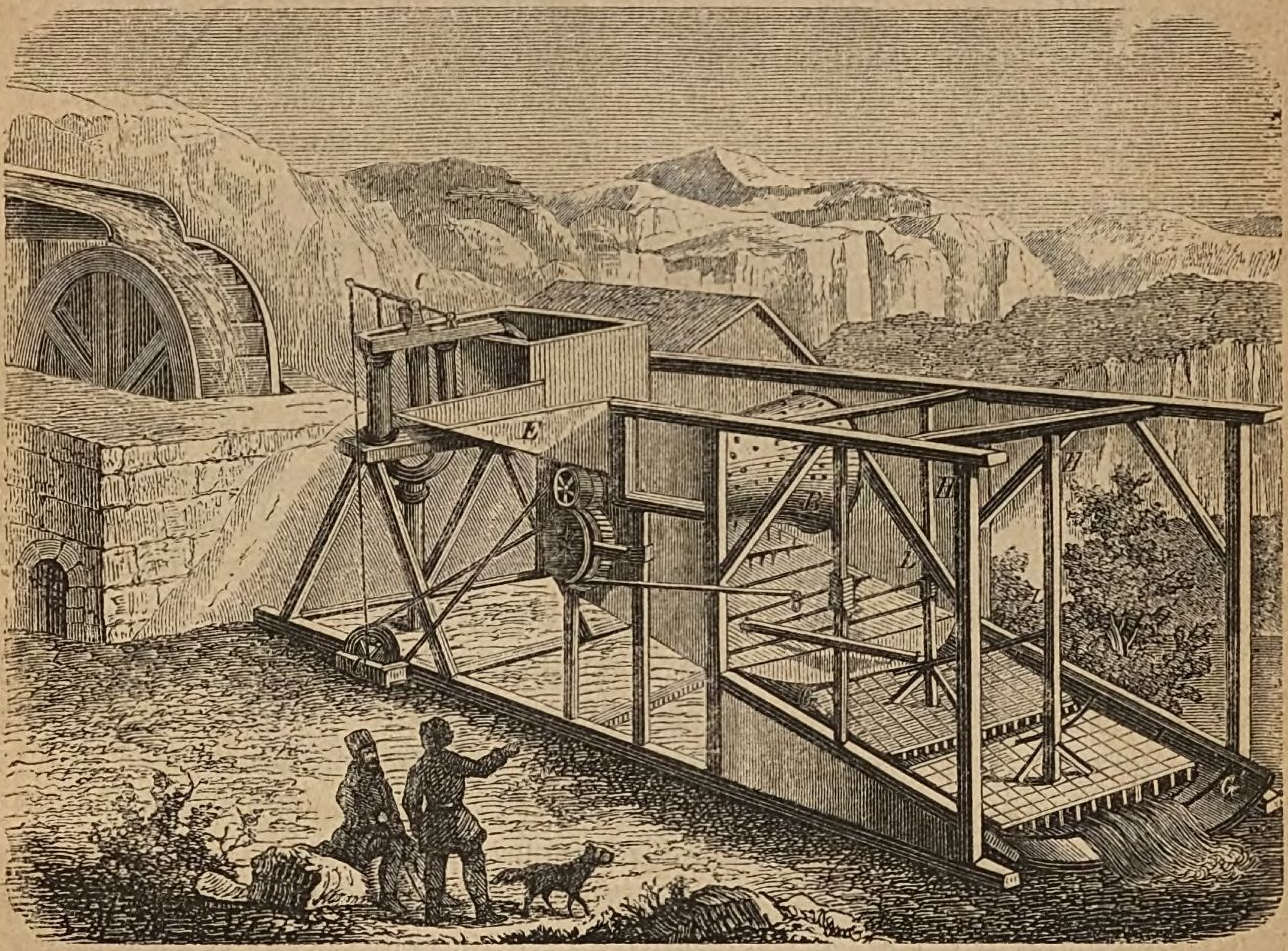


Tatarenschiff auf der Wolga.

Dem klaren, geübten Blick Alexander von Humboldt's erschlossen sich die eigenthümlichen Lagerungsverhältnisse in überraschend schneller und sicherer Weise. Obschon er nur die wissenschaftliche Forschung an und für sich im Auge hatte, so ergaben sich doch, wie leicht zu vermuthen stand, für den russischen Bergbau aus derselben die ansehnlichsten Aufschlüsse und Vortheile. In dem Gold und Platina enthaltenden Boden sowie in den Malachitgruben (Kupfererz-) des Ural entdeckte man Mineralien, welche man bis dahin noch nicht dort vermuthet hatte.

Man findet die Platina ähnlich wie das Gold in sogenannten Seifen, d. h. kleinen Schichten, schmalen Gebirgsthälern, in denen mitunter Bäche entlang rieseln. Die Sohle jener Thälchen ist von Sand und Steingrus erfüllt, besonders Brocken von Serpentin und Chloritschiefer. Diese wäscht man entweder auf einzelnen hölzernen Waschherden aus, oder man bedient sich neuerdings in einzelnen Seifen auch der Centrifugalmaschine, durch welche das schwerere Metall von dem

tauben Gestein gesondert wird. Gold und Platina kommen vorzugsweise in Gestalt kleiner Körper vor, nur in seltenen Fällen findet man ansehnlichere Stücke. Niemals ist jedoch das Platin ganz rein und frei von fremden Beimischungen, sondern stets von einer Reihe eigenthümlicher Metalle begleitet, die man kurzweg Platinmetalle nennt. Diese, das Palladium, Rhodium, Osmium, Iridium und Ruthenium, werden bei der reinen Darstellung des Platins ausgeschieden und geben werthvolle Rückstände, die in der Chemie verschiedenartige Anwendung finden.



Goldwäsche im Ural.

In den Hüttenorten, die man besuchte, sahen wir hier und da Häuser mit dem Geweihe des Elen geschmückt, welches in den finstern Nadelwäldern des Ural zuweilen eine ungewöhnliche Größe erreicht. Es ist so groß wie ein Pferd; die behaarte Oberlippe ragt über die untere hervor und ist fast viereckig. Das Geweih des Männchens ist kurz, einfach und breit und erreicht ein Gewicht von 40 Pfund. Die Farbe, im Sommer schwarzbraun mit aschgrauem Bauche, wird im Winter graubraun. Ursprünglich durch ganz Mitteleuropa bis zum Rhein verbreitet, noch zu Cäsar's Zeit in Deutschland häufig, noch im vorigen Jahrhundert in Preußen vorkommend, ist es jetzt sogar in Schweden und im europäischen Rußland selten, bildet aber in einem großen Theile von Sibirien eines der wichtigsten Jagdthiere. Die Elenthiere leben in Trupps und nähren sich von Pflanzen aller Art, namentlich auch von den Spitzen der Laub- und Nadelbäume. Kurzes Gras können sie stehend nicht mit

4*

der Schnauze erreichen, weshalb sie es liegend und von Stelle zu Stelle rutschend verzehren.

Viel wichtiger ist sein naher Verwandter, das Renthier, für den sibirischen Haushalt. Im zahmen Zustande dient es als Zug- und Reitthier, giebt Milch und Käse, Wohnung, Bett und Kleidung und, wie das in Rudeln wandernde wilde, ein vortreffliches Fleisch. Braun oder schwärzlich, grau oder weiß hat es die Größe unseres Hirsches, aber die Beine sind kürzer und dicker, das Geweih schwerer und vielgezackt. Von Mücken und Fliegen gepeinigt, von Wölfen und Bären verfolgt, vertheidigt es sich mit den Hufen und dem Geweih. Die breiten Hufe erleichtern ihm das Gehen und Laufen auf dem Schnee. Im Sommer dienen ihm alle Gewächse zur Nahrung, im Winter begnügt es sich mit Flechten, deren eine nach ihm den Namen trägt. In manchen Gegenden Sibiriens ziehen sie in unabsehbaren Zügen, welche mit ihren hohen Geweihen wandelnden Wäldern gleichen. Manche sibirische Völkerschaften hängen in ihrer Existenz ganz von dem Renthier ab. Der Ertrag der Renthierjagd entscheidet, ob Hungersnoth oder Wohlleben herrschen soll, und die Zeit der Renthierzüge ist daher die wichtigste Epoche. Es giebt deren zwei in jedem Jahre. Ende Mai verläßt es den Winterschutz der Wälder und zieht in großen Herden nach den nördlichen Flächen, um Nahrung und Schutz gegen die unzähligen Schwärme stechender Insekten zu suchen. In dieser Zeit sind sie mager und liefern keine gute Beute. Kehren sie aber im August oder September zurück, dann ist ihr Fleisch schmackhaft, ihr Fell dicht und fest. In Herden von 200—300 Stück, die aber mit andern fast unmittelbar zusammenhängen, ziehen sie beständig denselben Weg, indem sie bei Flußübergängen eine Stelle wählen, wo an einem Ufer ein trockener Thalweg hinabführt und am gegenüberliegenden Ufer eine sandige Fläche das Hinaufkommen erleichtert. Hier drängen sie sich dichter zusammen, und die ganze Oberfläche bedeckt sich mit schwimmenden Thieren. Nun stürzen die Jäger in ihren kleinen Kähnen pfeilschnell hinter Buchten, Steinen, Gesträuch, wo sie bisher verborgen waren, hervor, umringen den Zug und suchen ihn aufzuhalten, während zwei oder drei der gewandtesten, mit kurzen Spießen bewaffnet, in den schwimmenden Haufen hineinfahren und in kurzer Zeit eine Menge tödten oder schwer verwunden, so daß sie am Ufer den wartenden Frauen und Kindern in die Hände fallen. Uebrigens ist das Geschäft der Jäger sehr gefahrvoll. In dem ungeheuren Gewühl der dicht schwimmenden Thiere ist der kleine Kahn jeden Augenblick dem Umwerfen nahe; außerdem aber wehren sich die Verfolgten auf jede mögliche Art. Die Männchen brauchen Geweih und Zähne, die Weibchen aber springen mit den Vorderfüßen auf den Rand des Kahnes und suchen ihn umzuwerfen. Gelingt dies, so ist in der Regel der Jäger verloren, da es ihm fast unmöglich ist, sich aus dem dichten Haufen herauszuarbeiten. —

Von den reizenden Gebirgsthälern des Ural ging die Reise über Thumen nach Tobolsk und dann über die wegen ihrer außerordentlichen Beschwerlichkeiten allgemein verrufene Barabinskysteppe. In zahllosen Scharen quälender Stechmücken traf Humboldt alte Bekannte vom Orinoko wieder, ließ sich aber auch jetzt

durch diese Plagegeister eben so wenig in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen und Beobachtungen stören, als damals, da er mit seinem Freunde Bonpland die Urwälder des tropischen Amerika durchschiffte.

Humboldt selbst charakterisirt diese asiatischen Steppen in folgender Weise: „Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Kuen-lün, von der Chinesischen Mauer an bis jenseit des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee hin, in einer Länge von mehreren tausend Meilen, breiten sich, wenn auch nicht die höchsten, doch die größten Steppen der Welt aus. Einen Theil derselben, die Kalmücken- und Kirgisensteppen zwischen dem Don, der Wolga, dem Kaspischen Meere und dem chinesischen Dsaisangsee, also in einer Erstreckung von fast 700 geographischen Meilen, habe ich selbst zu sehen Gelegenheit gehabt.



Reise durch die Barabinskysteppe.

Die Vegetation der asiatischen, bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Steppen ist gruppenweise viel mannichfaltiger als die der Llanos und Pampas von Caracas und Buenos-Ayres. Der schönere Theil der Ebenen, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niedrigen Sträuchern üppig weißblühender Rosaceen, mit Kaiserkronen, Tulpen und Cypripedien geschmückt. Wie die heiße Zone sich im Ganzen dadurch auszeichnet, daß alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisirt einige Steppen der asiatischen gemäßigten Zone die wundersame Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussureen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astragalus-Arten. Wenn man

in den niedrigen tatarischen Fuhrwerken sich durch weglose Theile dieser Krautsteppen bewegt, kann man nur aufrechtstehend sich orientiren und sieht die waldartig dichtgedrängten Pflanzen sich vor den Rädern niederbeugen. Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den lettigen Boden verhüllt.

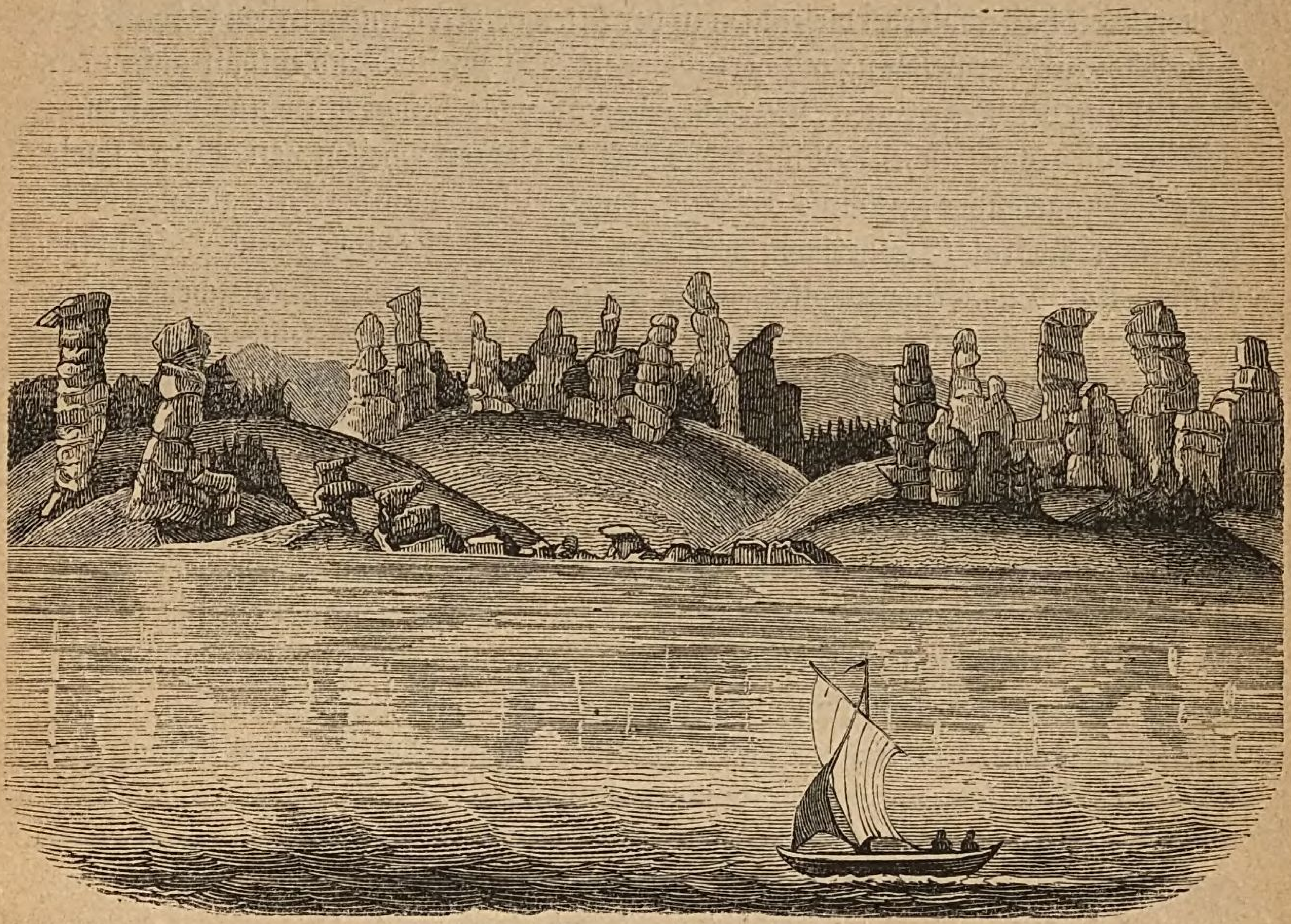
„Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannichfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit Tübets und Hindostans von den rohen, nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannichfaltigem Einflusse auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechtes gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt, mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden Asiens der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinns unwandelbare Grenzen gesetzt.

„Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe: die Mongolen, Geten, Alanen und Usün, haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Roheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort.

„Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannichfaltige Gemische asiatischer Menschenrassen hervor. Hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Marne und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenor's Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüte der Kunst erstickte.“ —

Am 2. August erreichte man Barnaul an den Ufern des Obi, besuchte dann den Koliwansee, dessen malerisch schöne Ufer nach den überstandenen Mühseligkeiten reiche geistige Erquickung boten, und durchforschte die reichen Silberbergwerke des Schlangenberges von Riddersk und Zyrianowskoi am Südabhange des Altai. Nachdem man die südlich gelegene kleine Festung Ust-Kamenoigorsk berührt, erreichte man über Buchtorminsk die Grenzen der chinesischen Dsungarei. Da es den Reisenden erlaubt ward, die Grenze zu überschreiten, so machten sie einen Besuch bei dem mongolischen Posten Bati und hatten auf diese Weise das Gebiet erreicht, welches die Mitte von Asien bildet, das Land nördlich vom Dsaisangsee. Die Rückreise nach der oben genannten Festung

nahm man auf dem Irtysch; man hatte auf derselben eine reiche geologische Ausbeute. Durch die von der mittleren Kirgisenhorde bewohnte Ischimsteppe ging dann die Reise nach dem südlichen Fuße des Ural, und man berührte dabei die Kosakenlinie des Ischim und Tobol. Von Mjask aus wurden mehrfache Ausflüge nach dem goldreichen Gebiete des Ural und nach den Jaspisbrüchen unternommen.



Granitfelsen am Koliwansee.

Nachdem die Reisenden das große Steinsalzwerk von Itezk in der Steppe der kleinen Kirgisenhorde, den Hauptort der Uralski'schen Kosaken, besucht hatten, setzten sie ihren Weg über Sarepta, eine Niederlassung der böhmisch-mährischen Brüder im Gouvernement Saratow, nach dem Kaspischen Meere fort. Mitte Oktober langten sie in Astrachan an und widmeten ihre Zeit genauen Untersuchungen der Wasserbeschaffenheit jenes Binnenmeeres und der Fische, welche dasselbe bewohnen. Von letztern ward eine reiche Sammlung veranstaltet.

Durch das Land zwischen Don und Wolga, das Gebiet der Donischen Kosaken, durch Woronesch und Tula ward der Rückweg nach Petersburg genommen, wo man am 13. November antraf. Am Ende des Jahres war Humboldt mit seinen Gefährten wieder in Berlin. Während einer Zeit von $8\frac{1}{2}$ Monaten hatten sie einen Weg von 2500 geogr. Meilen zurückgelegt.

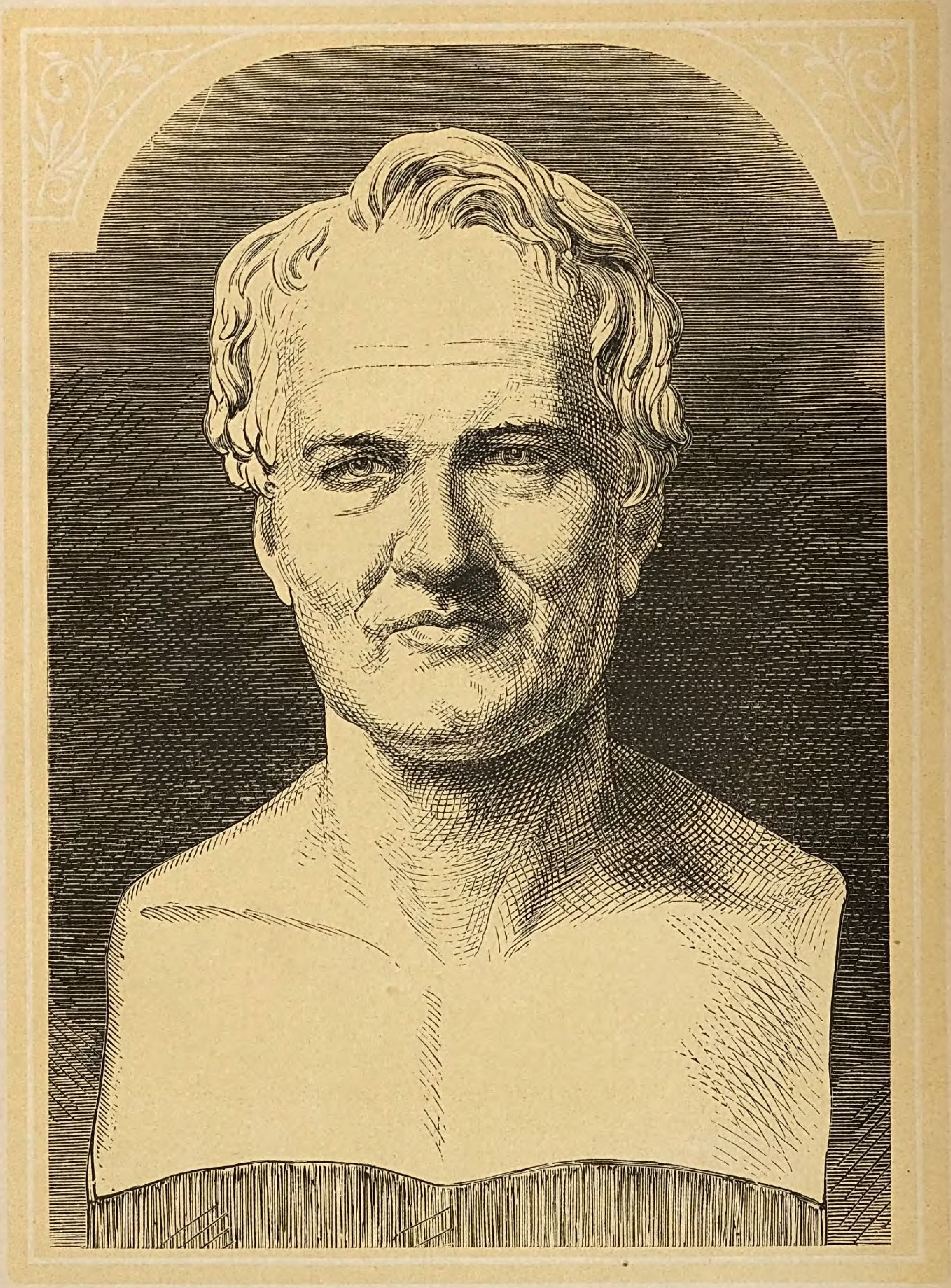
Die nächste Arbeit war es nun, die Ergebnisse jener Reise zu veröffentlichen. Es geschah dies in einem drei Bände umfassenden Werke, das in französischer Sprache geschrieben war und sich dadurch den Berichten über die amerikanischen

Reisen anschloß. Der von Humboldt verfaßte erste Band jenes Werkes „Fragmens de géologie et de climatologie asiatique“ enthält Abhandlungen über die Bergketten und Vulkane Innerasiens mit ergänzenden Bemerkungen über die warmen Quellen des Alagut, über die Gas-, Schlamm- und Feuerausbrüche an verschiedenen Orten Innerasiens und Amerika's. Die verwandten Erscheinungen der Neuen Welt halfen hierbei diejenigen in der Alten erklären und wurden deshalb von Humboldt zur Vergleichung mit herzugezogen. Der zweite Band enthält außer der Darstellung der Reiserouten „Betrachtungen über die Temperatur und den Feuchtigkeits- (hygrometrischen) Zustand der Luft in einigen Theilen von Asien, sowie Untersuchungen über jene Linie der Erde, durch welche man die Orte gleicher mittlerer Jahreswärme (Isothermen) verbindet. An diese Arbeiten Humboldt's schloß Gustav Rose den „Mineralogisch-geognostischen Theil und den historischen Bericht der Reise“, und im dritten Bande fügte Ehrenberg die Ergebnisse seiner Forschungen in Bezug auf Thier- und Pflanzenwelt hinzu. Bevor aber Ehrenberg diese Abtheilung vollendet hatte, war von Humboldt in einem neuen, drei Bände starken Werke ein Bild Innerasiens entworfen worden, welches Alles enthielt, was Humboldt seit 12 Jahren über jenen Theil der Erde geforscht und selbst erfahren hatte.

Von da an lebte Humboldt fast ausschließlich in Berlin seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen. Nur einzelne besondere Ereignisse veranlaßten ihn zu zeitweiligen Unterbrechungen. Die Ausarbeitung des auf der asiatischen Reise gesammelten Materials hatte ihn bereits zu einem Verweilen in Paris veranlaßt, die politischen Unruhen des Jahres 1830 brachten ihn im Auftrage des Königs von Preußen abermals nach der Hauptstadt Frankreichs.

So angenehm die äußern Verhältnisse Humboldt's aber auch waren, so hohe Genüsse ihm seine geistige Thätigkeit gewährte, — es blieb sein Leben doch nicht frei von herbem Schmerz, der dem Geschick jedes Sterblichen beigesellt ist. Die liebsten Freunde, die, welche seinem Herzen am nächsten standen, mußte er ins Grab sinken sehen. Der Tod seines Bruders Wilhelm war die tiefste Wunde, welche ihm geschlagen wurde; derselbe erfolgte 1835. Nur wenige Jahre war es Humboldt vergönnt gewesen, in der Nähe des inniggeliebten Bruders zu leben. Jahre lang als Ministerresident und Gesandter des preußischen Hofes in Rom und London lebend, hatte Letzterer schließlich, seit er im Jahre 1819 von dem Ministerium zurückgetreten, in Tegel seinen Wohnsitz genommen. Um ihm nahe zu sein, war auch der jüngere Bruder im Jahre 1826 nach Berlin übergesiedelt. Allein die asiatische Reise sowol, als wiederholter längerer Aufenthalt in Paris, theils im Interesse seiner eigenen literarischen Arbeiten, theils infolge diplomatischer Aufträge, führten ihn wiederholt wieder aus der Nähe des Bruders hinweg. Und selbst die kurze Zeit, die sie einander nahe verlebten, wurde durch die Pflichten und Rücksichten Alexander's gegen seinen königlichen Freund und dessen Umgebung noch mehr verkürzt.

Um so tiefer mußte ihn der Abschied von dem Bruder schmerzen, den er innig liebte und dessen geistige Richtung, ohnehin der seinen so nahe verwandt, dieselbe harmonisch ergänzte. —



Alexander von Humboldt's Büste. (Nach Blaser.)

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Am Abhange des Altai (ein Burjätentempel).

Wenige Jahre darauf, 1840, starb auch Humboldt's königlicher Freund, Friedrich Wilhelm III., ebenso seine Freunde Leopold von Buch, der Bildhauer Rauch, schließlich sein ehemaliger Reisegenosse Bonpland, der, unzufrieden mit den Zuständen in seinem Vaterlande, wieder nach Südamerika gezogen war und sich daselbst häuslich niedergelassen hatte.

Humboldt selbst blieb auch bei König Friedrich Wilhelm IV. in der Stellung eines vertrauten wissenschaftlichen Rathgebers, die ihn schon unter dem verstorbenen König zum täglichen Gesellschafter desselben gemacht hatte. Es wurde durch diese Beziehungen zum Hofe zwar ein Theil seiner Zeit in Anspruch genommen, seine hauptsächlichste geistige Thätigkeit blieb aber unausgesetzt auf den weitern Ausbau der früher begonnenen Studien gerichtet. Er hatte sich gewöhnt, während der längsten Zeit seines Lebens sich mit vier Stunden Schlaf zu begnügen, und erst das vorrückende höhere Alter nöthigte ihn, sich etwas längere Ruhe zu gönnen. So war es ihm möglich geworden, sogar noch eine höchst ausgedehnte Korrespondenz zu besorgen. Jährlich empfing und beantwortete er gegen 2000 Briefe. Stellungen im Staatsdienste dagegen, sowie einen Lehrstuhl an der Universität, lehnte er auch jetzt ab. Durch seine außerordentlichen Leistungen sah er sich aber, ohne daß er ehrsüchtig sich danach gedrängt hatte, als Denjenigen gefeiert, auf den die Augen der ganzen gebildeten Welt sich richteten, als einen Mann, dessen Stimme in Sachen der Wissenschaft maßgebend, dessen Ausspruch als höchste Instanz entscheidend war.

5. Humboldt, der Altmeister der heutigen Naturforschung.

So schwierig es ist, auf beschränktem Raume gerade von Humboldt's geistigem Wirken ein nur einigermaßen entsprechendes Bild zu entwerfen, da ein solches eine eingehendere Bekanntschaft mit sämmtlichen Zweigen der Naturwissenschaften bei unseren Lesern voraussetzen müßte, wollen wir es doch versuchen, wenigstens mit einigen Zügen die eigenthümliche Stellung zu bezeichnen, welche Humboldt im Gebiet der Wissenschaften einnahm, — eine Stellung, die vor ihm Keiner eingenommen hat und die für künftige Zeiten durch den gemeinsamen Fortschritt aller Abtheilungen der Naturwissenschaft unmöglich geworden ist.

Es hatten schon im Alterthum Aristoteles, in späterer Zeit Newton, Leibnitz u. A. es versucht, die Wissenschaften in ihrer Gesammtheit zu umfassen. Jene Männer waren von Ahnungen getrieben worden, daß die Schöpfung selbst ein Ganzes sei, und hatten sich deshalb bemüht, den Zusammenhang der getrennten Theile zu finden; die einzelnen Zweige der Forschung befanden sich aber in jenen Zeiten noch auf einer so wenig entwickelten Stufe, daß jenes Streben nur einen beschränkten Erfolg haben konnte. Sie suchten durch die Schärfe ihres Geistes, durch philosophische Schlüsse die Lücken zu überbauen, die sie vorfanden, und — als Menschen dem Irrthum unterworfen — blieben ihre Vorstellungsweisen mit mehr oder minder bedeutenden Mängeln behaftet.

Noch kurz vor Humboldt war es möglich, daß Professoren mit den gesammten Naturwissenschaften die Anatomie und Physiologie, sowie die Geschichte vereinigten. Professor Lambert hatte, trotz aller Eingenommenheit für sich selbst, nicht gänzlich Unrecht, wenn er Friedrich dem Großen auf dessen Frage: welche Wissenschaft er verstehe? in vollem Ernste antwortete: „alle!" —

Der Naturforscher galt damals nicht ganz ohne Grund für ein wunderliches Genie, für einen Sonderling, der keine größere Freude kannte, als eine möglichst große Sammlung ausgestopfter und getrockneter oder angespießter Thiere oder einen reichgefüllten Speicher voll dürrer Pflanzen. Für das praktische Leben hatten die einzelnen Fächer der Naturwissenschaften gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch kaum eine Bedeutung, noch weniger war es selbst der Mehrzahl der Forscher klar, daß sie bei dem Studium des Einzelnen sich den Blick auf das Ganze frei und unbefangen halten müßten, um das richtige Verständniß der Formen des Lebens, den Schlüssel zu den Geheimnissen der Schöpfung zu finden. Kaum Einer hatte eine Ahnung davon, daß die Natur selbst das beste Vorbild für die Wissenschaft sei, und daß der Mensch, als ein Theil derselben, auch in seinem geistigen Leben denselben Gesetzen unterworfen sei, welche in der Welt außer ihm walten, daß er im Kleinen ein Spiegelbild des großen Ganzen darstelle.

Bei dem damaligen Stande der Naturwissenschaften galt es für die meisten Forscher noch als höchste Aufgabe: die einzelnen Arten der Gesteine, Pflanzen und Thiere der Erde aufzusuchen, möglichst genau zu beschreiben und dann in übersichtlicher Weise zu registriren, zu ordnen. Nur für die Astronomie und Physik hatten schon die frühern Jahrhunderte Aehnliches vorgearbeitet. Kurz vor Humboldt hatte zwar schon Linné für die Pflanzen- und Thierkunde sichere Benennungsweisen eingeführt, das Klassensystem dieses Forschers aber, welches von Vielen als das Hauptverdienst des ausgezeichneten Mannes aufgefaßt wurde, hatte dagegen nicht viel höheren Werth, als den eines besseren Registers ohne inneren Zusammenhang. Die meisten seiner geistvollen Andeutungen, durch welche er eine lebendige, höhere Anschauungsweise der Natur vorbereitete, sowie die genialen Streiflichter, welche der Petersburger Physiolog Kaspar Friedrich Wolf auf die dunkeln Gebiete des pflanzlichen Lebens fallen ließ, waren von den meisten Schülern dieser großen Meister unverstanden geblieben.

Erst mit Humboldt's eignem Auftreten begann gleichzeitig eine neue Entwicklungsperiode der gesammten Wissenschaft; in die meisten Zweige griff er selbstthätig fördernd ein und wuchs in Gemeinschaft mit ihnen zu jener geistigen Größe, welche mit Recht Ehrfurcht und Staunen gebietet. Alle einzelnen Arbeiten Humboldt's in den verschiedenen Disziplinen aufzuzählen, seine unmittelbare und mittelbare Betheiligung bei den meisten Fortschritten der Neuzeit, sein Schaffen und Eingreifen im Speziellen anzuführen, dazu genügen nicht wenige Blätter, wir müssen uns daher auf allgemeinere Umrisse beschränken.

Cuvier, Blumenbach und ihre Nachfolger bahnten durch das Studium der vergleichenden Anatomie höhere Gesichtspunkte für die Thierkunde an

und eröffneten den Weg zu einer vergleichenden Physiologie, während Jussieu und Decandolle eine naturgemäße Auffassung des Pflanzensystems versuchten. Goethe machte auf das Gesetz der Metamorphose in der Pflanzenwelt aufmerksam, und mit Link und Mirbel war Alexander von Humboldt einer der Ersten, welche die Grundzüge einer Pflanzenphysiologie entwarfen. Humboldt faßte schließlich die Pflanzenwelt in ihrer Vertheilung über die Oberfläche des ganzen Planeten auf und ward so zum eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen Pflanzengeographie.

Die Mineralogie erfuhr durch Werner eine eben solche Umwandelung, wie die beiden vorgenannten organischen Naturreiche durch Linné. Humboldt und Leopold von Buch waren Schüler dieses Reformators und verdankten ihm zum Theil die Schärfe der Beobachtungsweisen, die Genauigkeit und Vielseitigkeit in Bezug auf die Erforschung der Gesteine und ihrer Lagerung, durch welche es möglich wurde, die Geognosie zu der Höhe zu erheben, auf welcher sie in der Gegenwart steht. Die Schüler übertrafen weit ihren großen Meister; — was er auf beschränktem Gebiete, innerhalb Sachsens, versucht hatte, dehnten sie über den Erdball aus, und so konnte aus der Geognosie (der Wissenschaft von der Beschaffenheit und Lagerung der Gesteine) die Geologie (die Lehre von der Bildung derselben, von der Entstehung der Erde) hervorgehen.

In der Chemie bestrebte man sich so eben, die alchymistischen Träume abzustreifen, nach denen man sich die Welt aus vier Grundstoffen (Elementen) zusammengesetzt dachte. Pristley, Scheele und Lavoisier hatten die alten Anschauungsweisen gestürzt und naturgetreuere eröffnet. Berthollet und Fourcroy, Wenzel, Richter und Dalton förderten mächtig den innern Ausbau dieses so höchst wichtigen Zweiges. Jene Entdeckungen, welche den großen Amerikaner Franklin im Gebiete der Elektrizität berühmt gemacht hatten, wurden durch Oersted, Faraday und Arago in umfänglichster Weise ausgebaut, und die merkwürdigen Aufschlüsse, die durch die Italiener Galvani und Volta über die Berührungselektrizität (Galvanismus) eröffnet wurden, griffen tief in die Entwicklung der Physik, Chemie, Mineralogie und Physiologie ein, sowie durch das gesammte Fortschreiten dieser Fächer die Technologie der Gegenwart eine völlige Umgestaltung erfahren hat. Auch die Forschungen Newton's über die Natur des Lichtes waren durch Malus und Arago in wunderbarer Weise vervollständigt worden. Humboldt hatte in den letztgenannten Fächern theils durch selbständige alleinige Arbeiten, theils in Verbindung mit Arago, Gay-Lussac und anderen Forschern als einer der Ausdauerndsten und Scharfsinnigsten mächtig den allseitigen Ausbau gefördert, wie er es auch besonders war, der das Erforschen der Gesetze des Magnetismus und des Wirkens dieser geheimnißreichen Kraft auf der Oberfläche des Planeten als besondere Lebensaufgabe betrachtete. Auf Humboldt's Antrag genehmigte schon 1829 die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg die Errichtung magnetischer und meteorologischer Stationen

in den verschiedenen klimatischen Zonen des europäischen und asiatischen Rußlands, wie die Erbauung eines physikalischen Centralobservatoriums in der Hauptstadt des Reiches, und nachdem Friedrich Gauß zuerst (1833) und in glänzender Weise durch streng mathematische Gedankenverbindung eine Theorie des Erdmagnetismus aufgestellt hatte, wurde noch Größeres von Humboldt durch die Aufforderung zur Errichtung magnetischer Stationen und zur Anordnung fortlaufender Beobachtungen erreicht, welche er an die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London 1836 ergehen ließ. Schon 1837 schritt man zur Errichtung derselben, so daß sich gegenwärtig diese wichtige Humboldt'sche Stiftung fast über die ganze bewohnte Erde verbreitet hat und von allen Seiten her das Material sich häuft, durch welches sowol die magnetischen als auch die meteorologischen Verhältnisse des Erdkörpers ihrer Aufklärung entgegengehen.

Jeder Zweig des Wissens ging mit gewaltigen Schritten in seiner Entwicklung vorwärts, aber es verfolgte selbst im Anfange des jetzigen Jahrhunderts noch jede Disziplin ihren eigenen Weg, ohne sich viel um die verwandten Fachgenossen zu kümmern. Die Theilnahme des großen Publikums vollends war noch nicht auf die Anfänge jener Entdeckungen gerichtet, die wir jetzt zwar billig als allgemein bekannt voraussetzen, an deren Tragweite aber damals kaum Jemand dachte. Die Spannkraft des Dampfes war als bewegende Kraft noch nicht benutzt, die elektrische Telegraphie, die Photographie und eine Menge Erfindungen der Chemie ahnte man kaum. Das praktische Leben hatte noch wenig Vortheile von den Naturwissenschaften erfahren.

Humboldt's großes Verdienst ist es nun, das innig verknüpfende geistige Band um die getrennten Zweige der Naturwissenschaften geschlungen, sie zu einem zusammengehörigen, organisch gegliederten Ganzen verbunden zu haben, das seinerseits ein Spiegelbild des großen Naturlebens selbst ist. So kräftig Humboldt in die Entwicklung der einzelnen Fächer durch eigene Forschungen eingriff, so klar hielt er sich den Blick über das Ganze. Durch seine Vermittelung hauptsächlich, durch seine geistreiche Auffassungsweise kamen die Errungenschaften der einen Disziplin auch den andern, kamen einer ganzen gebildeten Welt zu Gute. Dies hat er vornehmlich durch sein weltberühmtes Buch „Kosmos" bewirkt, dessen Erscheinen in die Jahre 1845—1852 fällt. Durch dieses großartige Werk ist Humboldt unsern Zeitgenossen geistig am nächsten getreten. In dem „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung", wie Humboldt bescheiden diese umfassende Arbeit nennt, sucht derselbe in einer edlen, jedem gebildeten Denker verständlichen Sprache die große Aufgabe zu lösen, die Erscheinung der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen, den Zusammenhang aller Dinge, die Einheit in der Vielheit der Erscheinungen darzuthun und hierdurch alle Kreise der gebildeten Welt für das Studium der Natur zu gewinnen. Wir wissen, daß das Erscheinen dieses Werkes ein literarisches Ereigniß war. Kein Buch im Gebiete der Naturwissenschaften hat jemals solchen Erfolg gehabt.

Man ist in weitern Kreisen gewöhnlich zunächst geneigt, in Humboldt den berühmten Reisenden zu bewundern, man sieht ihn im Geiste auf den Gipfeln der Cordilleren und auf den Spitzen des Altai und folgt ihm mit steigendem Interesse auf seinen Stromfahrten wie auf den Märschen über die Llanos und Pampas Südamerika's und über die russischen Steppen; aber selbst diese Seite in Humboldt's Leben unterscheidet ihn sofort vom Gewöhnlichen, — wie ein Chimborasso überragt er die Schar von Touristen, die heutzutage zu Hunderten die Erde umschwärmen. Humboldt erobert das Land geistig, das er zum Gegenstande seiner Forderungen gewählt hat, er faßt es auf als ein Glied des gesammten Erdkörpers, erforscht seinen Bau, seine Entstehung. Nach dem Stand der Gestirne bestimmt er mit der Genauigkeit des Astronomen die geographische Lage der wichtigsten Punkte. Mit dem Barometer ermittelt er die Erhebung des Gebietes über den Spiegel des Meeres, die Gebirge, Abdachungen und Ebenen, — des Landes Konfiguration. Mit Kompaß, Loth und Gradbogen verfolgt er das Streichen der Gesteinschichten, die sein Hammer erschlossen, erforscht die Zusammensetzung, Lagerung und das relative Alter derselben, erwägt klaren Blickes, welchen Antheil die Gewässer, welchen vulkanische Kräfte bei der Entstehung und bei späteren Veränderungen des fraglichen Gebietes hatten. Nachdem er so das feste Gerüst des Landes begriffen, verfolgt er eben so sorgsam die übrigen allgemein wirkenden Kräfte in ihrem Walten innerhalb des begrenzten Raumes. Die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Zusammensetzung derselben, die Richtung


Humboldt's Statue in Versailles.

und Stärke der Luftströmungen, deren Entstehung und Verlauf, die Färbung des Himmels, die Art und Weise der wässerigen Niederschläge und die Menge derselben, das Verhältniß des flüssigen Eements zum trocknen, die Vertheilung der fließenden Gewässer und der stagnirenden schließt er an die Beobachtungen über die Verhältnisse, welche Elektrizität, Magnetismus und Wärme des Landes zeigen. Sorgsam vergleicht er die Richtung der Magnetnadel (Deklination) an verschiedenen Orten, deren Neigung (Inklination) und die Stärke (Intensität) des Erdmagnetismus; eben so unermüdlich erforscht er den Verlauf der Jahreswärme an den verschiedenen Punkten des Landes. Dem Auge anschaulich, verbindet er die Orte gleicher mittlerer Jahreswärme, diejenigen gleicher Sommer- und gleicher Wintertemperaturen unter einander und erhält dadurch den Schlüssel zur Lösung der Räthsel, welche die organische Welt in ihrer Vertheilung zeigt. Zwar versäumte er nicht, auch die einzelnen neuen Gewächse für die beschreibende Botanik, neue Thierarten für die Zoologie zu sammeln, — brachte er ja doch, gemeinschaftlich mit Bonpland, von seiner amerikanischen Reise allein 6000 Pflanzenarten mit nach Europa, von denen die Hälfte bis dahin noch gänzlich unbekannt waren, aber er ließ sich nicht von dem überreichen Material geistig erdrücken. Er überschaute mit freiem Blick die Vertheilung der Gewächsgruppen über die Landschaft und verfolgte deren Abhängigkeit von der Bodenbeschaffenheit, von der geographischen Breite und von der Erhebung über den Spiegel des Meeres. In gleicher Weise überschaute er auch die Thierwelt und umfaßte, von diesen Grundlagen ausgehend, schließlich das Leben der Völker. Innig vertraut nicht blos mit der äußern politischen Entwicklung der Nationen, sondern auch mit der Geschichte ihrer geistigen Entwicklung, versucht er eine Lösung der Frage: „Wie weit ist ein Volk abhängig von der Form und Bodengestaltung des Landes, welches von ihm bewohnt wird, von Klima, Vegetation und Thierwelt?“ Er forscht nach den Wandlungen, welche die Volksstämme und in ihrem Gefolge die Gewächse und Hausthiere erlebten, — enträthselt das Entwickeln und Aufblühen, das im Geistesleben der Nationen stattfand, theils aus diesen äußern Verhältnissen, theils aus den ursprünglichen Eigenthümlichkeiten der Volksstämme, theils aus der gegenseitigen Berührung der Völker. So lehrt er das betreffende Volk auffassen als ein Glied des Menschengeschlechts, dessen Anschauungsweisen und Sitten, dessen ganze geistige und materielle Entwicklung in ähnlicher Weise nach bestimmtem Gesetze verlaufen, wie die Entwicklung der Erde selbst, dieses Sternes unter den Sternen. Nirgends herrscht blinder Zufall, — über Allem, über dem kleinsten Wesen der Erde wie über den Sternhaufen des Weltalls, thront das hehre Gesetz, die leitende Gottheit, die das Geschaffene belebt, wie der Menschengeist den lebendigen Leib!

Humboldt vollbrachte die Arbeit eines Riesengeistes. Die zahllosen Forschungen der Vergangenheit und Gegenwart prüfte er, sichtete Irrthum von Wahrheit und erkannte mit klarem Geist das leitende Gesetz in den scheinbar widersprechenden Thatsachen; er erkannte, wie der Dichter sagt, „den ruhenden

Pol in der Erscheinungen Flucht!" Die ungeregelte Menge des wirklich Erkannten gestaltete er zu einem lebendigen Ganzen. Dies letztere stets im Auge behaltend, vermochte er dann die Lücken zu bezeichnen, die in der Erkenntniß des Geschaffenen noch vorhanden sind, und legte dadurch den Grund zu einer ganzen Reihe neuer Zweige des Studiums, während er selbst in nicht wenigen denselben bahnbrechend voranschritt.

Durch seine wissenschaftlichen Leistungen hat Alexander von Humboldt auf die gesammte Naturforschung einen eben so großen wie nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Nicht blos Sammler und Naturforscher, hat der mit großem Scharfblick ausgerüstete Mann die bewundernswerthe Eigenschaft gehabt, Länder und Menschen in ihren Eigenthümlichkeiten zu ergründen und in großen Zügen zu schildern; in der Beobachtung scharfsinnig und gewissenhaft, besaß er die seltene Fähigkeit, an den gewonnenen Thatsachen jene Seiten aufzufassen, wo sie sich mit andern verbinden lassen, andere unterstützen oder diese erklären. Bestrebt, die Wissenschaften mit der Geschichte und der Fortentwicklung der Menschheit in engsten Zusammenhang zu bringen, ward er Mentor und Lehrer einer großen Anzahl Jünger und von Tausenden und aber Tausenden denkender Menschen. Sein Geist durchweht mehr oder weniger die höheren Leistungen aller seiner Nachfolger, aller europäischen Reisenden neuerer Zeit.

Es hatten sich in seinem Leben viele günstige Umstände vereinigt, um das Gelingen einer solchen Arbeit möglich zu machen. Seine äußeren Lebensverhältnisse waren von der Art, daß ihm der Kampf mit zahllosen Mühseligkeiten und Schwierigkeiten erspart ward, bei deren Ueberwindung manche andere Kraft sich verbraucht. Durch ausgezeichnete Lehrer und eine an Hülfsmitteln überreiche Umgebung war er in den Stand gesetzt worden, die gewählte Lebensbahn rasch zu verfolgen. Vor Allem befähigte ihn sein klar erkennender, umfassender und ordnender Geist zur Vollendung des begonnenen Werkes, sein Geist, der sein höchstes Glück in der Erforschung der Wahrheit fand, welche der Schöpfer in seinen Werken niederlegt. Mit diesem nie versiegenden Wissensdrange vereinigte Humboldt einen eisernen Fleiß, eine unverdrossene Beharrlichkeit, die seine ganze Thätigkeit während eines langen Lebens hindurch, wie solches selten einem Sterblichen vergönnt ist, auf die Verfolgung des einen vorgesteckten Zieles gerichtet sein ließen.

Doch darf man deshalb nicht wähnen, daß er gleich manchen anderen Gelehrten in der Wissenschaft aufgegangen sei. So hoch er als Forscher und Gelehrter stand — er war darum nicht weniger groß als Mensch wie als Staatsbürger. Mit dem regsten Interesse, mit innigster Theilnahme verfolgte er die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse, wirkte in Nordamerika für die Abschaffung der Sklaverei, schützte in Deutschland freisinnige Männer vor Verfolgung und benutzte seine hervorragende Stellung, wenn auch mit ungleichem Erfolge, um den Fortschritt der Aufklärung und Freiheit zu fördern. Nichts hat den Abend seines Lebens mehr getrübt, als der zeitweilige Rückschritt in der politischen Entwickelung,

der ihm gegen Vertraute manche bittere Klage entlockte. Und dennoch verlor er den Muth nicht; bei jeder Wahl erschien der Greis an der Wahlurne und gab seine Stimme offen den Vertretern der freisinnigsten Richtung. Die Hoffnung, ja mehr — die Ueberzeugung, daß das Menschengeschlecht zur Freiheit bestimmt sei, daß es dieses Ziel erreichen müsse, wenn auch „die an-steigende Kurve kleine Einbiegungen habe", verließ ihn nicht und tröstete ihn in der oft trüben Gegenwart.

Humboldt's Herz schlug warm für das Wohl der gesammten Menschheit und für die Geschicke der Einzelnen. Dafür sprechen nicht blos seine Schriften, das hat er hundertfältig durch die That bewiesen. Einen großen Theil seines reichen Einkommens verwendete er für Zwecke der Wohlthätigkeit, die er sorgfältig vor der Oeffentlichkeit verhüllte, für welche aber die Rede des Generalsuperintendent Hoffmann an dem Sarge des Verewigten lautes Zeugniß ablegte. Wie viele aufstrebende Talente er mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit, ja unter Aufopferung auf ihrem Wege gefördert hat, ist bekannt; nicht minder, wie bereitwillig er die Verdienste Anderer anerkannte und ihnen Geltung zu verschaffen wußte. Seinen Freunden widmete er eine treue, unerschütterliche Anhänglichkeit.

Es ist nicht schwer und doch von hohem Interesse, den Entwicklungsgang des großen Mannes nach dieser Richtung hin zu verfolgen; nachzuweisen, wie er, der durch Geburt und Erziehung den privilegirten Ständen angehörte, der durch seine Verdienste um die Wissenschaft zu der höchsten Stellung emporgehoben wurde, gleichwol dazu gelangte, die Vorurtheile des Standes und der Zeit von sich abzustreifen, sich als Mensch unter Menschen zu fühlen, die er als Brüder liebte und deren Förderung auf dem Wege zum Licht und zu der Freiheit das höchste Ziel seines Strebens bildete. Schon früh zum Studium der Natur angeleitet und durch eigene Neigung hingezogen, erkannte sein scharfer Verstand bald den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen und führte ihn zu dem Bewußtsein der Einheit der Natur. Er selbst sagt in der Vorrede zu seinem „Kosmos": „Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen ich veranlaßt worden bin, mich mehrere Jahre und scheinbar ausschließlich mit einzelnen Disziplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geognosie, Chemie, astronomischen Ortsbestimmungen und Erdmagnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reise-Expedition zu beschäftigen, so war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen."

In diesem Ausspruch liegt der Schlüssel für das Verständniß der Stellung des edlen Mannes zur Menschheit. Die immer tiefer wurzelnde Ueberzeugung von der Einheit der Natur, von welcher die Menschheit einen integrirenden Theil bildet, führte mit Konsequenz zu der Ueberzeugung von der Einheit des Menschengeschlechts. „Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige

Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben durch den Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt." In allen Menschen erkannte Humboldt seine Brüder, und wie sein warmes Herz die ganze Natur mit inniger Liebe umfaßte, so mußte dies Gefühl für die Menschheit um so lebendiger in ihm sein. Kein Wunder, wenn er bei dieser Ueberzeugung, bei dieser Gesinnung die Vorurtheile von sich abstreifte, die noch manchen, selbst hellen und edlen Geist in Fesseln schlagen, wenn sein ganzes Streben darauf gerichtet war, die Menschheit auf dem Wege zum Lichte und zur Freiheit zu fördern.

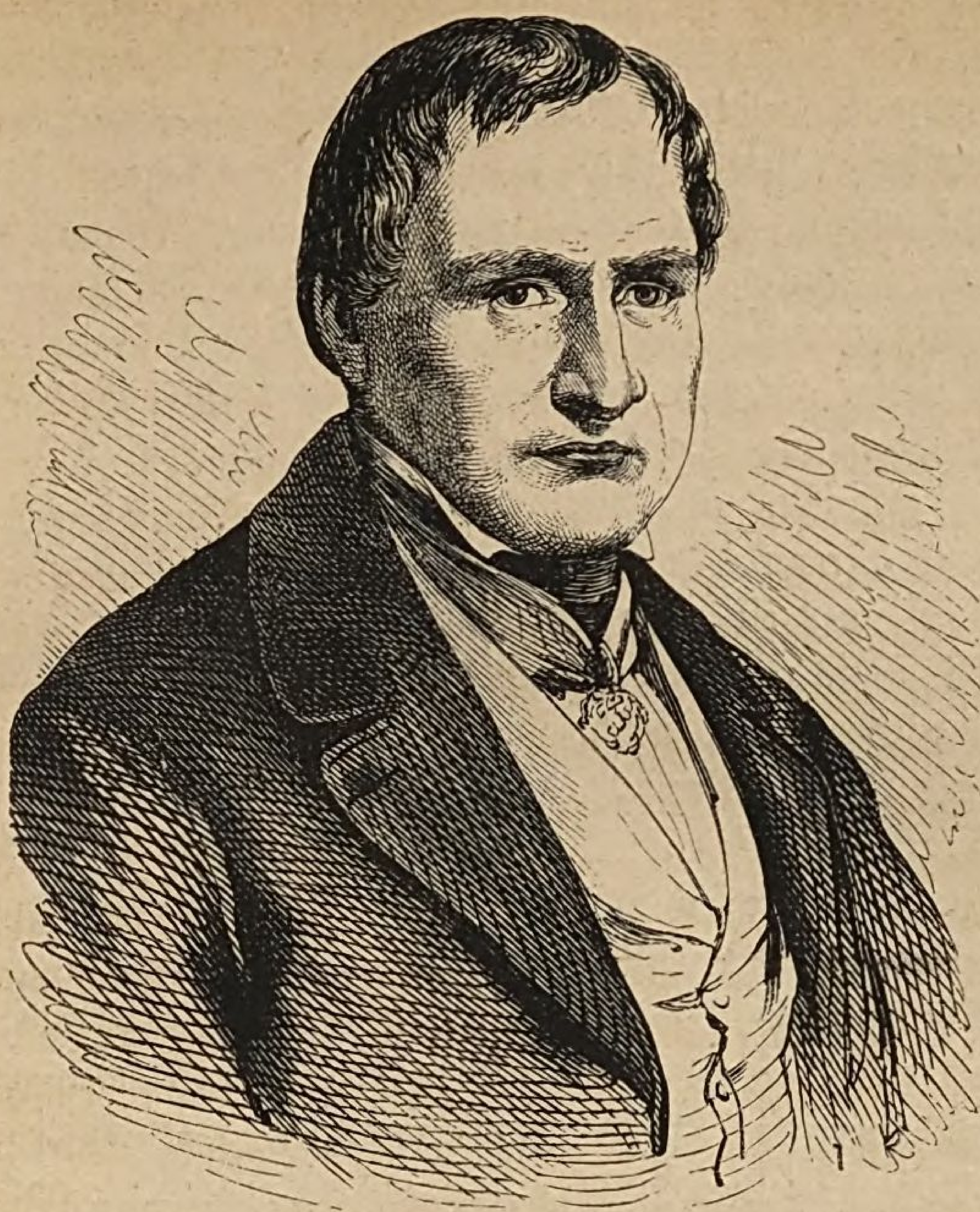
Humboldt hatte die Ausarbeitung seiner Forschungen beendigt; die letzte Abtheilung des vierten Bandes seines „Kosmos" war druckfertig geheftet. Seine Generation war längst ins Grab gestiegen. Um ihn hatten sich längst die Reihen seiner Freunde und der Genossen seiner preiswürdigen Bestrebungen gelichtet. Einen nach dem Andern von Denen, die er liebte, sah er ins Grab sinken. Doch war es ihm noch vergönnt gewesen, die junge Saat, welche er gepflanzt, allenthalben frisch und üppig emporsprossen zu sehen. Erst in den letzten Jahren fühlte er seine zunehmende Vereinsamung, doch sah er mit der Ruhe eines Weltweisen dem Genius entgegen, welcher ihn in das Jenseits geleitete, mit jener Ruhe, die das Ergebniß eines Lebens voll pflichttreuen Strebens ist.

Erst am 6. Mai 1859 winkte auch ihm, dem müden, fast 90jährigen Altmeister, der Todesengel — nach einem Leben, so reich wie es selten einem Erdgeborenen beschieden.

Mit ihm verlor die Welt einen der universellsten Geister des Jahrhunderts, einen der edelsten Menschen, dessen fleckenloses Leben und von Selbstsucht freier Charakter ihm nicht nur die Zuneigung und Gunst der Großen, sondern auch die Verehrung und Hochachtung aller gebildeten Zeitgenossen erwarb!

Die Nachricht von seinem Tode durchzuckte die Länder aller gebildeten Nationen, trotz des damals tosenden Krieges. Die großartigen Feierlichkeiten, welche bei seiner Beerdigung veranstaltet wurden, die Denkmale, welche sich zu seiner Erinnerung in der Alten und Neuen Welt bereits erhoben haben, die Stiftungen, die seinen Namen verewigen sollen, dies Alles ist unbedeutend im Vergleich mit dem Denkmal, das sich Humboldt selbst durch seine Werke gesetzt hat.

Seine irdischen Reste ruhen an der Seite des geliebten Bruders in Tegel auf dem Begräbnißplatz der Familie, den die von Thorwaldsen gearbeitete Bildsäule der Hoffnung schmückt; sein Geist aber schafft und wirkt in den Nationen kräftig fort, für die er eine neue Stufe der Entwicklung anbahnte, er als Naturforscher, wie die großen Dichter und Philosophen, die Fürsten und Männer des Volkes es in ihrer Weise gethan. Neben den Namen eines Schiller und Goethe, eines Aristoteles und Leibnitz wird noch von den spätesten Nachkommen gefeiert werden der Name Alexander von Humboldt's.



Leopold von Buch,

der große Geolog und Naturforscher.

Geboren zu Stolpe (Uckermark) am 25. April 1774, gestorben in Berlin 4. März 1853.

Leopold von Buch, der Studiengenosse und lebenslängliche Freund Alexander von Humboldt's, ist einer von den großen, bahnbrechenden Geistern, welche am meisten zu der schnellen und glänzenden Entwickelung der erhabenen Wissenschaft der Geologie oder der Geschichte der Erdbildung beigetragen haben, und wenn auch manche seiner Lehren heute nicht mehr als haltbar erscheinen, so bleibt ihm doch Ruhm genug. Leopold von Buch wird stets als Stern erster Größe unter den ausgezeichneten Männern glänzen, welche unsere Kenntniß von den Veränderungen der Erdoberfläche im Geiste echter Naturforschung vermehrt haben.

Aus einer altadeligen, vermögenden Familie stammend, die nicht wenige verdienstliche Gelehrte und Staatsmänner unter ihren Gliedern zählt, wurde Leopold von Buch auf deren Familiengut Stolpe in der Uckermark am

25. (nach Andern 26.) April 1774 geboren. Er ward schon früh bei dem preußischen Bergdepartement als Bergeleve angenommen, wollte aber in dieser technischen Laufbahn nicht sein eigentliches Ziel erreichen, sondern war und blieb stets vorzugsweise der Naturforschung zugethan, was ihn jedoch nicht abhielt, sich scherzhafter Weise selbst noch in den späteren Zeiten seines Lebens, wenn es darauf ankam, seinen Titel anzugeben, „königlich preußischer Bergeleve" zu nennen. In den Jahren 1790 und 1791 suchte und fand er Ausbildung gleichzeitig mit Alexander von Humboldt auf der Bergakademie zu Freiberg. Ein dritter Strebensgenosse war Johann Karl Freisleben, später namhafter Gelehrter und Schriftsteller ebenfalls im Fache der Mineralogie und Geognosie, gestorben als Berghauptmann in Freiberg im Jahre 1846. Diese drei Studienfreunde, alle Drei von gleichem Wissensdrange beseelt, schlossen unter einander einen Freundschaftsbund fürs ganze Leben.

An der Akademie zu Freiberg erblühte damals die neue Wissenschaft der Mineralogie und Geognosie, welche ihr genialer Begründer, der am 30. Juni 1817 verstorbene A. G. Werner daselbst, in lebendigster Sprache sowie in der anregendsten Weise lehrte. In seiner Schule und unter seiner Leitung wuchsen die genannten großen Meister, welche in Fortbildung ihrer Wissenschaft später selbst das Verdienst des Lehrers überstrahlten.

Der Forschungsgeist Werner's war infolge der Lebensverhältnisse desselben auf einen viel engeren Fleck der Erdoberfläche beschränkt geblieben, denn er reichte kaum über das Gebiet des damaligen Kurfürstenthums Sachsen hinaus. Die Aufgabe seiner Schüler war es, die neue Lehre auch auf anderen Gebieten zu prüfen und nach den Ergebnissen dieser Prüfung das Unhaltbare auszuscheiden, die neuen Erfahrungen ihr einzureihen und daraus die Schlüsse für die Geschichte der Erdbildung zu ziehen, welche auf jenen Unterlagen beruhen können.

Leopold von Buch hat diesen Beruf sein ganzes langes Leben hindurch mit eben so viel Treue als Forschergeist erfüllt. Er eröffnete zunächst seine Untersuchungen in den damals noch sehr wenig gekannten, aber um so interessanteren Gebirgsgegenden Schlesiens und legte die Frucht davon nieder in einer im Jahre 1797 erschienenen kleinen Schrift: „Versuch einer mineralogischen Beschreibung von Landeck", in welcher die Meisterschaft der Beobachtung schon eben so deutlich zu erkennen ist, wie die Klarheit und Gedrängtheit der Beschreibung. Hierin hat Leopold von Buch in allen seinen künftigen Schriften als Muster vorgeleuchtet. Ueber die Lehren Werner's vermochte er sich damals noch nicht zu erheben, auch da nicht, wo sie sich später als unhaltbar bewiesen haben. Der Basalt galt ihm noch nach der neptunischen Ansicht seines Lehrers als ein Gebilde der Gewässer, nicht des Feuers, und allerdings bedurfte es zur Abstreifung eines so tief eingefleischten wissenschaftlichen Glaubensartikels schlagenderer Beweise, als der schlesische Boden sie dem Beobachter darzubieten vermochte.

In demselben Jahre (1797) verließ Buch das nördliche Deutschland, das er bereits in verschiedenen Richtungen geognostisch untersucht hatte, und wendete sich den Alpen zu. In Salzburg traf er wieder mit Alexander von Humboldt zusammen und verband sich mit ihm schnell zur gemeinschaftlichen Anstellung weitumfassender wissenschaftlicher Forschungen. Die seltensten Naturanlagen begünstigten den fruchtbringenden Wechselverkehr. Ein unvergängliches Zeugniß für den Werth dieses Zusammenwirkens legt die Beschreibung Salzburgs ab, die noch jetzt als ein nicht übertroffenes Muster der Beschreibung einer großartigen Gebirgswelt gelten kann. Im Frühjahre 1798 wanderte Buch allein über die Tiroler Alpen nach Italien, stellte die erste sorgfältige Untersuchung der Central-Alpenkette an und theilte von allen diesen Forschungen die werthvollsten Berichte mit, durch welche er in vielfacher Hinsicht die Wissenschaft mit neuen Thatsachen bereicherte, Lücken ausfüllte und Unhaltbares ganz beseitigte. Basaltartige Gesteine mit Leuzit und Pyroxen in den Gebirgen von Albano, die bis dahin von der Werner'schen Schule für neptunische Gebilde gehalten wurden, erkannte er für Lava, also vulkanischen Ursprungs, ohne es aber noch zu wagen, den Ursprung der deutschen Basalte von jener Stelle zu verschieben, wohin das damals anerkannte wissenschaftliche System sie verwiesen hatte. Daß aber schon damals der Anstoß zur Umwandlung seiner Ansichten über die Entstehung der Basaltbildung erfolgt war, erhellt aus einem gedruckt erschienenen Briefe, den er in dieser Zeit an v. Moll richtete, an mehr als einer Stelle.

Seinem Plane, zunächst den Vesuv zu studiren, stellten sich während der großen Kriege der Französischen Republik die größten Hindernisse und Gefahren entgegen. Er ließ sich aber durch das Alles nicht abschrecken und gelangte zum ersten Mal nach Neapel am 19. Februar 1799. Mit eben so großem Eifer als Gründlichkeit studirte er nun den Vesuv und dessen vulkanische Formationen. Dieselben erweckten in ihm weiteren Zweifel an der Haltbarkeit der Werner'schen Lehre, des Neptunismus oder der Veränderung der Erdoberfläche durch die Gewalt des Wassers. Im Jahre 1802 besuchte Buch das südliche Frankreich, das überaus merkwürdige vulkanische Gebiet der Auvergne; dabei machte er eine zweite Entdeckung, die ihn in seinen bisherigen Zweifeln noch mehr bestärkte. Er sah nämlich, daß die Basalte hier am Fuße der trachytischen Kegel in ganz deutlichen Lavaströmen hervorbrachen, und die Ansicht von der vulkanischen Entstehung des Basalts dieser Gegend reifte in ihm zur Ueberzeugung. Aber der treue Schüler und Verehrer Werner's hielt sich dadurch noch nicht für berechtigt, die Theorie seines Lehrers umzustoßen, und so sehr er auch die merkwürdige Erscheinung in ihrer hervorragenden Bedeutung für seine Wissenschaft zu würdigen wußte, so behutsam hielt er an sich, ein allgemeines Gesetz daraus abzuleiten, indem er für die deutschen Basalte eine ähnliche Entstehungsursache nur infolge weiterer Unsuchungen und neuer Thatsachen gelten lassen wollte. Erst im Jahre 1805

war er gemeinschaflich mit Alex. v. Humboldt und Gay-Lussac am 12. August Zeuge eines großartigen Ausbruches des Vesuvs und wurde dadurch in den Stand gesetzt, manche bisher allgemein angenommene irrthümliche Ansichten über die Wirksamkeit und die Ausbrüche der Vulkane zu berichtigen. Den beiden Besuchen Buch's in Neapel 1799 und 1805 haben wir somit nicht blos seine trefflichen lebendigen Schilderungen der Phänomene des Feuerberges, sondern auch ganz besonders den ersten Versuch, die Beziehungen dieser Erscheinungen zu deuten, zu verdanken. Buch bestand einen schweren Kampf, ehe er seinen geologischen Glauben völlig wechselte; aber immer mehr befestigte sich in ihm die Ansicht von der vulkanischen Entstehung des Basalts, und schließlich hielt er fest an der gewonnenen Ueberzeugung im weitesten Umfang. Sämmtliche vorerwähnte Ermittelungen bedeutender Thatsachen mit ihren reichen Folgerungen legte er in seinen „Geognostischen Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien", Berlin 1802—1809, 2 Bände, nieder.

Begünstigt durch glückliche Vermögensverhältnisse, setzte L. v. Buch seine Reisen weiter fort. Vom Juli 1806 bis zum Oktober 1808 wendete er sich nach Skandinavien, wo er über zwei Jahre lang umherstreifte und bis an die äußerste Nordspitze von Europa vordrang; am Nordkap auf der Insel Mageröe machte er, Schlag auf Schlag, eine Reihe bedeutsamster Entdeckungen über den Bau der Erdrinde, von denen man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Zugleich führte er der Witterungskunde (Klimatologie) sowie der Pflanzengeographie die werthvollsten Bereicherungen zu. Neben den örtlichen Wirkungen der gegenwärtigen vulkanischen Thätigkeit, wie sie sich zeigt, wo an der Erdoberfläche feuerspeiende Berge vorhanden sind, erkannte Buch auch die allgemeinen sowie als solche minder deutlich in die Augen fallenden. So war er es, der in Deutschland zuerst nachwies, daß die fortdauernden merkwürdigen Niveauveränderungen an mehreren Küstengegenden der Ostsee nicht, wie man früher geglaubt hatte, von einem Niedrigerwerden des Meeres herrühren können, sondern daß sie nur durch eine sehr langsame Erhebung eines großen Theils von Schweden von Frederikshall bis gegen Abo und vielleicht bis St. Petersburg hin erklärlich sind, eine außerordentlich wichtige Thatsache, welche später die vollkommenste Bestätigung erhalten hat. Dieser ganze Schatz von Bereicherungen des Wissens ist in der „Reise durch Norwegen und Lappland", Berlin 1810, 2 Bände, zusammengefaßt.

Hierauf machte Buch vorzüglich das deutsche Vaterland zum Zielpunkte seiner Wanderungen und Untersuchungen. Vor Allem aber widmete er die reichlichste Muße den riesigen Alpenzügen, dessen Höhen und Thäler er später nach allen Richtungen durchzog und studirte. Gewaltig zogen ihn auch die großartigen Erscheinungen der vulkanischen Wirkungen des Innern der Erde und ihre geologischen Beziehungen zu ihrer Oberfläche auf den Kanarischen Inseln an, der mächtige Pic von Teneriffa, die vulkanischen Eilande Gran Canaria, Palma und Lancerota.

In Gemeinschaft mit dem norwegischen Botaniker Christian Smith begab er sich von England aus, das er bei dieser Gelegenheit gleichfalls naturwissenschaftlich kennen gelernt hatte, nach jener herrlichen vulkanischen Inselgruppe. Die beiden Naturforscher landeten Ende April 1815 auf Madeira und besuchten nach und nach die übrigen Eilande. Die Ergebnisse dieser Reise sind in dem trefflichen Werke niedergelegt, das L. v. Buch unter dem Titel „Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln", Berlin 1825, herausgab. Er spricht in diesem großen Prachtwerke seine Ansicht über die Vulkane im Allgemeinen aus. Es ist dies einer der glänzendsten Versuche zur Entdeckung allgemeiner Gesetze in der Geologie, mit welchem L. v. Buch eine meisterhafte Darstellung von dem Wege der vulkanischen Wirkungen und ihrer Produkte über die ganze Erdoberfläche gegeben hat. Er zeigte, daß alle die zahllosen, im weiten Ozean zerstreut umher liegenden Inseln, gleich den Kanarischen, auf eine eigenthümliche Weise, als von ihm genannte „Erhebungsinseln" mit ihrem „Erhebungskrater" in der Mitte, einzeln aus dem Meere herausgetreten sind, und wies ferner den bedeutungsvollen inneren Zusammenhang der Vulkane auf der Erdoberfläche nach der Richtung langer, in die Rinde gerissener Spalten nach. Auf eine nähere Entwickelung seiner für die physische Geographie höchst bedeutungsvollen Ansicht über die Vulkane, wie deren Eintheilung und Vertheilung, können wir hier nicht eingehen. Sein erwähntes großes Werk über die Kanarischen Inseln wurde von dem Bergwerksingenieur Boulanger auch in französischer, von Buch selbst mit vielen Zusätzen bereicherter Uebersetzung herausgegeben.

Nach der Rückkehr von jener für die Wissenschaft so ergebnißreichen Reise besuchte L. v. Buch die merkwürdigen basaltischen Hebriden an den Küsten Schottlands und den berühmten Riesendamm von Antrim in Irland, worauf er sich der Untersuchung von Deutschland und namentlich den Alpen wieder zuwendete. Besonders wurde Gegenstand seiner Erforschung die Parallelrichtung aller Ketten des wundervollen Alpengebirges, die schon Saussure hervorgehoben hatte. Die daraus hervorgegangenen Ergebnisse gehören unstreitig zu den wichtigsten und erfolgreichsten Arbeiten Buch's. Sie begründeten die Ueberzeugung, daß die alten Meere nicht über die Berge weggegangen sind, wohl aber, daß die Bergketten auf langen Linien, Spalten, sich durch die geborstene Schichtenreihe in die Atmosphäre erhoben haben, und daß diese Emporhebungen in verschiedenen geologischen Epochen erfolgten. An diese Begründung, in welcher unstreitig der allerbedeutendste Fortschritt der neueren Geologie beruht, schloß sich noch manches Andere von Bedeutung an. Als weiteres außerordentliches Verdienst L. v. Buch's verdient die Sammlung von genauen Materialien zu der ersten geognostischen Karte von Deutschland, die seit dem Jahre 1824 in 42 Blättern zu Berlin erschien, hervorgehoben zu werden. Auf dieses bedeutende Unternehmen und dessen Gelingen kann Deutschland mit Stolz blicken. Außer jenen Hauptwerken hat der große Geolog

eine Menge von kleineren, meist in den Verhandlungen der Berliner Akademie zerstreuten Abhandlungen geschrieben, die sich alle durch Geist und Scharfsinn, ihre wissenschaftliche Methode und eine vorzügliche Darstellung auszeichnen. Ueberhaupt erhöht die schöne, lebendige und überzeugende Sprache in allen Arbeiten Buch's das wissenschaftliche Verdienst dieses großen Gelehrten. In so einfachem, klarem Stil vermag nur der zu schreiben, welcher den Gegenstand mit lichtem Geiste vollständig beherrscht. „Etwas Charakteristisches", bemerkt Bernhard Cotta, „ist dabei, daß er Anmerkungen unter dem Text vermied, und gewiß, sie gehören nie zu den Zierden eines Buches. Sie sind gewöhnlich nur eine Folge davon, daß der Autor nicht Alles, was er sagen wollte, in einen Faden zu spinnen vermochte, oder daß er, um seine Vielseitigkeit oder Gelehrsamkeit zu beweisen, auch Ueberflüssiges, nicht zur Sache Gehöriges zufügte. Wie sie in fließender (mündlicher) Rede unmöglich sind, so sollten sie auch in schriftlicher Darstellung möglichst vermieden werden."

In die Zeit von Buch's langer wissenschaftlicher Thätigkeit fällt die Entdeckung von der wahren Bedeutung und dem geologischen Werth der Versteinerungen, die man bis dahin als unwesentliche Dinge nur wenig beachtet hatte. Kaum war ihre hohe Bedeutung erkannt, als auch Buch dieses neue Gebiet mit größtem Eifer und glücklichstem Erfolge betrat. Er erfaßte das Studium und die Erweiterung der Paläontologie (Versteinerungskunde), durch welche die neuere Geologie so schnelle und bedeutende Fortschritte gemacht hat, gleich von allen Seiten. Es war nicht blos die Gestalt und der Körperbau der Thiere und Pflanzen der Urwelt, welche er sich bestrebte nach den schärfsten unwandelbaren Merkmalen zu bestimmen, sondern er begriff es sofort, wie bedeutsam es sei, die fortgesetzte Verwandlung dieser Formen durch alle Perioden der Ausbildung der Erde zu verfolgen und die Grenzen nach Zeiten und Räumlichkeiten, nämlich nach den Uebereinanderlagerungen in der Erdrinde, für einzelne Formgeschlechter, Gattungen und Arten zu bestimmen. Der von ihm festgestellte und eingeführte Begriff und Name der „Leitmuscheln", welche als leicht erkenn= und bestimmbar überall die geognostische Forschung erleichtern, brachte der Wissenschaft den größten Nutzen. Im innigsten Zusammenhange mit seinen paläontologischen Ausführungen stehen andere über die Verbreitung bestimmter Formationen auf der Oberfläche der Erde, nämlich von der Jura=, der Kreide= und der Braunkohlenbildung.

Leopold von Buch's umfassende Kenntnisse und Leistungen gingen weit über den engern Bereich der Wissenschaft vom festen Erdkörper oder der Geologie hinaus. Er war gelehrter Naturforscher im weitesten Sinne. Wir verdanken ihm Vieles über die Vorgänge in der Atmosphäre, über Temperatur der Quellen u. s. w. Besonders sind seine Forschungen und Veröffentlichungen über Pflanzengeographie höchst verdienstlich. Namentlich war mit seinen Untersuchungen über die Verbreitung der Braunkohlengebilde Deutschlands ein Studium botanischer Natur innig verbunden, welches ihn zwar

schon seit vielen Jahren beschäftigt hatte, nun aber zu einem gewissen Abschlusse gedieh. Die versteinerten Abdrücke von Pflanzenblättern, deren sichere Bestimmung oft ungemein schwierig ist, leiteten ihn auf das Studium der lebenden Blattformen. Selten ruhte er im Schatten eines Baumes aus, ohne den Bau seiner Blätter genau zu betrachten und ihre Rippen zu zählen. Er sammelte Hunderte in ein kleines Herbarium, und durch fortgesetzte Vergleichungen gelang es ihm, Gesetzmäßiges in der Stellung und Form der Blattrippen aufzufinden, Randläufer, Bogenläufer, Spitzläufer und Saumläufer zu unterscheiden. Wie gewissenhaft er seinen Beruf als Naturforscher betrieb, mag man daraus entnehmen, daß er bereits im vorgerückten Alter, als er von einigen auf die Umwandlung der Gebirgsarten bezüglichen Thatsachen hörte, die man in Norwegen beobachtet haben wollte, sich sofort auf den Weg dahin machte, um die Wahrheit der Behauptung an Ort und Stelle zu erforschen.

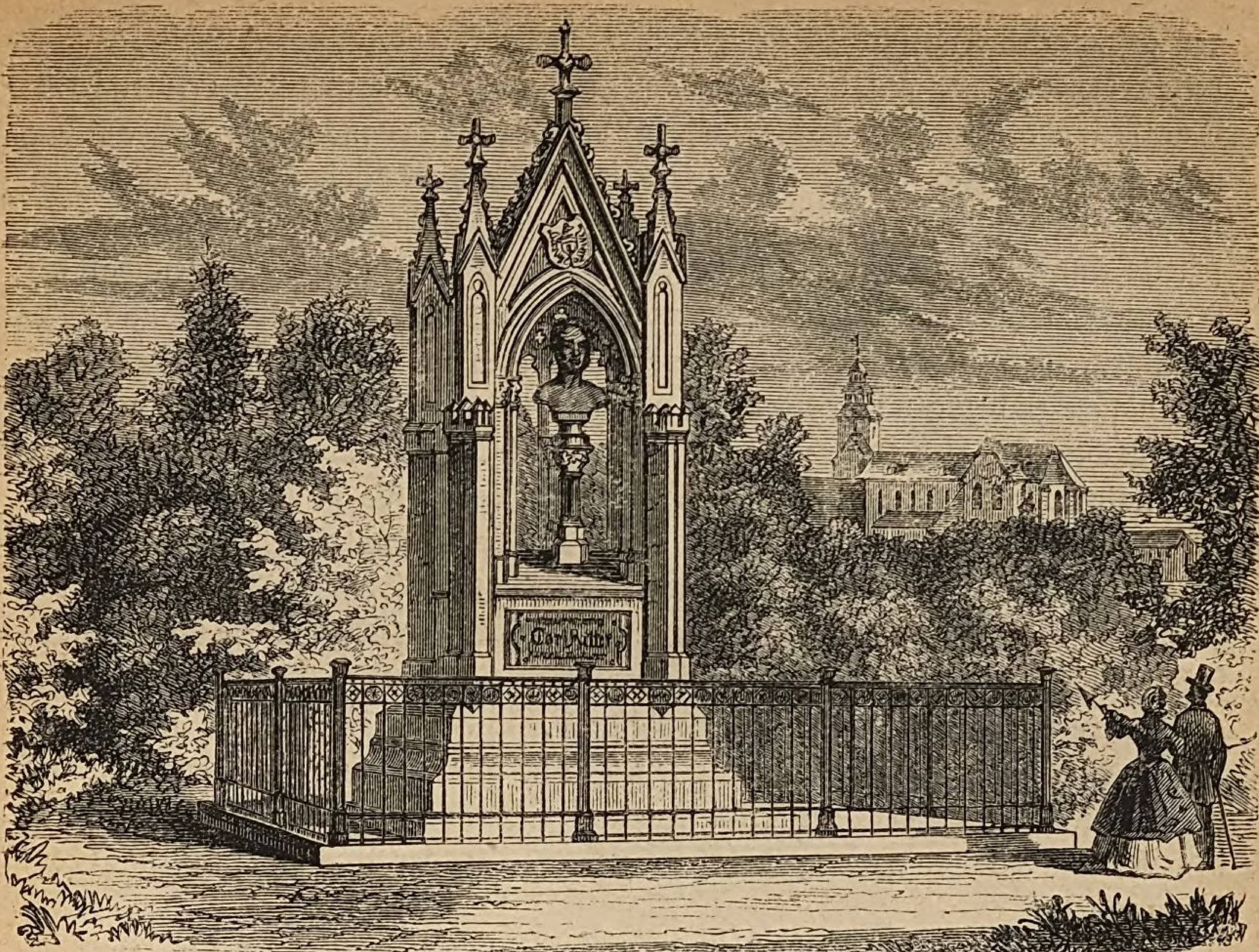
Leopold von Buch starb am 4. März 1853 zu Berlin, wo er seit Jahren gelebt hatte. Von fester Gesundheit, in seinen Lebensgewohnheiten mäßig, abgehärtet wie ein Mann des Volkes, hatte er die Beschwerden des Alters kaum empfunden, und es schien ihm, wie seinem älteren Freund Alex. v. Humboldt, noch ein langes Leben vorbehalten zu sein. Allein wie es bei solchen Naturen geht, daß sie, von einem Unwohlsein ergriffen, rasch und unerwartet zusammenbrechen, so ging es auch mit ihm. Ohne daß seine zahlreichen Freunde und Verehrer irgend eine Abnahme seiner Kräfte bemerkt hatten, gaben diese einer unbedeutend scheinenden Krankheit mit einem Male nach, so daß die Nachricht von seinem Erkranken und die von seinem Tode Viele gleichzeitig erreichte. Am 9. März 1853 fand eine Trauerfeier in seiner Wohnung statt, welche der königliche botanische Garten reich mit Palmen und Lorbern geschmückt hatte. Seine sterblichen Ueberreste wurden in der Familiengruft zu Stolpe in der Uckermark beigesetzt.

Deutschland verlor in ihm nicht nur einen seiner größten Forscher, sondern auch einen jener seltenen und außerordentlichen Menschen, denen die Welt mit ihren äußern Ordnungen, Gaben und Auszeichnungen wenig zu bieten vermag. Er ging in seiner Wissenschaft, in dem uneigennützigsten Streben nach Wahrheit völlig auf. Wie fast alle bedeutenden Menschen, so besaß auch er manche stark ausgebildete Eigenthümlichkeiten. Er war von mittlerer Größe und seinen Körperbau kann man als ziemlich stark bezeichnen. Seine Gesichtszüge waren scharf ausgeprägt, mit gebogener Nase. Der Ausdruck seines Antlitzes erschien für gewöhnlich etwas starr, wenig beweglich, den tiefen, ernsten Denker andeutend; aber dabei verkündete doch ein nicht selten eintretendes Lächeln wieder Milde und Freundlichkeit. Eine andere Form seiner Physiognomie, die satirische oder sarkastische, sprach sich eben so charakteristisch aus und harmonirte mit dem oft beißenden Witze, dem er, wie es ja auch bei Alex. v. Humboldt der Fall war, in geeigneten Fällen freien Lauf ließ. Zu seinen Charaktergaben gehörte vor Allem die Ungeschminktheit seines Wesens,

sowie eine ungemeine Kraft des Willens. Er hatte ein Herz voll der innigsten Liebe und Güte, aber eben so bekannt war seine Rücksichtslosigkeit im Urtheil, wo es sich um Wahrheit und wissenschaftliche Dinge handelte. Rührend war seine Sorgfalt und Anhänglichkeit für Freunde; wem er einmal seine Liebe zugewendet hatte, dem vergab er selbst Verletzungen großmüthig. Aber er konnte auch schroff bis zur Härte sein, und gegen wen sich seine Gesinnung einmal erklärt hatte, dem blieb er meist auch abhold. Einem Unbemittelten Hülfe zu bringen, bemühte sich der Greis nicht selten viele Treppen hinauf. Meist schleppte er einen Sack harter Thaler mit sich. Sein Anzug erschien in der Regel wenig zierlich; er achtete wenig auf sein Aeußeres, obgleich er in den von ihm bewohnten Räumen Eleganz liebte. Er hatte die Gewohnheit, alle Reisen, so weit es irgend möglich, zu Fuß, ohne Führer, ohne Gepäck, im runden Hut, in Schuhen und (früher seidenen) Strümpfen zu machen, dabei einen schwarzen Frack und darüber, selbst im Sommer auf der Wanderschaft, einen Ueberrock zu tragen, beide reichlich mit Taschen versehen, zur Aufnahme von Karten, dem Reisetagebuch, dem Hammer u. a. unentbehrlichen Bedürfnissen.

Sein Gang war eigenthümlich schwankend, und wenn man ihn so mit vorwärts gebeugtem Haupte einhergehen sah, so hätte man nicht geglaubt, daß dieses der Mann sei, der den größten Theil seines Lebens und bis an sein hohes Alter auf Fußwanderungen zugebracht habe. Nie sagte er vorher, wann und wohin er reisen wollte, und wenn er von Berlin abwesend war, so wußte in der Regel Niemand, nach welcher Gegend der Windrose er seine Schritte hingelenkt hatte, noch weniger, wann er wieder heimkehren würde. Ja, selbst als er seine große Reise nach den Kanarischen Inseln antrat, erfuhr in Berlin vor seinem Weggange Niemand Etwas davon. Ebenso hielt er es auf Reisen: er kam und ging unerwartet, besuchte seine Freunde, aber Keiner erfuhr, wann er wieder abreisen würde. Ueberraschte ihn in fernem Lande der Winter, so war der Heimweg zu Fuß nicht mehr ausführbar. Mit Fremden in einem Postwagen oder auf der Eisenbahn zu reisen, war ihm indessen, schon wegen der Möglichkeit, mit einem Raucher zusammenzutreffen, gründlich zuwider. Er pflegte daher in jenem Falle einen eigenen Wagen zu kaufen und mit Extrapost heimzufahren. Auf diese Weise häuften sich manchmal ganze Sammlungen von allerlei alten Reisekaleschen bei ihm an, bis endlich ein Verwandter sich entschloß, den Verkauf derselben zu betreiben. Bis in sein spätestes Lebensalter blieb er ein unermüdlicher Wanderer; in jedem fernsten Winkel Deutschlands bekannt, von Gebirge zu Gebirge streifend, unternahm er selbst noch in den letzten Jahren Ausflüge nach fernen Gegenden.

Sein Gedächtniß war ihm ungemein treu geblieben. In fünf bis sechs Sprachen völlig heimisch, zeigte er sich nicht minder bewandert in Geschichte und Literatur. Verheirathet war er nie; er ließ seine Haushaltung von einer bejahrten, pflegsamen Frau besorgen. Leopold von Buch war 78 Jahre alt geworden, als er starb.



Das Karl Ritter=Denkmal zu Quedlinburg.

Karl Ritter,

der Vater der neueren Erdkunde.

Jene reine Freude, welche die Jugend über das Große, Schöne und Erhabene der Thaten berühmter Männer empfindet, erhält erst dann ihre rechte Weihe, wenn sie auch zur Nachahmung begeistert und anspornt. Lebensbeschreibungen edler Geister fördern daher vor allen anderen Einwirkungen die geistige Selbstentwicklung des heranwachsenden Geschlechts, sind ein kräftiges Hülfsmittel der Erziehung für Schule und Haus.

Karl Ritter gehörte zu den liebenswürdigen, stillen und doch starken Naturen, die im Bewundern und Erstreben des erreichbar Höchsten ihr ganzes Lebensglück finden und Alles, was sie geworden, hauptsächlich nur sich selbst verdanken. Sein ganzes Leben bezeugt, wie Großes der Mensch zu leisten vermag, wenn er nur ernstlich und wohlbedacht einem klar erkannten Ziele nachstrebt, und wenn er es daneben nicht versäumt, die begleitenden, oft scheinbar zufälligen Umstände, welche uns das Schicksal entgegenführt, verständig zu berücksichtigen, sowie frisch und kräftig zu verwerthen. Ritter fühlte schon früh zwei ganz verschiedene Berufsneigungen in sich. Von ganzem Herzen war er ein Freund

des gesammten Erziehungswesens der Jugend, und gar nicht viel fehlte, daß er diese Lebensrichtung auf immer verfolgt und zu seinem Hauptfach erkoren hätte. Daneben übte aber auch das Erforschen der Natur einen mächtigen Reiz auf ihn, und vorzüglich war es die Beschaffenheit der Erde als Wohnplatz der Menschen, Thiere und Pflanzen, als Grundlage aller geschichtlichen Entwicklung, was ihn fesselte und zum Denken anspornte. Hier erkannte er, daß eine Wissenschaft der Erdkunde, welche die Wechselbeziehungen zwischen dem Festen, Flüssigen und Luftförmigen, zwischen dem Belebten und Unbelebten in klare Anschauungen und Grundsätze zu bringen hat, eigentlich noch gar nicht vorhanden sei. Und er fühlte den mächtigen Trieb in sich, diesem Mangel abzuhelfen; er machte den Versuch, eine naturwissenschaftliche, kulturgeschichtliche Geographie zu schaffen. Das war ein großes Wollen, aber Ritter war auch ganz der Mann dazu, es so zum Ziele hinauszuführen, daß es alle Denkenden befriedigte. So ist er denn einer der größten Geographen aller Zeiten geworden. Ob er als Meister im Erziehungsfache gleich hohen Ruhm errungen hätte, läßt sich natürlich nicht entscheiden; der innere Beruf dazu fehlte ihm wenigstens nicht. Wir aber wollen uns freuen, daß er in seinem Streben nur für jenes Eine alle Kräfte zusammengefaßt hat und dadurch im Gebiete der Erdkunde ein hochberühmter, ganzer Mann geworden ist, dem alle kommenden Jahrhunderte den Zoll der Bewunderung nicht versagen werden.

Karl Ritter wurde am 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg geboren, an demselben Orte, wo ein halbes Jahrhundert früher F. G. Klopstock das Licht der Welt erblickt hatte. Sein Vater war ein allgemein geachteter Arzt, ein ehrenwerther Mann, der seinen Beruf mit wirklicher Aufopferung pflegte und sich nur in gewissenhafter Pflichterfüllung glücklich fühlte. So genoß derselbe auch das volle Vertrauen der Prinzessin Anna Amalie von Preußen, Schwester Friedrich's des Großen und Aebtissin des altberühmten fürstlichen Stiftes, welche den Doktor Ritter sogar zu ihrem „Leibmedikus" erwählte. Leider starb dieser wackere Mann bereits, als sein kleiner Karl kaum das vierte Jahr erreicht hatte. Der Mutter, welche außer ihm noch fünf ältere Kinder versorgen mußte, war es in ihrer drückenden Lage eine wesentliche Erleichterung, als die Erziehung ihres jüngsten Sohnes von anderer Seite übernommen wurde.

Johann Christoph Friedrich Gutsmuths, ein hochherziger, edler Mann, derselbe, welcher sich später einen sehr geachteten Namen als Jugenderzieher, als Geograph und Begründer des deutschen Turnwesens erwarb, hat unstreitig den wichtigsten Einfluß auf die Entwicklung unseres Karl Ritter ausgeübt. Schon als Primaner, im Alter von 18 Jahren, kam Gutsmuths auf warme Empfehlungen in die Familie des Leibmedikus, um den häuslichen Unterricht der Kinder mit zu leiten. Zwei Jahre später bezog er die Universität Halle, wo er Theologie studirte. Nach vollendetem Studium kehrte er ohne Aufenthalt in das Haus seines väterlichen Freundes, des Leibmedikus Ritter, zurück, um die Erziehung der Kinder aufs Neue in die Hand zu nehmen; denn er sah das Ritter'sche

Haus wie seine eigentliche Heimat an, da er, schon seit dem 14. Jahre verwaist, es für eine glückliche Fügung des Himmels erachtete, in der Familie Ritter ein Elternhaus wiedergefunden zu haben. Durch seine Mittheilungen über dieses Haus erfahren wir, daß der alte Ritter ein Mann von überraschender Größe, ein Bild von Gesundheit und Kraft und ein Born der edelsten Herzensgüte gewesen sei. Derselbe habe das Erziehungswesen der Jugend vom ärztlichen Standpunkte aus mit einer wahren Begeisterung ins Auge gefaßt und sei schon über viele Punkte nothwendiger Verbesserungen im Klaren gewesen, die später von Anderen als etwas ganz Neues aufgestellt worden wären.



Johann Christoph Friedrich Gutsmuths.

Im Ritter'schen Hause herrschte überhaupt ein reger Sinn für Kunst und Wissenschaft. Wenn der Doktor Mittags und Abends heimkam von seinen Berufswegen, so sah er es sehr gern, daß Gutsmuths gegen ihn irgend eine belehrende Neuigkeit, worauf diesen sein Studium geführt hatte, zur Sprache brachte.

Damals erregte J. B. Basedow mit seinen neuen Erziehungsgrundsätzen, die alle Künstelei verwarfen und dafür die Rückkehr zur einfachen, schlichten Natur verlangten, großes Aufsehen, und es war nur natürlich, daß Vater Ritter solchen Grundsätzen seinen ganzen Beifall schenkte. „Ich wünsche, lieber Gutsmuths", sagte er zu ihm, „daß meine Kinder ganz nach dem Basedow'schen

System erzogen werden. In diesem steckt Wahrheit und Vernunft. Damit wird für Körper und Geist zugleich und gewissenhaft gesorgt."

Der junge Gutsmuths erfüllte diesen Wunsch mit Freuden, denn er war selbst von ganzem Herzen den neuen Erziehungsansichten von Basedow und Lange zugethan. Den kleinen Karl traf damals freilich die Heranziehung zum Unterricht noch nicht, an den Turnübungen und Kinderspielen durfte er jedoch bereits Theil nehmen. Nachher aber lenkte sich auf ihn die Hauptaufmerksamkeit, man wollte ihn so recht aus dem Grunde nach den neuen Ideen erziehen. Da vereitelte ein Unglücksfall den schönen Plan in betrübendster Weise.

Im Frühjahr 1784 saß die Familie eines Tages im Garten und hatte ihre Freude über die Blütenpracht und am jungen Grün der wiedererwachenden Natur. Die älteren Knaben waren auf ihren Gartenplätzen beschäftigt, während die kleineren Kinder sich in munteren Spielen tummelten. Die glückliche Mutter und Gutsmuths nahmen im Stillen den lebhaftesten Antheil. Da kam auch der Leibmedikus von seinen Geschäften heim und setzte sich lächelnd unter die heitere Gruppe. Doch lag in diesem Lächeln ein gewisser wehmuthsvoller Ernst. Die liebevolle Gattin suchte das Trübe, welches nach ihrer Meinung der ernste Beruf ihres Mannes hervorgerufen hatte, aus seiner Stimmung zu verscheuchen. Sie bemühte sich zu erfahren, was ihn quäle.

„Ich fühle mich unwohl, mein Kind", sagte er, „und habe Ursache zu fürchten, daß ich vom Nervenfieber angesteckt bin." Da verstummte, wie mit einem Schlage, alle Freude, und mit Angst und Schrecken blickte man auf die bebenden Lippen, welche das verhängnißvolle Wort gesprochen. Alles weinte, und selbst dem sonst so starken und an Beherrschung gewöhnten Vater glitt eine Thräne aus dem bekümmerten Auge. „Ach!" rief er aus; „es ist so schön auf dieser Erde und in Eurer Mitte; wie gern bliebe ich noch hier! Aber ich fürchte, daß das Schicksal anders über mich entschieden hat!" — Die Vorkehrungen zur Abwehr der gefürchteten Krankheit wurden zwar sogleich getroffen, aber sie hatten nicht mehr den gewünschten Erfolg.

„Gutsmuths", sagte Vater Ritter, als er einmal mit dem Angeredeten allein im Zimmer war, „das gefürchtete Unglück ist nun wirklich da; die Fülle und Kräftigkeit meines Körpers macht die Krankheit nur um so gefährlicher. Sollte wirklich das Schlimmste eintreten, so vertraue ich auf Ihren Edelsinn. Verlassen Sie meine Frau und meine Kinder nicht! Und nehmen Sie sich insbesondere meines kleinen Karl an!" — Der tief erschütterte Hausfreund konnte nur mit einem herzlichen Händedruck antworten.

Das Nervenfieber trat in der That mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf und führte auch bald den Tod herbei. Vierzehn Tage nach dem Vorfall im Garten trug man den Entseelten auf den Friedhof. Eine wehmuthsvolle Trauer verbreitete sich über die ganze Stadt, und die Theilnahme an dem herben Verlust der Familie Ritter war eben so allgemein wie tief empfunden. Die unglückliche

Wittwe aber schien wie betäubt, denn Wochen lang konnte sie nichts thun, nichts denken, nichts beschließen, und ihr Zustand erregte die ernsteste Besorgniß.

In dieser Zeit der Trauer und des Unglücks war es Gutsmuths, welcher, seines gegebenen Wortes eingedenk, der trostlosen Frau getreulich zur Seite stand. „Ich bleibe bei Ihnen", sagte er, „und verlasse Sie und Ihre Kinder nicht. Sie dürfen nichts dagegen haben, denn es gilt ein Gelöbniß, das ich meinem verklärten Freunde, Ihrem Gemahl, gegeben habe. Ich bin fest entschlossen, Wort zu halten, ohne auf Gegenleistung Anspruch zu erheben, da ich ja weiß, wie Ihre Verhältnisse stehen."

Für dieses hochherzige, edle Wort konnte die niedergedrückte Frau nur mit Thränen danken. Die Noth war in der That sehr groß. Das hinterlassene, äußerst spärliche Vermögen und der karge Wittwengehalt reichten kaum zur Erhaltung des Lebens der hartbedrängten Frau und ihrer Kinder aus. Das älteste der letzteren war erst elf Jahre alt; alle bedurften daher noch der mütterlichen Pflege und Sorgfalt. Das wußte Gutsmuths und dachte deshalb zunächst daran, sich eine Erwerbsquelle zu eröffnen, wodurch er helfen konnte. Er gab Privatunterricht und versuchte sich als Schriftsteller auf dem damals sehr beachteten Felde des Erziehungswesens. Der Erfolg war nicht ohne Glück, und Gutsmuths hatte die Freude, der verlassenen Familie wirklich Beistand gewähren zu können. Dies trieb er zwei volle Jahre mit dem ehrlichsten Bemühen und sorgte daneben auch auf das Gewissenhafteste für die geistige Erziehung der Ritter'schen Kinder.

Die Aufsätze, welche Gutsmuths über Erziehung geschrieben hatte, waren nicht unbeachtet geblieben und besonders dem berühmten Erziehungsmeister Salzmann aufgefallen, der eben damit umging, in Schnepfenthal ein Erziehungs-Institut nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie Gutsmuths erörtert hatte, ins Leben zu rufen. Er schrieb deshalb an Gutsmuths, um ihn als Mitarbeiter zu gewinnen. Die Aufforderung hatte außerordentlich viel Anziehendes für den strebsamen jungen Mann, nur ward es ihm schwer, die Ritter'sche Familie schon jetzt zu verlassen. In seinem Antwortschreiben entwickelte er die Gründe, welche ihn bänden, und daß er entschlossen sei, abzulehnen, wenn ihm nicht gestattet wäre, seinen Karl Ritter mitzubringen; von diesem könne und dürfe er sich nicht trennen. Eine so edle Menschenfreundlichkeit verfehlte ihre Wirkung auf Salzmann nicht. „Sie müssen zu mir kommen", forderte er Gutsmuths auf, „und auch mit Ihrem Karl. Er soll die erste Schnepfe in meinem Thale sein. Der gütige Himmel wird dann bald noch andere nachkommen lassen." — Dies Wort gewann einen bedeutungsvollen Sinn, denn Salzmann hatte das Erziehungsgebäude zu Schnepfenthal schon 1786 vollendet und harrte nun bereits ein ganzes Jahr lang vergebens auf die Anmeldung von Zöglingen. Uebrigens bewährte sich Salzmann's Hoffnung auf's Schönste, denn fast mit dem Tage seines menschenfreundlichen Entschlusses, Karl Ritter unentgeltlich aufzunehmen, kamen von allen Seiten

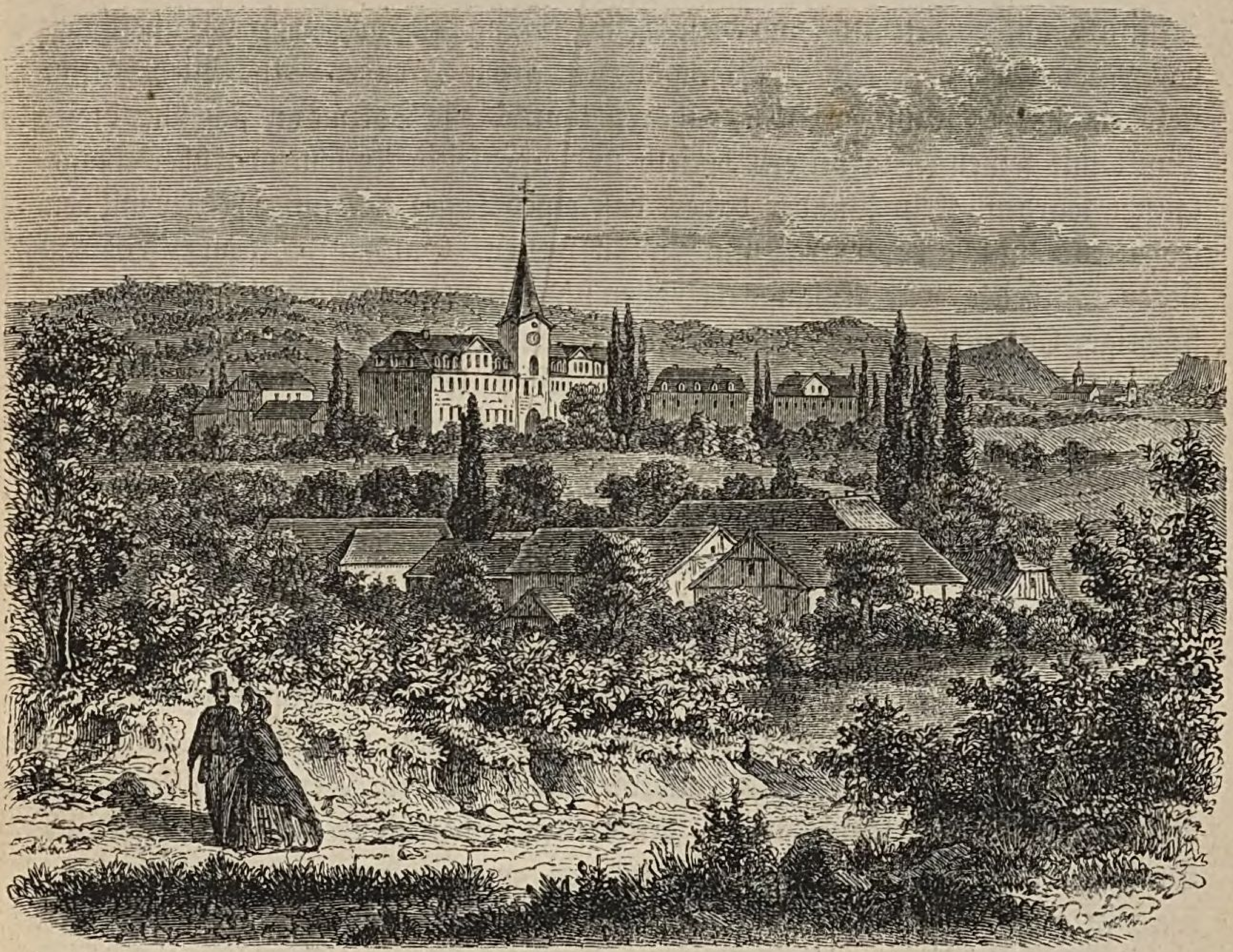
Anfragen, und schon nach Verlauf eines Jahres sah sich der Begründer des Instituts genöthigt, die Zahl der Zöglinge von 12 auf 54 auszudehnen; ja bald darauf mußte die Anstalt durch Neubauten erweitert werden, um den fortwährend sich steigernden Anmeldungen genügen zu können.

Unser Karl Ritter hatte also nicht nur in seinem geliebten Gutsmuths einen väterlichen Freund erhalten, sondern auch in dem biederen, streng rechtlichen Salzmann einen liebevollen Vater und in dessen musterhafter Gattin eine eben so verständige wie sorgsame Pflegemutter gewonnen. Nach Salzmann's Plane trug das Institut den schlichten Charakter einer innig zusammengehörigen Familie. Er selbst ward „Vater" und seine Frau „Mutter" genannt, und Beide sorgten dafür, daß diese schöne Benennung auch in vollster Wahrheit Geltung behielt. Eine solche Familieneinigkeit, wie sie damals in Schnepfenthal bestand, wurde von der ganzen Welt bewundert und zum Vorbild genommen. Die guten Früchte sind auch nicht ausgeblieben. Salzmann war übrigens ganz der Mann, um Mitarbeiter aufzusuchen, welche Geschick und Herz für das große Werk der Jugenderziehung besaßen und sich gleich ihm mit edler Begeisterung ihrem schwierigen Berufe unterzogen.

Daher war es natürlich, daß sich in dem auch von der Natur reich gesegneten Aufenthalte unser Ritter ganz glücklich fühlte. Er verlebte dort die schönsten Jahre seiner Jugend. Die Grundzüge der ganzen Erziehung liefen darauf hinaus, die Zöglinge heiter und froh zu erhalten, an einfache, gute Sitten zu gewöhnen, Herz und Kopf für das Edle, Gute und Wahre empfänglich zu machen, dabei aber thunlichst Rücksicht auf die Neigung und Befähigung jedes Einzelnen zu nehmen. Vater Salzmann wollte, daß sich jeder seiner Pflegesöhne so viel nur irgend möglich frei und glücklich fühle, und daß er im Denken, Wollen und Thun sich eine Selbständigkeit aneigne, die für's spätere Leben Werth habe. Denn nur Das gäbe einen zuverlässigen Halt und die wahre Größe eines Menschen, was er durch seinen Willen und mit Gottes Hülfe aus sich gemacht habe. Der Erzieher müsse in jeder Beziehung selbst zum Vorbild dienen und übrigens nur darauf achten, daß die jungen Gemüther ihren freien Willen nicht mißbrauchen. Das edle Prinzip herrsche in jedem Menschen, besonders aber in der Jugend vor, und Alle hätten Freude an dem Beispiel guter Grundsätze, guter Gesinnung, guter Thaten. Die Erzieher verdürben es meistens dadurch, daß sie den freien Willen zu ängstlich beschränkten und es am nachahmungswürdigen Beispiele fehlen ließen.

So kam es denn, daß Karl Ritter's körperliche Entwicklung im Ganzen recht wohl gedieh, daß es dagegen mit seiner geistigen Ausbildung nur sehr langsam vorwärts ging. Für die alten Sprachen zeigte er nur geringe Neigung, und wenn ihn die neueren auch etwas mehr anzogen, so blieb der Erfolg seiner Leistungen doch immer hinter dem zurück, was seine Erzieher von ihm erwarteten. Dagegen zeigte er für die Naturgeschichte, für Geschichte und Geographie viel Sinn und glückliche Anlagen. Zur Mathemetik hatte er besondere Lust und

that es hierin den besten seiner Mitschüler gleich; ja es kam bisweilen vor, daß er in diesem Fache seine Lehrer durch Beweise eines tief eingehenden Nachdenkens freudig überraschte. Noch weit eifriger trieb er aber das Zeichnen und in dem Anfertigen von Landkarten überflügelte er ganz Schnepfenthal. — Niemand freute sich darüber mehr als Gutsmuths, sein väterlicher Freund, der scherzweise einst mit Schiller ausrief: „Der Knabe (Don) Karl fängt an, mir gefährlich zu werden!" — Bei alledem waren die geistigen Leistungen des jungen Ritter doch im Ganzen sehr mittelmäßig, und Spuren besonderer Geistestiefe traten nirgend



Ansicht von Schnepfenthal.

zu Tage. Hingegen zeigte sich der Knabe in seinen Sitten und Grundsätzen stets musterhaft; er war eine gutmüthige, sanfte Natur, ganz ohne Falsch und Hehl, mit der alle anderen Knaben gern verkehrten. Je weiter er heranwuchs, desto größere Freude machte es ihm, wenn man ihm das Vertrauen schenkte, jüngere Schüler zu beaufsichtigen und zu unterweisen, was ihm hauptsächlich mit Rücksicht auf das Turnen vergönnt wurde.

Im Sommer ging man viel auf Reisen, und zwar in der ersten Zeit meist unter persönlicher Leitung von Vater Salzmann, der unterwegs immer anziehende und belehrende Jugendgeschichten zum Besten gab. Karl Ritter hörte dergleichen

Erzählungen außerordentlich gern und erinnerte sich in späterer Lebenszeit noch mit sichtlicher Freude daran, welchen unvergeßlichen Eindruck auf ihn unter Anderem die Geschichte „Karl's von Karlsberg" gemacht habe. Und wenn man bei kleineren Ausflügen, die mit den jüngsten Knaben unternommen wurden, unserem Ritter die Leitung anvertraute, so konnte man nicht blos einer sehr verständigen und gewissenhaften Durchführung gewiß sein, sondern auch einer angenehmen, belebenden Unterhaltung des jungen Volkes, deren Rottenführer es vortrefflich verstand, muntere Spiele anzuordnen und anziehende Geschichten zu erzählen. So war der junge Ritter unvermerkt schon in den Kreis der Mitarbeiter des Instituts mit eingetreten, und diese Beschäftigung gewährte ihm, wie überhaupt das Nachdenken über das Erziehungswesen, große Freude. Auch blieb es ihm stets ein hoher Genuß, wenn er zuhören konnte, wie Salzmann sich über diesen Punkt mit seinen Mitarbeitern berieth und gegenseitig Ansichten darüber ausgetauscht wurden. Kein Wunder daher, daß eines Tages der junge Ritter mit dem lebhaften Wunsche hervortrat, studiren zu wollen. Gutsmuths, dem er sein Anliegen mittheilte, war Anfangs betroffen und meinte, die Sache sei wol nur ein flüchtiger Gedanke. Durch weiteres Nachfragen überzeugte er sich aber bald, daß der ausgesprochene Wunsch ein Ergebniß reifer Ueberlegung sei. Karl wollte das Erziehungsfach zu seinem Lebensberuf wählen und dachte ganz richtig, daß man sich dazu tüchtig machen müsse durch gründliches Studium auf der Universität.

Als aber Gutsmuths den Wunsch seines Pfleglings dem Vater Salzmann mittheilte, erschien dieser nicht blos überrascht, sondern brach sogar in förmliche Entrüstung aus. „Der Junge ist unvernünftig", rief Salzmann, „ganz und gar unvernünftig. Und Sie, Freund Gutsmuths, scheinen es ebenfalls, sonst nähmen Sie sich seiner nicht an. Studiren ohne Neigung, ohne Befähigung zu den alten, klassischen Sprachen! — Hat Einer je schon einen solchen Widersinn erlebt? — Nein, nein, daraus kann nie Etwas werden. Der junge Mensch hat Beruf zum Maler, Kupferstecher, Architekten, obgleich er auch als solcher nie Großes erreichen wird; aber zum Studiren taugt er ganz und gar nicht. Und was in aller Welt will er denn studiren?" — Gutsmuths war durch diese harten Worte tief verletzt, doch hütete er sich, es merken zu lassen, und antwortete zunächst auf die letzte Frage: „Er will sich auf der Universität, ähnlich wie Sie und ich, zum Erzieher der Jugend ausbilden. Ich wüßte doch gerade nicht, daß hierzu ein umfangreiches Wissen im Lateinischen und Griechischen erforderlich wäre. Für das Erziehungsfach hat er Lust, und Sie selbst haben es mehr als ein Mal als Ihren obersten pädagogischen Grundsatz hingestellt, daß man eine solche Neigung nie unterdrücken, sondern so viel als möglich unterstützen müsse." — „Aber nur, wenn sie vernünftig ist", fiel Salzmann schon etwas ruhiger geworden ein. — „Na, für unvernünftig kann ich sie wenigstens nicht halten," bemerkte Gutsmuths, „und im Grunde auch Sie nicht. Denn ich hab's wiederholt aus Ihrem Munde gehört, daß Sie den Karl scherzweise Ihren jungen Erzieher genannt haben und sich freuten, wenn er seine Sache auf Reisen gut gemacht hatte."

Obgleich diese Unterredung einen sehr heftigen Anfang genommen hatte, so führte ihr Schluß doch eine sehr friedliche Einigung herbei. Man wollte Ritter's Wunsch nicht ohne Weiteres gewähren, aber auch nicht entschieden abweisen, sondern das Ganze davon abhängig machen, ob er wol im Stande sei, sich das erforderliche Wissen im Lateinischen und Griechischen durch eigenen Fleiß und gute Hülfe nachträglich anzueignen.

Als nun Ritter das Ergebniß der Berathung vernahm, erhielt seine Neigung zum Studiren einen noch weit erhöhten Reiz. Er sah darin jetzt das Ziel seines höchsten Lebensglückes und faßte sogleich den festen Vorsatz, die zunächst gestellte Bedingung zu erfüllen. Mit andauerndem treuen Fleiße trieb er fortan Lateinisch und Griechisch, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte er sich so vortrefflich in beide Sprachen hineingearbeitet, daß von dieser Seite kein Hinderniß mehr im Wege stand.

Jetzt aber kam der wichtigste Punkt, die Herbeischaffung der Mittel zum Studiren, in Frage. Die Mutter hatte sich 1788 wieder verheirathet und war die Frau des Oberpfarrers Zerrenner zu Halberstadt geworden. Zwar hatte ihre mütterliche Liebe zu ihrem Karl darunter nicht gelitten, aber sie vermochte ihm doch nur geringe Unterstützung zu schaffen, obschon ihre Lage nicht mehr so drückend wie früher war. Der Stiefvater, ein ganz vortrefflicher Mann, versprach dem jungen Ritter behülflich zu sein, soweit es nur in seinen Kräften stünde; er besaß indeß gar kein Vermögen und war nur auf seine Gehaltseinnahme angewiesen. Von dieser Seite konnten also die Kosten des Studirens nicht bestritten werden. Da war es nun wieder der wackere Gutsmuths, welcher es sich vor Allen angelegen sein ließ, Mittel und Wege aufzusuchen, damit der sehnsüchtige Wunsch seines geliebten Schützlings in Erfüllung gehen könnte. Er bemühte sich um die Gewährung von Stipendien für seinen Pflegling und unterstützte die Bewerbungen durch seine wärmste persönliche Fürsprache bei Fürsten, Patronen und Behörden. Sein warmer Eifer blieb auch nicht ohne allen Erfolg, aber immer noch fehlte Vieles zur völlig befriedigenden Erreichung des Zweckes. Bei den vielfachen Bemühungen um Hülfsmittel für das Studium war Gutsmuths auch zu dem reichen Bankier Hollweg in Frankfurt am Main, dem Chef des schon damals weltberühmten Hauses Bethmann und Compagnie, gekommen. Dieser Mann, welcher sonst fast nur mit Geldgeschäften zu thun hatte, wurde durch die liebevolle, väterliche Fürsprache unseres Gutsmuths für seinen Pflegling tief bewegt und entschloß sich, mit Rücksicht auf seine zwei Söhne, die allerdings noch Kinder waren, zu einem für Ritter's Zukunft entscheidenden Plane. Er versprach nämlich, sich des verwaisten Karl Ritter anzunehmen und ihn studiren zu lassen, vorausgesetzt, daß derselbe sich anheischig machen wolle, nach seinem Abgange von der Universität der Informator seiner Söhne zu werden. Doch sollte derselbe vorerst sich persönlich bei ihm einfinden und sich ihm vorstellen.

Mit dieser glücklichen Aussicht für seinen Pflegling machte sich Gutsmuths

frohen Herzens auf den Heimweg und brachte ganz Schnepfenthal in freudige Aufregung, als er den Erfolg seiner Reise verkündete.

Mutter Salzmann ließ es nun an sauberer Wäsche und neuen Kleidungsstücken nicht fehlen, und Vater Salzmann fügte zu den Verhaltungsregeln, welche Gutsmuths schon im reichsten Maße gegeben hatte, noch die seinigen hinzu. „Nun reise mit Gott, mein Sohn," sagte er voll Rührung zu Karl Ritter, als dieser sich zur Abfahrt nach Frankfurt anschickte. „Du machst jetzt Deinen ersten ernsten Weg ins Leben. Zeige Dich wahr und offen, ganz wie Du bist; antworte auf Dir vorgelegte Fragen mit Unbefangenheit und verständiger Ueberlegung. Beherrsche Deine Schüchternheit und laß Dich von Deiner oft übergroßen Bescheidenheit nicht unterdrücken. Du hast Deine Pflicht stets so treu und redlich erfüllt und in jeder Hinsicht ein so lobenswerthes Ziel erreicht, daß Du mit gutem Gewissen auch etwas Selbstvertrauen an den Tag legen kannst. So, nun gehe mit Gott! Unsere besten Wünsche begleiten Dich."

Karl Ritter traf in Frankfurt ein und bei seinem Besuche waren Herr und Frau Hollweg beide gegenwärtig. Allerdings machte im ersten Augenblick sein langes, rothes Haar und das breite Gesicht voll bäurisch derber Züge nicht gerade den günstigsten Eindruck. Dagegen verfehlte das blühende, überall auf Gesundheit und Frische deutende Aeußere seine gute Wirkung keineswegs. Vor Allem zog indeß die ungewöhnliche Größe und Kräftigkeit des Jünglings die Aufmerksamkeit des prüfenden Ehepaares an, und man war ganz überrascht, als er angab, daß er erst siebzehn Jahre zähle. In einfachen, unbefangenen Worten erörterte Ritter, daß die Erziehungsgrundsätze zu Schnepfenthal solche erfreuliche Folgen herbeiführten, denn man lebe dort ganz in der freien Natur und erstrebe in der geistigen wie körperlichen Entwicklung des Menschen eine frische, freie, fromme und fröhliche Natur als das höchste Ziel der Jugenderziehung. Da diese Aeußerungen mit Begeisterung und Ueberzeugung vorgetragen wurden, so verfehlten sie auch ihre Wirkung nicht. Besonders hatte Ritter dadurch Frau Hollweg ganz für sich eingenommen, welche einen lebhaften Antheil an der neueren Jugenderziehung bekundete und schon Manches darüber gelesen hatte. Das Gespräch kam somit auf ein Gebiet, in welchem unser Ritter gleichsam lebte und webte, und die verständige Einsicht und Herzlichkeit des jungen Mannes machte keinen geringeren Eindruck als das zugleich bescheidene und doch zuversichtliche Auftreten desselben. Die Sache kam somit rasch zu einem erwünschten Abschluß: das Hollweg'sche Ehepaar wählte Karl Ritter zum Erzieher ihrer beiden Söhne und verpflichtete sich, die Kosten seines Studiums tragen zu wollen.

Ein gediegener und hoffnungsvoller Grund war für Ritter's Zukunft gelegt. Gutsmuths empfand große Freude; war doch das Glück seines Zöglings auch das seine. — Von allen Seiten ward jetzt Hand angelegt, die Vorbildung unseres Ritter zum Universitätsstudium in gediegenster Weise zu vollenden. Man wünschte, daß er auch als Student der Schnepfenthaler Erziehung Ehre machen möchte. Bisher war aus Schnepfenthal noch kein zum Besuch der Hochschule

ausgebildeter Zögling hervorgegangen. Es lag aber ganz in den Ansichten und Bestrebungen Salzmann's, der Welt zu zeigen, wie sein Institut auch auf diese höchste Bildungsrichtung würdig vorzubereiten geeignet sei.

In der Wahl der Universität entschied sich Karl für Halle, weil sein väterlicher Freund Gutsmuths daselbst studirt und von dieser Musenstadt nie anders als mit hoher Begeisterung gesprochen hatte. „Die glücklichsten Jahre meines Lebens", sagte Gutsmuths, „habe ich in Halle verlebt." Ein solcher Ausspruch dürfte indeß auf jede andere Universitätsstadt passen und bezieht sich eigentlich nur auf die glückliche Zeit der Jugend, wo die Freiheit des Lebens noch den ersten frischen Reiz besitzt, der Blick in die Zukunft noch mit dem ungetrübten Lichte jugendlicher Poesie erleuchtet wird und der junge Student vertrauensvoll mit allen Studiengenossen noch Eins zu sein wähnt im Streben nach dem Guten, Schönen und Erhabenen. Gutsmuths labte sich mit ganzer Seele an diesen schönen Erinnerungen, und Karl Ritter dachte mit Entzücken an die bevorstehende glückliche Zeit, die er sich in den anlockendsten Farben ausmalte. Doch als der Tag der Trennung kam, da erwachte in seinem Herzen plötzlich eine ganz eigenthümliche Wehmuth. Das geliebte Schnepfenthal mit all' seinen Freunden und Freuden zu verlassen that ihm wirklich wehe, und er fühlte lebhaft, wie sehr es ihm durch den zehnjährigen Aufenthalt ans Herz gewachsen. In aufrichtigster Absicht gab er das feste Versprechen, dereinst wieder zu kommen und dann auf immer dort bleiben zu wollen. Das Schicksal entschied indeß anders.

Im Anfang machte das Universitätsleben in Halle auf ihn nicht den Eindruck, welchen er sich wol davon versprochen hatte. In Schnepfenthal herrschte Reinlichkeit, frische Bergluft und heiteres Umhertummeln in der freien Natur; dies Alles sollte er nun auf einmal mit dem damals noch sehr schmuzigen und engen Halle vertauschen. Der Gegensatz war zu grell, und er fühlte sich unbehaglich, ja es stellte sich sogar ein Anflug von Heimweh bei ihm ein. Die Studenten erwitterten in dem Schnepfenthaler Anzug und in dem ländlichen Auftreten gar bald den unerfahrenen, schüchternen Neuling; sie ließen es nicht an allerlei lauten Spitzreden und beißenden Titeln fehlen, worunter „Kameel" und „Maulesel" am häufigsten zu hören waren; ja man sah ihm nicht selten frech, scharf prüfend und starr ins Gesicht. Er klagte darüber seine Noth und erhielt von zu Hause den Rath, sich einen Studentenanzug anzuschaffen und überhaupt ein fröhlicher, flotter Bursche zu werden. Es sei nicht gut, Alles nur nach dem einseitigen Schnepfenthaler Maßstabe messen und beurtheilen zu wollen; wer nicht als Sonderling erscheinen wolle, müsse sich in alle Verhältnisse zu schicken wissen. Ritter wurde nun sehr bald durch Tracht und Benehmen ein Hallenser Student. Da verlor sich alsbald die lästige Bespöttelung und das noch lästigere Begaffen.

Auf der Universität war zu jener Zeit Friedrich August Wolf ein allgemein bewunderter Stern erster Größe. Seine Vorlesungen über das klassische Alterthum erschienen unserm Ritter jedoch zu streng philologisch, und er fühlte

sich nicht davon angezogen. Johann Reinhold Forster, der berühmte Weltumsegler, wäre sicher der Mann für Karl Ritter gewesen, er war aber durch Krankheit behindert zu lesen und starb bald darauf. Ritter studirte indeß um so fleißiger die durch Georg Forster, den geistreichen Sohn, in deutscher Bearbeitung herausgegebenen „Beobachtungen auf einer Reise um die Welt", sowie die „Geschichte der Schiffahrt und Entdeckungen im Norden" von dem verstorbenen Meister der Naturkunde. Die Zahlenübersichten und völkerbeschreibenden Vorlesungen Sprengel's, eines Schülers und Schwiegersohnes des alten Forster, zogen ihn in hohem Grade an. Er fühlte, daß sich dadurch sein Wissen rasch erweiterte, und bedauerte nur, daß ihm die Gelegenheit fehlte, das Gelernte auch gleich wieder lehren zu können, woran er sich in Schnepfenthal gewöhnt hatte. Denn er war gar zu gern Schüler und Schulmeister zugleich. Uebrigens trieb er auch Geschichte, Physik und die neueren Sprachen mit dem regsten Eifer und befriedigendem Erfolge. Auf ein eigentliches Fachstudium richtete sich indeß sein Plan noch nicht, womit auch seine väterlichen Freunde in Schnepfenthal ganz einverstanden waren, die stets an den künftigen Mitarbeiter ihres Instituts dachten. Er trieb daher, wie er es bisher gewohnt war, stets nur Das, wozu er den lebhaftesten Wissensdurst verspürte, und dachte nicht daran, sich ein sogenanntes Brotstudium anzueignen. Das ganze Treiben auf der Universität sah er als eine passende Anregung zur Gymnastik der Seele an und beklagte sehr, daß für die Körperbildung nicht eine eben so günstige Gelegenheit vorhanden war.

Im Jahre 1798 hatten seine ersten Universitätsstudien schon ihr Ende erreicht. Halle war ihm wegen der vielfachen Anregung zu wissenschaftlichen Forschungen nach und nach lieb geworden, und es ward ihm zuletzt ordentlich schwer, sich davon zu trennen. Man hielt aber sein Erscheinen in Frankfurt für dringend nothwendig, und seine Aufnahme im Hollweg'schen Hause daselbst war durchaus herzlich. Einen besonders günstigen Eindruck machte auf unseren Ritter Herr Hollweg selbst durch sein schlichtes, gerades Auftreten und durch sein offenes Vertrauen, mit dem er ihm entgegenkam. Dieser Mann war allerdings, im Bewußtsein großen Reichthums, in seinem Auftreten ungemein zuversichtlich, aber doch nicht gerade in unangenehmer Weise geldstolz. Seine Bildung beschränkte sich im Großen und Ganzen auf seinen Geschäftskreis; hierin aber war er ganz zu Hause und wünschte nichts sehnlicher, als daß seine Söhne recht tüchtig für sein Geschäft vorgebildet werden möchten. Frau Hollweg hatte jedoch weit höher gehende Pläne; sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß unser Ritter die Kinder für das Studiren gewinnen könnte, damit sie, ihrem künftigen Vermögen entsprechend, auch in Hinsicht der Bildung sich zu den höchsten Ständen gesellen könnten. Sie hatte viel gelesen und war durch persönlichen Verkehr mit großen Gelehrten geistig mehr gehoben als ihr Gatte. So fühlte sie sich auch dazu berufen, ein entscheidendes Wort über die Erziehung ihrer Söhne mit zu reden. Uebrigens war sie eine eben so verständige wie zärtliche Mutter und wünschte von

ganzem Herzen, daß die Erziehung sich auf eine harmonische Bildung von Kopf, Herz und Körper beziehen möchte. Ritter kam ihr in diesen Wünschen nur entgegen; seine Erziehungsgrundsätze stimmten vortrefflich mit ihren Anschauungen überein. Schwer wurde es ihm freilich, die Mutter zu überzeugen, daß die Kleinen sich schon früh an Entsagung und Abhärtung gewöhnen müßten. Wozu solche Tugenden künstlich einüben, meinte sie, da der Himmel so gütig für ihre Kinder gesorgt und sie eher mit Ueberfluß als mit Mangel an irdischen Gütern versehen habe? In diesem Punkte merkte Ritter gar bald das Nutzlose eines bloßen Wortkampfes und nahm sich deshalb vor, seinen für unumgänglich nothwendig erachteten Zweck theils durch den richtig geleiteten Willen der Kinder, theils durch sein eigenes Beispiel zu erreichen. Glücklicher Weise war ihm diese Aufgabe dadurch wesentlich erleichtert, daß man ihm in der Wahl der Erziehungsmittel volles Vertrauen schenkte und ganz freie Hand ließ. Der älteste Zögling, Philipp, war sieben Jahr alt; der zweite, August, zählte erst vier Jahre. In beiden bildeten Herzensgüte und leichte Fügsamkeit den Grundcharakter, aus welchem heraus sich bald ein festes Band der innigsten Liebe zu unserem Ritter entwickelte. Der eigentliche Unterricht dauerte täglich nur zwei Stunden, von 10 bis 12 Uhr Morgens, woran sich ein mit Belehrung oder Belustigung verknüpfter Spaziergang ins Freie anschloß, oder bei ungünstigem Wetter ein Umhertummeln im Turnsaale. Gegen drei Uhr ging man zu Tische. Nachher wurde meist gar nicht mehr mit dem Kopfe gearbeitet; Ritter bestellte dann mit den Kleinen den Garten, ging mit ihnen zum Baden, zum Fechten, zum Turnen; er war in Allem ihr Gefährte, ihr Spielkamerad und, ohne daß sie es merkten, ihr Erzieher. Es dauerte gar nicht lange, so hingen die Knaben mit großer Liebe und Hochachtung an ihrem Informator, und die Eltern segneten das Glück ihrer so erfolgreichen Wahl. Das Ganze erhielt sich im besten Einvernehmen und entwickelte sich immermehr zur gegenseitigen Befriedigung.

Die reiche Familie Hollweg gab öfters glänzende Gesellschaften. Hierbei hielt man es aber nicht der Mühe werth, Rücksicht auf Ritter zu nehmen, und er ward nie mit eingeladen. Diese Zurücksetzung verletzte ihn, denn er war der Meinung, daß der Mann, welchem das wichtigste Amt der Familie, die Erziehung der Kinder, anvertraut sei, auch bei Gelegenheiten, wo sich das Familienhaus in vollem Glanze zeige, nicht fehlen dürfe. Kurz, er glaubte es der Ehre seines Amtes schuldig zu sein, an den Gesellschaften Theil zu nehmen. Viele Worte wollte er indeß darum nicht verlieren, und so erschien er einst ganz ungebeten in einer solchen Gesellschaft, was jedoch eine eigenthümliche Ueberraschung hervorrief. Man zählte nämlich den Hauslehrer mit in die Klasse der Commis, denen die Berechtigung zur Theilnahme an den Gesellschaften damals ganz abging. Selbst Herr und Frau Hollweg blickten auf Ritter's dreistes Erscheinen nicht ohne Befremden, sie waren indeß zartfühlend genug, die Sache mit Stillschweigen hingehen zu lassen. Ritter ließ sich nicht irre machen, der Versuch ward zum zweiten und dritten Male wiederholt, und er hatte die Freude zu bemerken,

daß man seine Theilnahme allmählig für wohlberechtigt ansah. Diese Mittags- und Abendgesellschaften behielten aber nicht lange Interesse für Ritter; er langweilte sich meist und sie zogen ihn zuletzt nur an, wenn sie zur Ehre berühmter durchreisender Gelehrten, Künstler und Staatsmänner veranstaltet wurden. Hier hatte er Gelegenheit, mit Goethe, Alexander v. Humboldt und noch anderen Berühmtheiten persönlich bekannt zu werden. Der Verkehr mit solchen Geistern war für Ritter ein Hochgenuß, und Herr wie Frau Hollweg bemerkten es sehr gern, daß ihre berühmten Besucher sich fast immer mit lebhaftem Interesse an Ritter wandten und unverkennbares Gefallen an der Unterhaltung mit dem geistreichen jungen Manne fanden. Im Uebrigen wurde, wenn auswärtiger Besuch fehlte, gewöhnlich Karte gespielt, woran sich indeß Ritter eben so wenig betheiligte, als er sich bei Tische in das Gespräch der etwa eingeladenen reichen Kaufherren einmischte, die nicht selten dem armen Hauslehrer hochmüthig begegneten. Wie wenig aber dies unfeine Benehmen unseren Ritter demüthigte, geht aus folgender Stelle eines Briefes an Gutsmuths hervor. „Es giebt Zeiten", schrieb er, „wo sich der Dünkel in meinen Kopf einnistet; dann glaube ich noch immer ein großer Mann zu werden. So eben kam ich herauf und krieche vor Demuth auf der Erde zusammen und denke mir, wie klein ich eben in der Gesellschaft war — wie groß ich aber hier auf der Stube bin — — ich weiß, größer als mehrere der Herren, die noch jetzt nach 12 Uhr unten in der Stube Karte spielen!"

Im Jahre 1800 vernahm Ritter mit betrübtem Herzen den Tod seiner geliebten Mutter. Seit der Zeit seines Aufenthaltes in Schnepfenthal hatte er sie nur von Halle aus besuchen können. Er fühlte den Verlust sehr tief, indeß mehr durch den Gedanken an sein verwaistes Alleinstehen in der Welt, als durch das Auflösen des Familienbandes, welches durch sein frühes Weggehen vom Vaterhause ja schon lange etwas locker geworden war. Sein Stiefvater blieb ihm mit Freundlichkeit zugethan und gab ihm manchen wohlgemeinten Rath, aber Ritter fühlte sich lange nicht so kindlich zu ihm hingezogen, wie zu seinem herzinnig geliebten Gutsmuths.

Der Wirkungskreis im Hollweg'schen Hause gefiel unserm Ritter übrigens immer besser, zumal er im Laufe der Zeit hier wirklich Erfolge erzielte. Er fühlte sich schließlich ganz glücklich, und auch seine Pfleglinge entwickelten sich geistig und körperlich zur Freude der Eltern.

Im Laufe der Jahre kam aber allmählig die Zeit heran, wo die Jünglinge auch die große Welt sehen sollten. Man dachte zunächst an eine Reise in die Schweiz, und verschiedene Vorbereitungen dazu wurden durch das emsige Studiren des an Naturschönheiten so reichen Landes getroffen; man entwarf sich Karten und Reisepläne und lebte in der zuversichtlichsten Hoffnung der baldigen Ausführung. Die Sache verzögerte sich aber, hauptsächlich durch die neu erwachten Sorgen wegen der Rückkehr Napoleon's aus Aegypten. Als erster Konsul an die Spitze der überall gefürchteten Französischen Republik getreten, hatte er England den Krieg erklärt, Italien und die Schweiz unter Frankreichs Bot-

mäßigkeit gebracht und bedrohte nun auch Deutschland mit einem kriegerischen Einfall. Es war eine Zeit großer, weltgeschichtlicher Ereignisse, welchen damals sich die Aufmerksamkeit aller Gebildeten zuwendete. Sie führte aber auch für Ritter's Erziehungszwecke manches Gute herbei. Man sah den Geldstolz, der sich aufgebläht und gegen den er bisher vergeblich angekämpft hatte, auf einmal gedemüthigt. Die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Reichthums ward begriffen, und man überzeugte sich, daß man fortan der Erziehung der Jugend große Bedeutung beilegen müsse; daß es gerathen sei, sich an Entbehrungen zu gewöhnen, und Pflicht, den Kindern ein sicheres Wissen und Können beizubringen, damit sie im Stande wären, sich durch Kopf und Hand selbst den Unterhalt zu verschaffen. „Seit auch Fürsten, Grafen und andere vornehme Leute das Unglück nicht abwenden konnten," schrieb damals Ritter an seinen Stiefvater Zerrenner, „und seit man Alles der erbärmlichen Erziehung zuschrieb, seitdem sollen nun meine Zöglinge sich selbst recht ausbilden. Vorher war das Alles nicht nöthig, aber jetzt, nach der Schlacht bei Ulm, ruft man ihnen alle Tage zu: Jetzt muß man seinen Kopf bilden. Das ist das Einzige, was bleibt; was wir darin besitzen, kann uns nicht genommen werden." Nachdem jedoch Weihnachten 1805 der Friede von Presburg zu Stande gekommen war, athmete man auch in Frankfurt wieder frei auf. Man hatte wieder Ohr für die verschobene Schweizerreise, und Ritter ließ sich von Genf mehrere Höhenkarten der Alpen, in Gips und Wachs modellirt, kommen, damit er daran mit seinen Zöglingen die Gebirgsvorstudien machen konnte.

Im Sommer 1806 wurde die Reise ausgeführt. Ritter machte hier zunächst die interessante Bekanntschaft von Bernhard Studer und Wyttenbach, welche besonders für seine späteren geographischen Studien besondere Anregung auf ihn übten. Dann lernte er den weltberühmten Pestalozzi in Isferten kennen, von dessen Erziehungsgrundsätzen er hochbegeistert war. Dort im Schlosse hatte der vielgeprüfte und vielfach angefeindete Mann seit 1805 endlich eine ruhige Heimat gefunden und sehnte sich danach, der Welt nun durch die That zeigen zu können, was er vermöchte. Unsern Ritter nahm er mit herzlicher Freude auf und hörte mit Entzücken von den guten Erfolgen in Schnepfenthal. „Ja, mein junger Freund," rief er begeistert aus, „es ist ein edles, hohes Amt, was Ihnen der gütige Himmel beschert hat; bleiben Sie fest und stark in Ihrem Berufe. Erziehen Sie diese jungen Menschen zu wirklichen Menschen, welche frei und mit inniger Ueberzeugung selbständig das Gute wählen und vollbringen können; erziehen Sie dieselben zu vernünftigen, edlen Menschen und Menschenfreunden!"

Das war ein bedeutungsvolles Zusammentreffen für unseren Ritter. Er stand schon gerüstet auf dem Wege, in gedachtem Sinne ein Erzieher der Jugend, ein Pädagog im Geiste Salzmann's und Pestalozzi's zu werden. Doch das Schicksal wollte es anders und rief ihn bald auf eine davon ganz verschiedene Bahn, die ihn zu einem noch höheren Ziele führen sollte.

Die Naturschönheiten in den Gebirgen, Thälern und Seen, an den Ge-

steinen, Pflanzen und Thieren, in den Sitten und Gebräuchen der Alpenbewohner machten einen außerordentlichen Eindruck auf das empfängliche Gemüth unseres Ritter wie auf seine nicht minder empfänglichen Zöglinge. Waren ihre Erwartungen von der schönen Schweiz auch noch so groß gewesen, sie fanden doch unendlich viel mehr, als sie sich geträumt hatten. Mit solchen Eindrücken kehrten sie heim und entzückten die hochbeglückten Eltern durch ihre begeisterten Schilderungen. Eben waren sie damit beschäftigt, die Notizen ihrer Tageblätter zu verarbeiten, als der damals schon weltberühmte Alexander von Humboldt nach Frankfurt kam, um Vorträge über Steppen und Wüsten zu halten. Er wohnte im Hollweg'schen Hause und zeigte sich höchst liebenswürdig gegen unsern Ritter, in welchem er sogleich einen beachtenswerthen Geistesverwandten erkannte. Ritter schrieb an seinen geliebten Gutsmuths mit der Frische und Fülle eines gehobenen Gemüthes. Er pries den staunenswerthen Reichthum, die Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Wissens, die Anmuth des Charakters und das Fesselnde in dem Vortrage und Umgange dieses einzig dastehenden Gelehrten. „Du siehst leicht", rief er aus, „wie ich diese Tage hindurch für alles Andere verloren sein, und alle meine Zeit nur ihm und dem Andenken an ihn gehören mußte. Noch nie wurde von einer Gegend ein so anschauliches, in sich vollkommenes Bild in mir erweckt, als durch Humboldt in mir von den Cordilleren entstand. Ich hatte desto mehr Berührungspunkte mit ihm, als ich alle seine herausgekommenen Werke mit einer Art von Heißhunger verschlungen hatte." — Damit begann nun unseres Ritter Bekanntschaft mit dem großen Naturforscher. Sie bestand ursprünglich in einer anstaunenden Verehrung des großen Mannes, wurde aber bald zu einem Vorbilde der eifrigsten Nachahmung und schloß mit einer innigen Befreundung und gegenseitigen Hochschätzung beider großen Geister, welche bis an ihr hohes Lebensende ungetrübt fortbestand. Damals bildeten sich in Ritter die ersten Ideen einer naturwissenschaftlichen Erdkunde, welche er von nun an mit der feurigsten Begeisterung sein ganzes Leben hindurch weiter verfolgte. Nichts stand ihm jetzt höher, als eine Erforschung der Natur des Erdganzen im Geiste und im Plane eines Alexander von Humboldt. Durch all' sein Lesen, Forschen, Lernen, Lehren und Erziehen zog sich dieser höchste Zweck. „Die Erde und ihre Bewohner", sagte er, „stehen in unzertrennlicher Wechselbeziehung; das Eine bildet die Grundlage des Anderen." Und die Familie Hollweg war sehr damit einverstanden, daß ihr überall gepriesener Informator den Söhnen eine Weltanschauung, eine Völkerkunde beibrachte, wie sie von dem gefeierten Alexander von Humboldt auf das Wärmste empfohlen wurde; sie scheute daher auch keine Kosten zur Herbeischaffung der besten Lehrmittel.

Im Jahre 1808 überkam tiefe Trauer das Hollweg'sche Haus; der Familienvater ging in die Ewigkeit. Die Wittwe bat Ritter auf das Herzlichste, ihr auch ferner beizustehen in der Erziehung ihrer Söhne, und der wackere Hofmeister, eingedenk dessen, was dereinst Gutsmuths ihm gewesen, willigte ein, zumal er die Knaben ungemein lieb gewonnen hatte. Bald verabredete man

auch eine nochmalige Reise in die Schweiz und führte sie im Sommer des nächsten Jahres (1809) aus. Diesmal traf Ritter, der auch Pestalozzi wieder in Ifferten gesprochen hatte, mit Leopold von Buch, dem großen Geologen, zusammen, welcher durch seinen Freund Humboldt schon Kunde über Ritter erhalten hatte. Das war ein Mann von ganz anderer, fast wunderlicher Persönlichkeit, aber dennoch nicht minder begeistert für die Erdkunde als Alexander von Humboldt. Er besaß und beherrschte ein großes Wissen, einen Reichthum neuer Ideen und nahm für sich ein, obschon er durch beredte Sprache und gewandte Umgangsweise sich wenig bemerkbar machte. Ritter erkannte indessen sogleich den gediegenen Kern in der rauhen Hülle und wußte den Mann vortrefflich zu behandeln, so daß auch von dieser Seite der Grund zu dauernder Freundschaft gelegt ward.

Nun fing Ritter an, in seinem Fache als Schriftsteller aufzutreten, und zwar arbeitete er an einem Handbuche der physischen Geographie. Vorbereitet wurde das Unternehmen durch den vom Publikum sehr beifällig aufgenommenen Versuch eines schon früher erschienenen Atlas von Europa in sechs Blättern. Die Liebe zu seiner schriftstellerischen Beschäftigung steigerte sich um so höher, je weiter sich Ritter in dieselbe hineinlebte. Es wurde ihm klar, daß diese naturwissenschaftliche Seite der Erdkunde noch gar nicht mit der Gründlichkeit, die ihr gebühre, behandelt worden sei. Die Abhängigkeit der Flüsse von der Lage und Höhe der Gebirge, die Ursachen und Gesetze der Meeres- wie der Luftbewegungen, der Wärme- und Regenvertheilung, gaben ihm ganz neue Ideen über Klima, Handelsverkehr und andere Verhältnisse auf der Erde. „Auf diese Weise", schrieb er an seinen Stiefvater, „erhielt selbst jeder hohe Gebirgspaß als Passage, jeder Wasserfall zur ersten Ansiedelung, jedes Vorgebirge zur ersten Kolonie, jede Ebbe und Flut in ihrem tiefen Hinuntersteigen in die Flußgebiete als erster Antrieb zur Seeschifffahrt u. s. w. seine historische Bedeutung. Mein System beruht nicht auf Erörterung, sondern auf Thatsachen." — Solche Anschauungen hatte er schon in der Schweiz gegen Leopold von Buch ausgesprochen, der darüber so erfreut war, daß er dem geistreichen jungen Gelehrten auf das Freundlichste verschiedene handschriftliche Mittheilungen zur freien Benutzung anvertraute. „Denken Sie sich, wie glücklich ich bin!" schrieb Ritter an seinen Stiefvater; „dieser große Naturforscher und Physiker, der einem von Humboldt, dessen vertrauter Freund er ist, die Wage hält, hat sich so sehr für meine physische Geographie interessirt, daß er mir seinen ganzen Reichthum an Manuskripten und Arbeiten in diesem Fache freundschaftlich mitzutheilen versprochen hat. In einigen Tagen kommt er von Paris hier durch. Ich erwarte ihn mit Ungeduld."

Als endlich Ritter seinen Entwurf zur allgemeinen physischen Geographie vollendet hatte, übersandte er denselben dem gewonnenen Gönner zur Prüfung. Leopold von Buch antwortete sogleich, er habe sich über das Werk sehr gefreut; nur rathe er, den physischen Theil noch zu erweitern. Dann machte er darauf aufmerksam, daß die geologische Seite nicht genau den durch ihn und von Humboldt vertretenen neuesten Ansichten angepaßt sei. In diesem Punkte sei er gern

erbötig zu helfen. Ritter gab das Ganze daher noch nicht heraus, sondern begnügte sich vorläufig mit der Veröffentlichung seiner Ideen und der Durchführung einzelner Theile.

Inzwischen waren die jungen Hollwegs zu Jünglingen von 19 und 16 Jahren herangewachsen. Man hielt es für nöthig, daß sie durch größere Reisen und durch den Aufenthalt auf höhere Bildungsanstalten sich tüchtig machten für das praktische Leben. Zunächst wurde Genf gewählt, damit sie sich die französische Sprache aneignen möchten, welche damals in Deutschland zur feinen Bildung für unumgänglich erachtet wurde. Die Reise nahm im Frühjahr 1810 ihren Anfang.

Mit Philipp und August Hollweg ging auch Wilhelm Sömmering unter Ritter's Aufsicht nach Genf. Er war der Sohn des damals weltberühmten Physiologen Sömmering aus München, der nach Aufhebung der Universität Mainz eine Zeitlang in Frankfurt gelebt hatte und dort mit unserm Ritter bekannt geworden war. Der Vater Sömmering hatte seinem Sohne den von ihm so eben erfundenen elektrischen Telegraphen-Apparat mitgegeben, um ihn dem Professor Pictet zur Prüfung vorzulegen. Diese Erfindung erregte großes Aufsehen, und alle Welt wollte die Versuche mit eigenen Augen sehen. Dem jungen Sömmering, wiewol derselbe sehr geschickt im Experimentiren war, mochte die Sache zuletzt doch lästig werden. Er meinte, er käme sich in Genf wie ein Savoyarde vor, der in dem Telegraphen sein Murmelthier zur Schau stelle. Gleichwol hatte die Sache ihr Gutes. Ritter mit seinen drei liebenswürdigen Zöglingen wurde rasch in den höheren Kreisen der Gesellschaft bekannt. Unter Anderen gehörte damals Frau v. Staël, welche ein großes Haus machte und sich an dem Besuche berühmter Gelehrten und Künstler erfreute, zu den am meisten aufgesuchten Berühmtheiten. Bei ihr hatte unser Ritter mit seinen Zöglingen stets freien Zutritt. Sie war entzückt über die gründliche deutsche Bildung und über die geraden und offenen deutschen Charaktere. Der Verkehr mit dem jüngeren Saussure und seinem Reisegefährten sagte unserm Ritter ganz besonders zu, weil er dadurch reichen Stoff für seine physische Geographie einerntete. Ferner benutzte er den Aufenthalt in Genf zu allerlei Fachstudien, welche ihm später sehr förderlich waren. Dort erfuhr er auch die betrübende Nachricht, daß sein väterlicher Freund Salzmann am 31. Oktober 1811 gestorben sei. Dieser Trauerfall erschütterte ihn um so mehr, als er nun außer Gutsmuths kaum noch Jemand hatte, zu dem er in näherer Beziehung stand. Doch als Mann von 32 Jahren wußte er sich mit Ruhe in den Gedanken hineinzufinden, daß er von nun an ganz selbständig durchs Leben zu gehen habe.

Sein Pflegling Philipp war nur ein Jahr in Genf geblieben und hatte dann eine Stelle in St. Petersburg in einem mit dem Bethmann'schen Geschäfte eng verbundenen Hause angenommen, um sich praktisch zur Uebernahme des Geschäftes in Frankfurt vorzubereiten. Das russische Klima sagte indeß dem jungen Manne nicht zu und er fing an zu kränkeln, so daß man sich auf den Rath des Arztes genöthigt sah, ihn zurückzurufen. Durch einen Aufenthalt in Ita-

lien sollte er seine Gesundheit wieder kräftigen, und dorthin schickte sich denn auch Ritter an, mit dem andern Zögling abzureisen. „Nach Michaelis 1812 brach Ritter auf und zog durch die Schweiz nach München, wo sie mit Philipp zusammentrafen. Ritter erschrak fast, als er seinen Zögling wiedersah, da mit demselben eine große Veränderung vorgegangen war. Das jugendlich Frische und Kräftige war verschwunden; der junge Mann schien bedenklich krank. Ritter schrieb sogleich an die Mutter und rieth von der Fortsetzung der Reise ab. Sie stützte sich aber auf den Rath ihrer Aerzte und bestand auf den Winteraufenthalt im südlichen Italien. So reisten sie weiter; sie waren aber kaum in Florenz angekommen, als Philipp vom Nervenfieber getroffen wurde und schon am zwölften Tage starb. Es war ein harter Schlag, der das weiche Gemüth unseres Ritter als eine schwere Prüfung heimsuchte. — Dieser mußte nun leider mit August allein nach Rom gehen, wo sie sich indessen aus verschiedenen Gründen, namentlich mit Rücksicht auf die trüben politischen Verhältnisse, nur kurze Zeit aufhielten. Sie reisten weiter nach Neapel, bestiegen den Vesuv, beobachteten das Klima und studirten dort die Natur der Pflanzen, Thiere und Bewohner Italiens. Die Reise wurde noch bis Pästum fortgesetzt.

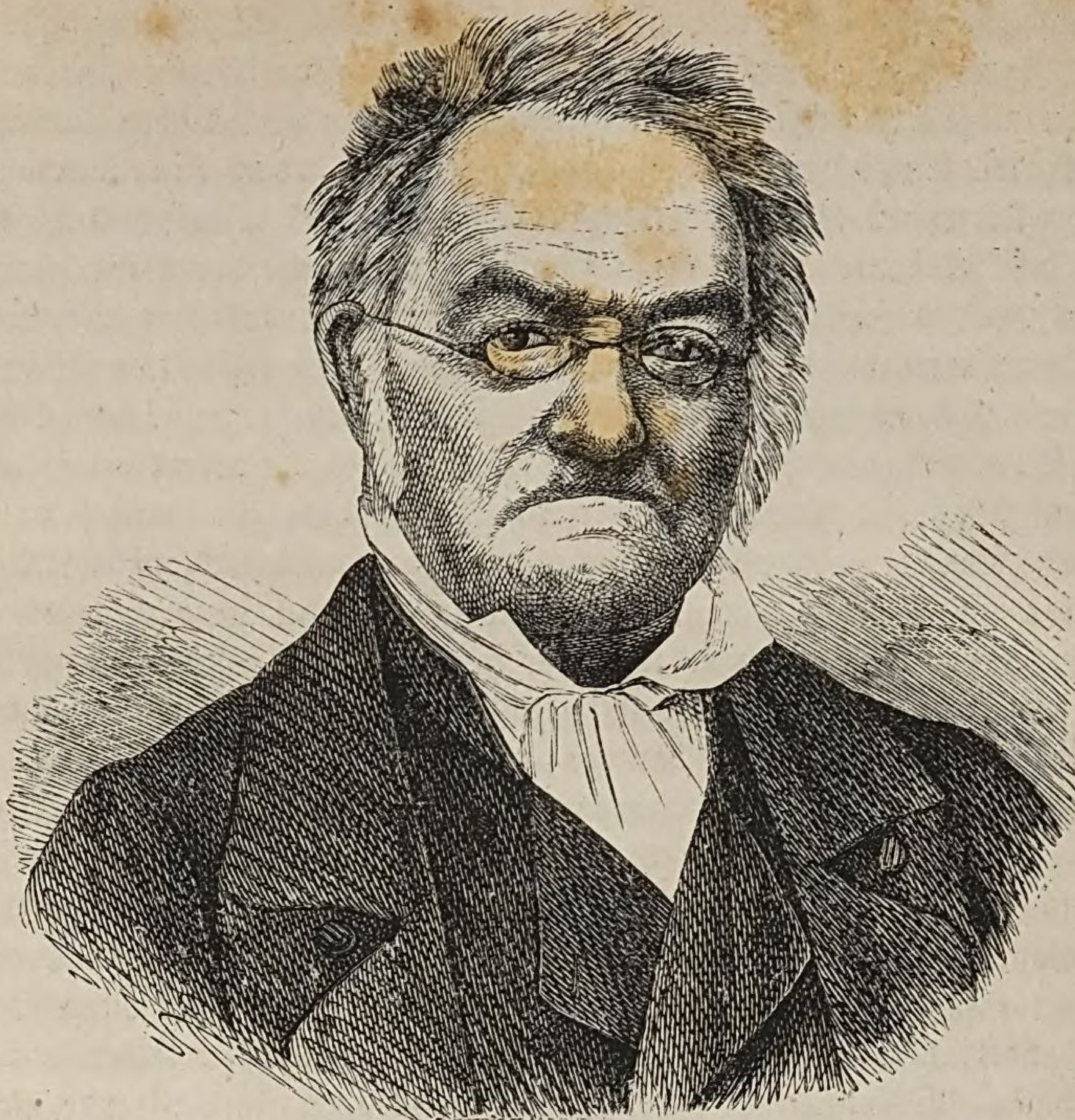
Nach der Rückkehr in die Heimat kam man überein, daß Ritter den jungen Hollweg nach Göttingen begleiten sollte, um demselben bei dessen Studium der Rechtswissenschaft als berathender Freund zur Seite zu stehen. Einer solchen Stellung unterzog sich Ritter um so lieber, als der junge Mann durchaus keinen Gefallen an dem rüden Studentenleben fand und dafür um so eifriger seine Studien im Auge behielt. Auch konnte Ritter in Göttingen die Vorlesungen mehrerer beliebten Professoren besuchen, unter anderen die historischen und ethnographischen Vorlesungen des Geschichtsforschers Heeren, dessen Schrift „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der Alten Welt" ihn mächtig anzog und fesselte. Des Professor Sartorius umfangreiches Wissen in der Staatsgeschichte und der Politik der europäischen Höfe sagte Ritter nicht minder zu, und im Uebrigen leistete diesem auch die inhaltsreiche Universitätsbibliothek treffliche Dienste.

In Göttingen legte Ritter nun auch Hand an die wiederholte gründliche Umarbeitung des von ihm entworfenen Werkes über die allgemeine physische Geographie. Seine höhere geistige Reife und sein erweitertes gründliches Wissen waren ihm dabei sehr nützlich, während sein Interesse für den Gegenstand selbst sich fortwährend stärker erwärmte. Im Jahre 1816 lag der erste Band zum Druck fertig vor. Der verdienstvolle Buchhändler Georg Reimer in Berlin erklärte sich gern bereit, die Herausgabe des Werkes zu übernehmen. Das Buch erschien unter dem Titel: „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen", und beide Bände kamen in den Jahren 1817 und 1818 rasch hinter einander heraus. Es bildete ein Ereigniß auf dem Felde der wissenschaftlichen Literatur, denn eine so geniale wissenschaftliche Auffassung der Erdkunde war noch nie versucht worden. Die großen Meister der Wissenschaft, Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, versäumten daher nicht,

ihren ungetheilten Beifall öffentlich auszusprechen, und Karl Ritter zählte von da an zu den berühmtesten Gelehrten unseres Jahrhunderts. Er war nun ein Mann von vierzig Jahren und sehnte sich nach einer freien, unabhängigen Stellung. Ein Ruf nach Frankfurt als Professor am dortigen Gymnasium kam ihm sehr gelegen. Kaum hatte er indeß, im Jahre 1819, dieses Amt übernommen, als eine noch viel ehrenvollere Aufforderung an ihn erging.

Karl Ritter wurde zum Direktor der neu organisirten Kriegsschule in Berlin ernannt, indem er zugleich Vorlesungen an der dortigen Universität über seine neuen Grundsätze der Erdkunde halten sollte. Der Erfolg seiner Thätigkeit war ein ungeheurer, und bald galt Ritter für den bedeutendsten Geographen seiner Zeit. Seine bei Reimer erschienene Erdkunde war rasch vergriffen, und die neue Auflage wurde nach einem noch viel größeren, auf zahlreiche Bände berechneten Umfang angelegt. In demselben Jahre 1822, in welchem der erste Band dieses großartigen Unternehmens die Presse verließ, wurde Karl Ritter auch zum wirklichen Professor der Erdkunde an der Berliner Universität ernannt und zugleich zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt.

So war denn Ritter in den eigentlichen, seines Geistes würdigen Wirkungskreis eingesetzt, da er nicht minder durch seine Vorlesungen wie durch seine Schriften nach allen Seiten hin die Geister belebte und anregte. Er war ein trefflicher Lehrer, und noch heute leben Tausende seiner ehemaligen Zuhörer, die ihm in aufrichtiger Verehrung ein warmes Angedenken bewahren. Ritter sprach gemessen und allgemein verständlich; dabei entwickelte er alle Gedanken so lichtvoll und in so anregender Weise, daß die Blicke Aller an seinem Munde hingen und jeder Einzelne nach beendigter Stunde das Bewußtsein mit sich trug, wieder etwas Tüchtiges hinzugelernt zu haben. Bald machte sich dieser Einfluß auf die Geister auch in einer gründlich verbesserten Behandlung des gesammten geographischen Unterrichts geltend; die ganze gebildete Welt ist dem großen Manne zu dauerndem Danke verpflichtet, daß durch die Einwirkung seiner Lehren auch die Hand- und Lehrbücher des geographischen Wissens ganz andere und viel bessere geworden sind. Sie gruppiren Länder und Völker um die sie umgebende Natur und stützen sich dabei auf die Entwicklung in Vergangenheit und Gegenwart. Seine vielen Schüler wetteiferten mit einander, im Sinne des Meisters fortzuwirken; ja sie wurden, wie der große Entdeckungsreisende Heinrich Barth, sogar unmittelbar durch ihn angeregt, auf Entdeckungen in ferne, noch unbekannte Ländergebiete, namentlich des Erdtheiles Afrika, auszuziehen und dadurch der geographischen Wissenschaft neue thatsächliche Unterlagen zu schaffen. Was den innern Geist und letzten Zweck der Ritter'schen Methode, welche die bloße Anhäufung einzelner Thatsachen verwarf, anlangt, so erstrebte er, die Einsicht in den sachlichen Zusammenhang der Erdkunde heranzubilden. Hierdurch wollte er zugleich den Blick der Menschen für jede Wissenschaft erweitern und, so weit er es vermochte, das Reich der ewigen Wahrheit fördern, auch eine immer höhere Erleuchtung jedes Einzelnen für und durch das Ganze gewinnen.



Karl Ritter.

Am klarsten geht das, was er eigentlich wollte, aus dem genauen Titel seines großen, bändereichen Werkes hervor; derselbe lautet: „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften." Vor beinahe einem halben Jahrhundert erschienen die ersten Bände, welche mit dem Erdtheil Afrika beginnen und je etwa 1000 Seiten stark sind. Seitdem sind während Ritter's Lebzeiten im Ganzen etwa zwanzig Bände, die allein über Afrika und Asien handeln, herausgekommen. So war noch immer bis zu Ritter's Tode kaum die Hälfte des Ganzen vollendet, da noch ganz Amerika, Ozeanien und Europa fehlten. Neben der fortwährend ihn beschäftigenden Leitung dieses großen Werkes fand Ritter außer seinen Vorlesungen und sonstigen Verpflichtungen auch noch entsprechende Muße zur Abfassung vieler interessanter und belehrender Aufsätze, z. B. über die geographische Verbreitung des Kameeles und des Tigers, ferner der wichtigsten Handelsgewächse u. s. w., Alles wahre Musterarbeiten von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welche auch dem großen Gesammtwerk an gelegenen Stellen einverleibt wurden. —

So suchte Ritter mit unermüdlichem Eifer die Wissenschaft nach jeder Richtung zu fördern, durch große und kleine schriftstellerische Arbeiten, durch anregende Vorträge und geistvolle Vorlesungen, durch den persönlichen Verkehr und unmittelbaren Einfluß auf jüngere strebsame Geister, wobei seine durchaus biedere und Vertrauen erweckende Persönlichkeit, sein stets bescheidenes Wesen und anspruchloses Auftreten, seine edlen Absichten im Interesse der Wissenschaft und der Menschheit wesentlich unterstützten. Daher konnte es ihm auch an entsprechender Anerkennung von außen nicht fehlen, und öffentliche Ehrenbezeigungen wie Auszeichnungen jeglicher Art wurden dem großen Manne, der jedoch in seiner Bescheidenheit hierauf nie einen besonderen Werth gelegt hat, in reichlichem Maße zu Theil. Seine selbstlose Gesinnung wurzelte in einer christlichen Denkart, welche bei Ritter den ganzen inneren Menschen durchzog, dafür aber um so weniger von ihm öffentlich zur Schau getragen wurde.

Im Jahre 1828 begründete Ritter in Berlin die „Gesellschaft für Erdkunde", welche bald durch ihre fruchtbaren Leistungen überall ein so hohes und allgemeines Ansehen erlangte, daß sie von der weltberühmten Geographischen Gesellschaft zu London als vollkommen ebenbürtige Schwester geschätzt wird.

Im Jahre 1834 ward zu Schnepfenthal das fünfzigjährige Jubelfest des Bestehens des berühmten Erziehungsinstitutes gefeiert; da versäumte auch Ritter nicht, sich warm und mit Interesse an jene erste Bildungsstätte seines Geistes zu erinnern. Als Zeichen dankbarer, inniger Verehrung ihres seligen Stifters übersandte er die Schrift: „Ueber das historische Element in der geographischen Wissenschaft." Es gewährte ihm eine große Freude, sich bei dieser Gelegenheit als einen der frühesten Zöglinge Salzmann's nennen zu können. Er bediente sich dabei auch der Buchstaben D. D. U. H., welche sich als Wahlspruch Salzmann's über dem Eingange des ersten Institutsgebäudes befinden und die beherzigenswerthe Bedeutung haben:

„Denke, dulde und handle!"

Fünf Jahre darauf, am 21. Mai 1839, starb der treueste Freund unseres Ritter, Gutsmuths, auf seinem nahe bei Schnepfenthal gelegenen Landgute Ibenhain, in einem Alter von fast 80 Jahren. Ritter betrauerte den Tod dieses seltenen Menschenfreundes wie ein dankbarer, guter Sohn die Abrufung seines herzlich geliebten, unvergeßlichen Vaters.

Zwanzig Jahre später, nach einem ruhmreichen Wirken, im Jahre 1859 am 28. September, wurde auch unser Ritter abgerufen. Er hatte acht Wochen vorher seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Ein schönes, hohes Alter, aber auch ein thatenreiches Leben, voll edler Gesinnung und hoher Bestrebungen!

Ende des Buches.